Die Familie Burk.

Die Familie Burk,

ihre

Thaten, Träume und Gedanken.

Aufgezeichnet

von

Graf Adelbert Baudissin.

Erster Band.

Mit Portraits in Holzstich.

P 1013365

Hannover.
Carl Rümpler.
1863.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Druck von August Grimpe in Hannover.

Es giebt keine interessantere Beschäftigung, als in den Straßen einer volkreichen Stadt auf und ab zu gehen und die kümmerlichen Gestalten, ärmlich gekleideten Genies, auf die Seite geschobenen Bandjuden und sonstigen Paria's der menschlichen Gesellschaft zu beobachten, wie sie sehnsüchtig den Hals aus der verschlissenen Cravatte hervorstrecken, wenn die Thür zum Bäckerladen aufgeht, oder den Mund verziehen, wenn ihre reiche Cousine in seidener Schleppe vorbeirauscht.

Ein im Zobelpelz vorübergehender Fürst der Börse ist auch eine interessante Erscheinung, namentlich wenn man weiß, daß der Glückliche eine Million Mark Banco hat, mit Korinthen handelt und eine Bibliothek besitzt, in welcher für über achtzig Thaler antiquarische Werke aufbewahrt werden, die dem braven Manne für zehn Thaler verpfändet wurden und seitdem täglich als Beweis

dienen müſſen, daß es ein ſehr ſchlechtes Geſchäft iſt, Jemandem einen „Credit“ zu eröffnen, der keinen Bürgen, kein liegendes Eigenthum, mit einem Worte, Nichts beſitzt, als recht viel Elend und recht viel Hunger.

Nicht nur der Fürſt, ſondern auch die Fürſtin der Börſe giebt Stoff zu kosmopolitiſchen Betrachtungen, beſonders wenn ſie mit ihrer Sammetſchleppe das ganze Trottoir in Anſpruch nimmt und aus dem eleganten Muff eine dicke fette Hand hervorgucken läßt, an welcher Demant und Rubin in traulicher Harmonie dem Licht der Sonne Hohn ſprechen. Das ſtattliche Paar beſitzt eine Million! Eine ungeheuer ſubſtantielle Summe, ein abgeſchloſſenes Ganzes, ein fait accompli, eine lebensfähige Exiſtenz! Eine Million Mark Banco! Uns bleibt kein anderer Troſt als der, mit Hülfe des Rechnenbuches, Banco in preußiſch Courant zu verwandeln, und wir gelangen zu der überaus tröſtlichen Gewißheit, daß ein preußiſcher Thaler zwei ganze Mark Banco in ſeinem Innern enthält.

Unſre Angſt vor dem koloſſalen Begriff verſchwindet; die Summe, die uns eben erſchreckte,

ſchrumpft bis auf die Hälfte zuſammen und ſagt: „Bitte, ſehen Sie mich nicht ſo ehrfurchtsvoll an, ich bin nichts Ganzes, nur ein Halbes, und ach Gott, ſelbſt das nicht, der Cours ändert ſich täglich, und wie ich geſtern ein Achtel Procent geſtiegen war, bin ich heute ein Sechstel gefallen.“

„Ach ſo!“ brummen wir für uns hin, „alſo nur eine halbe Million, bitte um Entſchuldigung!“ Wir bekommen Angſt. Daſſelbe Vermögen, welches durch ein einfaches Rechnen-Exempel ſo in ſich gehen konnte, kann am Ende ganz und gar aufhören zu exiſtiren, und was ſollen die armen Menſchen dann wohl anfangen, die ſo verwöhnt und mit Luxus umgeben geweſen ſind und nun plötzlich an der Straßenecke den Hut abziehen und an die Nächſtenliebe appelliren, die ſie früher nicht gekannt? Wir möchten in die Taſche greifen und dem Manne im Zobelpelze einen Groſchen in die Hand drücken; er braucht ihn zwar heute noch nicht, aber morgen, oder übermorgen vielleicht, wenn die Korinthen nicht gerathen. Die Korinthen! die Korinthen!

Wir ſtecken den Groſchen wieder zu ſeinem Zwillingsbruder und einzigen Compagnon, dem

es ſchon ängſtlich wurde bei dem Gedanken, ganz allein in der großen Taſche verweilen zu müſſen, und bleiben vor einer Trödelbude ſtehen, in welcher ein Judenjunge Alles „wallfeil, wallfeil“ verkauft. Die Sachen in der Bude haben faſt ſämmtlich einen Preis, das Bügeleiſen und die Cigarrenſpitze, die Schuhbürſte und die Zahnbürſte; es iſt Alles „wallfeil, wallfeil.“ Der Judenjunge hat eine gute Bruſt. Er ruft zwölf Stunden lang, ohne auszuruhen „wallfeil, wallfeil!“ und die Menſchen, die ſich von dem Rufe verlocken laſſen und Alles ſehr theuer finden, was der Jude ihnen anbietet, erregen unſer Intereſſe in dem Grade, daß wir über ſie den Zobelpelz und die halbe Million, die Sammetſchleppe und die Korinthen vergeſſen.

Da ſteht ein armes, in einen abgeſchliſſenen und Gott weiß wie oft gewaſchenen, geflickten, verſetzten und wieder eingelöſten Kattunrock gehülltes Weib. Die Arme hat ſieben Kinder und einen kranken Gatten. Seht nur in ihr Auge, in ihre edlen, trotz des Hungers und der vielen Thränen hübſch gebliebenen Züge! Es liegt eine ganze Geſchichte in dem guten blaſſen Geſichte: Verheißung

glücklicher Tage, getäuschte Hoffnungen und Erwartungen, Kämpfe gegen tyrannische Wucherer, Vergebung der Sünden, Ausdauer im Leiden, Nächsten- und Mutterliebe, Wachen und Gebet und der Vorsatz, in Zukunft noch weniger essen, aber doppelt so viel arbeiten zu wollen als früher. Es zuckt ein seliges Lächeln durch das Gesicht der armen Frau. Da liegt ein bunter Gummi-Ball; er ist wallfeil, wallfeil, kostet nur einen Groschen, und der Kleine daheim im elenden Bettchen, der nach den Masern halb blind geworden ist und später ganz erblinden wird, würde so glücklich, ach, so über alle Beschreibung glücklich sein, wenn er den Gummi-Ball mit den grellen bunten Farben hätte! — aber für den Groschen kann die Mutter etwas Nützlicheres kaufen, Salbe für die thränenden Augen; sie lächelt noch einmal über den Freudenschrei, den der Kleine ausgestoßen haben würde, drückt die abgemagerten Hände an das arme pochende Mutterherz — und geht mit dem Troste von dannen: „ein andermal, mein Liebling!“

Und bekommt der arme Kleine den Ball nicht? Doch! Er bekommt ihn! Ich habe ja zwei Groschen

in der Taſche; für den einen kaufe ich den Ball, für den andern die Augenſalbe, und für beide erhalte ich von der Mutter einen Blick, einen Blick! — doch, es läßt ſich nicht Alles beſchreiben auf dieſer Welt! —

Ich ſtelle mich wieder neben die Trödelbude. „Wallfeil, wallfeil!“ ruft der Judenjunge, und ein langer hagerer Mann mit ſchiefgetretenen Abſätzen, die Hände in der zerriſſenen Hoſentaſche und einen breitgekauten Cigarrenſtummel im Munde, pflanzt ſich neben mich. Das Geſicht ſollte ich kennen! Es iſt ein langes, aſchfarbenes, ſeit acht Tagen nicht raſirtes, mit lüderlichen Furchen und Falten durchzogenes Geſicht; die dicke Naſe hängt über der Haſenſcharte herab, die Unterlippe iſt feſt an die Zähne angezogen, das Haar iſt voll Bettfedern und kleiner Endchen von Strohhalmen. Der lange hagere Mann zieht die Schultern in die Höhe, drückt die Ellenbogen an den Leib, und muſtert mit prüfendem Blick die Käufer. In dem Gedränge bleibt der Zobelpelz ſtehen, der Compagnon meines Nachbars vertritt ihm geſchickt den Weg, und die Hand meines Nachbars löſt mit großer Gemüthsruhe die goldene Uhrkette des Zobels.

Es ist nur ein kurzer Augenblick seliger Täuschung. Das Pfandhaus, ein Platz am warmen Ofen und ein Beefsteak schweben den beiden Gaunern nur eine Sekunde lang vor; — in der nächsten Sekunde fühlen sie den Faustschlag eines Mannes auf ihrer Schulter. Sie drehen sich um und erkennen ihren Verfolger, der ihnen schon seit acht Tagen nachschleicht, um sie ins Zuchthaus abzuführen.

„Es hat nicht sein sollen," murmelt mein Nachbar, während er sich Handschellen anlegen läßt. Mir war es gleich gewesen, als hätte ich ihn schon früher einmal gesehen; jetzt erkannte ich ihn wieder. Er gab mir vor fünf Jahren ein Diner in Wiesbaden, weil er Tags zuvor die Bank gesprengt hatte; seitdem hat er im rouge et noir Unglück gehabt.

„Wallfeil, wallfeil!" ruft der Judenjunge, und läßt sich kaum Zeit, die blau angelaufenen Hände mit dem warmen Athem anzuhauchen. „Wallfeil, wallfeil!"

Ein Ehepaar drängt sich heran und handelt um eine Lichtscheere. Der Mann ist noch jung, aber schwindsüchtig; kaum 25 Jahre alt und schon

ein Opfer des Todes. An ſeinem Arme hängt ein reizendes, ärmlich aber ſauber gekleidetes Weib. Sie hat vor drei Tagen geheirathet und iſt heut zum erſten Male mit ihrem Gatten ausgegangen, um die nothwendigſten Gegenſtände einzukaufen; er hat ſich geſtern Abend beim Putzen des Talglichts die Finger verbrannt; die Krankheit macht ihn reizbar und verdrießlich; er hat geſcholten und ſie hat die erſten Eheſtands-Thränen geweint. Heute Morgen, nach dem Frühſtück, hat ſie ihren Gatten warm eingemummt, damit er ſich in der kalten Morgenluft nicht erkälten möge; ſie ſelbſt iſt leicht gekleidet, denn das Glück in ihrem Herzen erwärmt ſie und der Mantel iſt zu gut, um an Wochentagen getragen zu werden. Die Trödelbude hat ſie ſchon als Braut gekannt, und was ſie von ihrem ſpärlichen Wochenlohn hat erübrigen können, iſt in ihr für Einrichtungsſtücke niedergelegt worden, bald für ein halbes Dutzend Taſſen und zinnerne Theelöffel, bald für eine kleine Wanduhr mit einem Wecker, der aber nicht weckt, aber leicht vom Uhrmacher reparirt werden kann.

Nach der Trödelbude zog ſie heute ihren Gatten. Sie weiß, daß unter dem Gerümpel eine

Lichtſcheere liegt, — rechts in der Ecke neben dem Bügeleiſen und der Lichtform liegt ſie. Richtig! da iſt ſie! Es fehlt ihr freilich vorn die Spitze und die Feder iſt nicht zum beſten; aber ſie putzt doch, man verbrennt ſich die Finger nicht dabei, ſie iſt wallfeil, wallfeil, und in dem kleinen grünſeidenen Beutel ſteckt noch, in Papier eingewickelt, ein ganzer preußiſcher Thaler, der für „Ausſteuer-Gegenſtände" verausgabt werden darf. Zwei Groſchen koſtet die Lichtſcheere. Die kleine Frau blickt ihren Gatten fragend an, er zwingt ſein Geſicht zu einem freundlichen Lächeln, nickt bejahend, und als fürchte ſie, daß ihr Jemand die Lichtſcheere vor der Naſe wegkaufen könne, greift ſie mit der kleinen warmen Hand darnach und reicht dem Judenjungen den preußiſchen Thaler. Der Jude wechſelt, giebt achtundzwanzig Groſchen zurück, will die Lichtputze einwickeln, aber ſie giebt ſie nicht wieder her, ſondern verbirgt ſie unter einem Taſchentuch in ihrem Körbchen. Wie ſie ſich auf den Abend freut! Ihr Gatte kann jetzt ruhig und ungeſtört bei Lichte ſeine Bücher copiren und Rechnungen abſchreiben, und wenn der böſe Docht zu lang wird, kann ſie ihn putzen, ohne daß ſie

ſich die Finger verbrennt oder auch nur ſchwärzt. Es fehlt ihrem Glück jetzt Nichts mehr! Sie wird nicht mehr weinen, denn er hat ja keine Urſache mehr, ungeduldig zu werden. Arme kleine Frau! Es iſt Januar, und wenn der März kommt mit ſeinen Oſtwinden, dann kommt der Tod und raubt Dir Deinen Gatten. Manche lange Nacht wirſt Du an ſeinem Krankenbette wachen, manches liebe Mal wirſt Du den Docht des Lichts putzen, manche liebe Stunde wirſt Du daſitzen mit der Lichtſcheere in der Hand und bitterlich weinen!

„Wallfeil, wallfeil!“ ruft der Judenjunge, und ein Mann tritt an die Bude, ein Bild der Sorgen, des Kummers und der Verzweiflung. Er iſt noch in den beſten Mannesjahren, aber Haar und Bart ſind ſchneeweiß, das Haupt iſt nach vorn geſenkt, die ganze Geſtalt iſt von Kummer zuſammengedrückt. Die ärmliche Kleidung iſt ſauber gehalten, ſogar die geflickten Stiefeln ſind blank geputzt. Der junge Greis war früher Oberſt eines Regiments und kämpfte mit Deutſchlands Volk für Deutſchlands Recht und Deutſchlands Ehre. Ich habe ihn geſehen, wie er hoch zu Roß an der Spitze ſeiner Braven dem Feinde entgegen-

ſtürmte; ich habe ſein Auge leuchten ſehen von Stolz und Luſt, als er im Donner der Schlacht die deutſche Fahne ſchwenkte! Jetzt iſt er ein bettelnder Greis. Er zeichnet Stickmuſter für Putzladen, und wenn er zwölf Stunden angeſtrengt arbeitet — und Abſatz für ſeine Arbeit findet, dann hat er Brod für ſeine Kinder. Er will ein Tintenfaß kaufen, ein ganz einfaches und billiges. Der Jude hat keins und der Oberſt wendet ſich ab, um weiter zu gehen. Unſere Blicke begegnen ſich, wir reichen uns die Hände und ſcheiden, ohne uns angeredet zu haben. Wir hatten uns Nichts zu ſagen; wir wußten, daß uns Beiden Nichts geblieben, als die Hoffnung.

Ich ſehe dem Oberſten nach, wie er gebeugt die Straße fortwandert. Er bleibt vor einem Orgeldreher ſtehen, greift in die Taſche und reicht dem armen Invaliden einen Groſchen. Der Invalide diente einſt im Regiment des Oberſten; bei Idſtedt auf der Haide verlor er ein Bein. Jetzt bettelt er ſich durch das Leben und ſingt zur Orgel „Was iſt des Deutſchen Vaterland!“ Er hat das Lied ſchon zehntauſendmal geſungen; trotzdem erhebt er die Stimme lauter, trotzdem ſtemmt er

den Stelzfuß feſter gegen die Erde, leuchtet ſein Auge ſtolz, wenn er die Worte ſingt „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“ Der Oberſt und der Invalide ſind nach den gewöhnlichen Begriffen „Menſchen, mit denen man nicht verkehren kann, weil ſie ſchlecht gekleidet ſind und ſich gar zu ärmlich durchſchlagen;“ ſie gehören beide zu der Kategorie von Menſchen, die man nicht kennen darf, wenn man ihnen zufällig auf der Straße begegnet; mit einem Worte, es ſind ein Paar Lumpen und der Zobelpelz mit der Million iſt ein ganz anderer Mann. Nun ja, was Reichthum betrifft, da iſt der Zobelpelz allerdings ein ganz anderer Mann; aber auch in Bezug auf Muth, Tapferkeit, feine Erziehung, Adel der Geſinnung und Vaterlandsliebe? — Vaterlandsliebe!

„Wallfeil, wallfeil!“ ruft der Judenjunge, und ein bartloſer Burſche drängt ſich heran, um für das Geld, das er ſeinem Herrn aus der Caſſe geſtohlen, irgend etwas, ganz einerlei was, zu kaufen. Er hat heute zum erſten Male lange Finger gemacht; in jeder Miene ſeines ſtark gerötheten Geſichts ſteht es geſchrieben: „Ich bin ein Dieb;“ — aber das Geld brennt ihm in der

Taſche, er muß es ausgeben, einerlei, wofür. Da liegt ein Raſirmeſſer; der Judenjunge ſagt, es ſei ſcharf und nehme den Bart unter der Haut weg; er blickt dem jungen Verbrecher ins Auge, fordert den doppelten Preis, ruft „wallfeil, wallfeil!“ und ſteckt den geſtohlenen Thaler in die Taſche. Da erwacht die Reue in dem jungen Burſchen. Sein Geſicht wird leichenblaß; vor einer Minute hätte er das Geld noch zurückbringen und in die Caſſe legen, vor einer Stunde hätte er ſein Verbrechen eingeſtehen und Verzeihung erflehen können! — Jetzt iſt Alles vorbei! Das Meſſer wird ihn verrathen; ſein Herr wird ihn fragen, woher er es habe, wird Nachforſchungen anſtellen; er wird endlich bekennen, ſeinem Herrn zu Füßen fallen; ſein alter Vater wird um Gnade bitten — umſonſt, es iſt Alles, Alles vorbei und bald trägt ihn ein Segelſchiff nach Amerika, wo er am Fieber in Armuth und Elend zu Grunde gehen wird.

„Wallfeil, wallfeil!“ ruft der Judenjunge. „Alles wallfeil, wallfeil!“ Ein altes Weib, den Kopf mit einem verblichenen gelben Tuche umwickelt, die Füße in ausgetretene Filzſchuhe begraben, windet ſich durch die Käufer und bringt dem

Judenjungen einen Topf voll Suppe. Während ſie aus ihrem Taſchentuch eine Semmel und einen zinnernen Löffel herauswickelt, ergreift der Judenjunge mit beiden Händen den Topf und löffelt mit der Gier eines halbverhungerten Jagdhundes die Suppe mit den kalt gewordenen Fettaugen hinunter; fauſtgroße Stücke der altbackenen Semmel bleiben ihm im Munde ſtecken; er würgt ſie aber hinunter, und kaum hat er das letzte Reſtchen verſchluckt, als er ſein „wallfeil, wallfeil!“ von Neuem ertönen läßt. „Hat's Dir geſchmeckt, Abrahamche?“ fragt die Mutter, nachdem ſie den Löffel abgeleckt, „hat's Dir geſchmeckt, Abrahamche?“ „Es ſchmeckt nach mehr,“ antwortet Abraham, die Mutter ſchüttelt den Kopf und trippelt wieder nach Hauſe.

Ein Mädchen nähert ſich der Trödelbude, ein bezaubernd ſchönes Mädchen. Seht nur den junoniſchen Wuchs, das Ebenmaß ihrer Glieder, die edle Form des Kopfes, den Schnitt des Geſichts, die Fülle des Buſens, die ſchlanke Taille! Betrachtet die reichen goldgelben Locken, das große ſanfte, blaue Auge, den Schnee ihres Teints! Und was iſt das Loos dieſes ſchönen Haidemädchens? Es iſt mit einem zottigen Hunde vor einen Torf-

wagen gespannt und theilt mit seinem Gefährten die letzte Krume Schwarzbrod. Das Mädchen wandelt nicht auf Rosen! Hundefuhrwerke sind vom Trottoir verbannt; die schlechten, schmutzigen und holperigen Wege sind gut genug für das schöne Mädchen, und wenn auch das Seil um ihren Nacken tiefer einschneidet in die schöne Schulter, den jungfräulichen Busen wund drückt bei den Stößen, die der Wagen auf dem Straßenpflaster bekommt, einerlei, der Zobel will nicht genirt sein, die Sammetschleppe muß Platz haben, denn — die Korinthen, die Korinthen!

Das schöne Mädchen hat nicht still gehalten, um etwas zu kaufen; es braucht Nichts, und wenn es auch Etwas brauchte, so fehlt es ihm an Geld. Aber der Hund ist müde geworden; bittend hat er ihre Hand geleckt, winselnd hat er zu ihr emporgesehen, und mitleidig hat sie den schweren Wagen allein über die Gosse nach einem Plätzchen gezogen, wo sie ausruhen und ihr „Mittagsbrod" mit dem treuen Thiere theilen kann. Keine Krume geht verloren; der Hund leckt die Hand ab, die ihn liebevoll gefüttert, er leckt das Tuch, worin das Brod geschlagen war. Der kalte Wind durch-

ſchauert das Mädchen; es erhebt ſich wieder, ſchlingt das Seil um ſeinen Nacken, ſtreichelt den rauhen Kopf des Hundes, zieht an, einmal, zweimal — beim dritten Male drehen ſich die Räder, der Schmerz iſt überwunden, den der Stoß beim Paſſiren der Goſſe verurſacht, und mit melodiſcher Stimme ruft das ſchöne Kind der Haide „Torf, Torf, kauft Torf!“

Ein unabſehbarer Zug kleiner Mädchen und Knaben nähert ſich; die kleinſten gehen voraus, die größeren folgen paarweiſe hinterher; alle ſind gleich gekleidet, die Mädchen in blaue Röckchen mit weißen Schürzen, die Knaben in blaue Wämmſer und Hoſen. Es ſind Waiſenkinder, die ihren Umzug halten und um eine Gabe bitten, denn morgen kommt das Chriſtkindchen, morgen erglänzen die Tannenbäume, morgen, ach morgen iſt der wundervolle Weihnachtsabend, an dem die Eltern ihre Kinder ans Herz drücken und mit Liebesgaben beſchenken. Aber ein Waiſenkind hat keine Eltern; ein Waiſenkind iſt ein armes Kind! — ! —

Schaudernd vor Kälte gehen die kleinen Armen paarweiſe neben einander her; Kinder von fünf und ſechs Jahren, kleine blühende Geſchöpfe

mit Flachshaaren und rothen Backen, die keinen Vater und keine Mutter haben, aber in jedem freundlich lächelnden Mann, in jeder freundlich lächelnden Frau ſo gern, ach ſo gern Vater und Mutter lieben würden.

Eine Gabe für die armen Waiſenkinder! Flehen ſie umſonſt? Nein! Aus der Hütte, wie aus dem Pallaſt drängt es ſich heraus! Jeder will geben, Jeder will eine kleine erfrorene Hand drücken; Jeder will in ein glückliches Kindergeſicht ſehen; Jeder, habe er Kinder, oder habe er ſie ſchon begraben und für immer verloren, will geben. Der Zobelpelz und die Sammetſchleppe, das Haidemädchen und der Invalide, der Gauner und die Mutter mit dem Gummi-Ball, Alle, Alle eilen herbei und öffnen Herz und Hände.

Der Oberſt ſteht neben dem Zobel und ſieht, wie er einen ganzen Thaler in die Hand eines allerliebſten kleinen Knaben drückt. Einen Thaler! den fünfhunderttauſendſten Theil ſeines Vermögens! Und der Oberſt? Nun, er borgt auf ſeine Uhr zwei Thaler vom Judenjungen und ſchenkt ſie einem kleinen häßlichen, und nur ärmlich gekleideten Kinde; der

Kleine theilt die Gabe mit ſeinem Nebenmanne, einem blinden Knaben, den er an der Hand führt. Glücklicher Menſch! Er hat mehr geben können, als der Zobelpelz, eine Million mal mehr! Zobelpelz, behalte Deine Million Mark Banco! Nicht um zehn Millionen würde der Oberſt mit Dir tauſchen, obgleich er nicht weiß, wie er ſeine Uhr wieder einlöſen ſoll. „Denke an die Korinthen, die Korinthen!“

Erstes Capitel.

„Machen Sie die Thür zu, es möchten Mäuse hereinkommen," kreischte die Schwägerin, als ein Fremder ins Zimmer trat und sich erkundigte, ob Herr Burk zu Hause sei.

„Mäuse?" fragte er, „haben Sie Mäuse?"

„Wir haben keine, aber wir könnten doch welche haben," antwortete sie, indem sie ängstlich auf den Fußboden blickte.

„Allerdings, Sie könnten Mäuse haben, viele, sogar sehr viele!"

„Um's Himmels willen schweigen Sie! Oder sprechen Sie, denn Sie scheinen ein einsichtsvoller Mann zu sein, der auch an das glaubt, was sein könnte. Herr Burk spricht immer nur von dem, was ist und sein wird, und versteht mich nicht,

wenn ich ſage, daß etwas ſein könnte. Es könnte gar Vieles ſein."

„Ganz gewiß," entgegnete der Fremde lächelnd, „das Haus könnte z. B. brennen, ein Erdbeben könnte die Stadt verſchlingen, der Mond könnte auf uns herabfallen und die Sündfluth könnte wiederkehren —"

„Halten Sie ein! Meine Nerven!" flehte die Dame. „Das iſt es ja, was ich täglich ſage, wenn ich die Menſchen ſich freuen ſehe über dies oder jenes. „Es könnte Alles ganz anders ſein, ſage ich, und ſtatt daß Herr Burk Millionair iſt, könnte er von Räubern gekapert, ſchwarz angeſtrichen und als Neger verkauft werden; ſtatt daß ich hier bei meinem Spinnrad ſitze, könnte ich — ach Gott, was könnte ich nicht Alles; und ſtatt daß die Braut luſtig aus der Kirche nach Hauſe fährt, könnten die Pferde durchgehen und gegen einen Eiſenbahnzug laufen! Herr, mein Erlöſer, ja!" rief ſie und ſchlug beide Hände vor die Stirn, als wolle ſie die Augen bedecken, damit ſie das Schreckliche nicht ſähen.

„Dies Alles verhindert mich aber nicht zu fragen, ob Herr Burk zu Hauſe iſt," hub der

Es könnte etwas passiren!

Fremde nach einem augenblicklichen Schweigen wieder an.

„Ob Herr Burk zu Hause sein könnte? Du lieber Himmel, ich hoffe, daß er zu Hause ist, denn wenn er es nicht wäre, dann könnte ja etwas passirt sein, er könnte übergefahren, von wilden Pferden todt getreten, von Meuchelmördern überfallen und erstochen worden sein — ja, ich wage im Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit zu sagen, „Herr Burk ist zu Hause."

„Ich danke Ihnen," sprach der Fremde mit einer Verbeugung. „Es thut meinem Herzen wohl, zu erfahren, daß Herr Burk zu Hause ist. Und dürfte ich wohl so unbescheiden sein zu fragen, wo und in welchem Zimmer ich Herrn Burk finden könnte?"

„Ich könnte Ihnen das sagen, mein Herr, und ich würde es Ihnen sagen, wenn ich gewiß wäre, daß es keine übeln Folgen haben könnte. Herr Burk erhält so viele Besuche, wird so in Anspruch genommen mit Aufforderungen zu subscribiren für private und öffentliche Zwecke, deutsche Flotte, zoologischen Garten, Museum, Nationalverein, vertriebene Preußen und weggejagte Schles-

wig-Holsteiner, Irrenhäuser und Gascompagnieen, Asphalttrottoire und Armensuppen, daß, da der Fall denkbar ist, daß auch Sie ein Wohlthätigkeitsagent wären, welcher den Versuch machen könnte, Herrn Burk, meinen sehr geschätzten Vetter und Schwager —"

„Um Vergebung, Sie sind die Cousine des Herrn Burk?"

Die Dame blickte über ihre Brille weg und nickte.

„Und seine Schwägerin?"

„Und seine Schwägerin!"

„Eine geborene Güter also! Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen präsentire. Ich heiße Eduard Ernst Emil Güter."

Die Schwägerin (da sie von aller Welt so genannt wurde, wollen wir sie auch unter dieser Bezeichnung einführen) ließ die Arme sinken und sah dem Herrn Eduard Ernst Emil Güter mit einem halbohnmächtigen „Warum nicht gar?" ins Gesicht.

Es trat eine kleine verlegene Pause ein, in welcher keins von Beiden ein Wort zu sprechen wagte. Wir wollen diese Pause benutzen, um die

Schwägerin und Herrn Güter zu ſkizziren, und da dem ſchönen Geſchlecht der Vorzug gebührt, wollen wir zuerſt von ihr ein Portrait zu entwerfen ſuchen.

Thereſe Güter, alias die Schwägerin, war ein gefühlvolles Mädchen in den vierziger Jahren, weder hübſch noch häßlich, blond, mit einem grauen Teint, zwei großen ausdrucksloſen Augen und einer kleinen Warze auf der rechten Seite des Mundwinkels. Sie hätte eben ſo gut funfzehn wie vierzig Jahre alt ſein können, wenn ſie noch vollſtändige Zähne und weniger Falten gehabt hätte. Man ſah ihr an, daß ſie ihr ganzes Leben hinter einem, mit eleganten Blumentöpfen geſchmückten Fenſter und mit einem kleinen Hündchen auf dem Schooß zugebracht hatte. Sie hätte im Fall der Noth eine Piſtole abgefeuert, glaubte aber nicht an das Daſein des Glücks, weil ihr Jugendgeliebter — ſie hatte nur einen Mann zu feſſeln gewußt — plötzlich verſchwunden war und ſich, einem unbeſtimmten Gerüchte zu Folge, in Californien mit einer Indianerin verheirathet hatte. Sie erkannte nur ein Faktum an, und zwar das betrübendſte von allen, die heimliche

Flucht ihres Geliebten. Da ſie in gänzlicher Ungewißheit über ſein Schickſal geblieben war, hatte ſie ſich daran gewöhnt, tauſend mögliche Hypotheſen über die Urſache ſeines Verſchwindens und ſeine einſtige Wiederkehr aufzuſtellen, und war allmälig mit dem, was ſein und kommen könnte, ſo beſchäftigt, daß ſie darüber vergaß, was war und ſein wird. „Er könnte wiederkommen," war ihr Glaubensbekenntniß; „er hätte mich heirathen können, und er würde es noch thun, wenn er könnte," waren die Themata, durch welche ſie die Stubenmädchen in eine ſolche Aufregung verſetzte, daß es keine länger als drei Monate in ihrem Dienſte aushielt.

Die ſchwere Prüfung, welche das Schickſal ihr auferlegt, hatte die Schwägerin nicht mit Galle gegen ihre Nebenmenſchen erfüllt, ſondern ſie auf den „Conjunctiv geſetzt," wie ihr Schwager ſagte, oder ſie „fürchterlich gemacht," wie ihre Nichten ſich ausdrückten. Im Grunde ihres Herzens war ſie gut; ſie weinte zwar keine Thräne über fremdes Elend, half aber, wenn es in ihren Kräften ſtand; ſie war keine Betſchweſter, ging aber in die Kirche und hörte mitunter auf die Rede des

Paſtors; ſie ging in keine Geſellſchaften und beſuchte die Theater nicht, weil ja ein Feuer ausbrechen und alle Anweſenden verbrennen könnte, wie einſt in Paris im Palais des öſterreichiſchen Geſandten. Um es kurz zu machen, die Schwägerin war ein altes Mädchen mit möglichſt wenig böſen Eigenſchaften, mit dem es aber Niemand auf die Länge aushielt, weil ſie nie im Präſens lebte und ſich nur in der „möglichen" Zeit bewegte.

Sowie aber die Erinnerung an Amerika und beſonders an Californien in ihr wach gerufen wurde, war es um ſie geſchehen. Das Bild ihres Geliebten erwachte dann in ihrem Buſen, die alten Wunden brachen auf und ein Sturm zog durch ihr Herz, der tagelang anhalten und für Alle gefährlich werden konnte, die mit ihr in Berührung kamen. Namentlich war es Herr Burk, der in ſolchen Stunden des Sturms ſein Marsſegel einzog und den Curs zu ändern ſuchte, damit er aus ihrem Bereiche entwiſche.

Die Schwägerin ließ die Arme ſinken und blickte in das Auge des Herrn Eduard Ernſt Emil Güter, während er mit einem Ausdruck, als betrachte er mit ganz ſpeciellem Intereſſe die

Conſtruction eines Spinnrads, unverwandt das Erbſtück anſtarrte, auf welchem die Schwägerin ihren Flachs zu ſpinnen pflegte. Er war ein langer hagerer Mann mit ſchwarzem, in der Mitte geſcheitelten und in den Schläfen zu künſtlichen Locken gedrehten Haare, großen dunkeln Augenbrauen, einer hervorſtehenden, ſtark markirten Naſe und einem Munde, dem es offenbar nicht darauf ankam, daß die Speiſen, die ihm vorgehalten wurden, zu den allerbeſten gehörten, wenn ſie nur in gehörigen Quantitäten ſervirt wurden. Das Sonderbarſte und Auffallendſte in ſeinem Geſicht waren die Augen, die wie eine Auſter in der Schale ſaßen, und gänzlich verſchwanden, ſowie die Deckel geſchloſſen wurden. Hatte er die Augen geöffnet, ſo ſchien es, als ob er die größte Anſtrengung machen müſſe, um den Augapfel am Hervortreten zu verhindern; ſchloß er ſie, ſo ſuchte man vergebens nach einer Reminiscenz der ſchwarzen Kugel, die ſich eben vorher liſtig hin und her bewegt hatte. Wir bedauern, eingeſtehen zu müſſen, daß das Aeußere des Herrn Güter nichts Anziehendes hatte. Er beſaß einen unverhältnißmäßig kurzen Oberkörper und ausnehmend lange

Beine und Arme, so daß seine Hände fast bis an die Kniee herabreichten, und seine Weste dicht unter der Cravatte aufhörte. Dabei trug er sich steif und gerade, drehte den Kopf auf eine Seite und wußte den Mund zu einem Lächeln zu verziehen, das bescheiden sein sollte, aber gerade den entgegengesetzten Eindruck machte.

Herr Güter war der Erste, das Schweigen zu brechen.

„Komme aus Amerika," sagte er. „Kam gestern und bin begierig, Herrn Burk zu sprechen."

„Aus Amerika! Es könnten noch Mehrere aus Amerika kommen."

„Es könnten kommen, werden kommen und sind gekommen."

Die Schwägerin warf sich in ihren Lehnstuhl zurück und drückte beide Hände auf das Herz.

„Setzen Sie sich," sagte sie mit verhaltenem Athem.

Herr Güter setzte sich.

„Aus welchem Theil Amerika's kommen Sie?"

„Aus dem südlichen."

„Weit von Californien?"

„Sehr weit."

„Haben Sie viele Deutſche, unglückliche Deutſche in Amerika kennen gelernt, die ſich nach ihren Lieben in der Heimath zurückſehnen?“

„Viele!“

„Auch ſolche, die ein liebendes Herz geknickt und unter die Wilden gegangen ſind?“

„Auch ſolche.“

„Kennen Sie die Namen Solcher?“

„Meyer, Schultze, Schmidt, Müller!“

„Müller! Müller ſagen Sie?“

„Müller, ſage ich.“

„Und die Müllers könnten zurückkehren, wenn ſie wüßten —“

Hier ſtockte die Schwägerin, denn ſie hörte einen Tritt auf der Treppe, und wußte, daß das Hausmädchen ſie zum Frühſtück rufen werde. Im nächſten Augenblick öffnete ſich die Thür, ein niedliches Dienſtmädchen trat ein und bat das Fräulein, zu erſcheinen. „Die Herrſchaften warten ſchon,“ fügte das Mädchen mit einem verwunderten Blick auf Herrn Güter hinzu.

Die Schwägerin erhob ſich von ihrem Sitze, ſchritt auf den erſtaunten Gaſt zu, legte eine Hand auf ſeine Schulter und ſagte: „Ich weiß,

daß Sie Aufträge an mich haben könnten. Wann werden wir uns wiedersehen?"

„Wann Sie befehlen — ich möchte aber Herrn Burk sprechen."

„Herr Burk wird jetzt frühstücken und dann auf die Börse gehen —"

„Werde ihn begleiten, werde mit ihm frühstücken," antwortete Herr Güter, indem er seinen Hut von der Erde aufhob und der Schwägerin mit großer Galanterie die Thür öffnete.

„Herr Burk könnte es aber vorziehen, allein zu frühstücken, allein auf die Börse zu gehen, und da Ihr Auftrag für mich sein könnte —"

„Tante!" rief in diesem Augenblick eine silberhelle Stimme, „Tante! das Frühstück wird kalt."

„Es könnte kalt werden," erwiderte die Schwägerin und schritt auf die Thür des Eßzimmers zu.

Herr Güter schien nicht der Mann zu sein, der einem Frühstück ausweicht. Er folgte der Schwägerin und trat mit der gelassensten Miene von der Welt in den Saal, machte rechts und links seine Verbeugung, schloß die Augendeckel und erwartete mit sichtbarer Ruhe, daß der Hausherr

ſich ihm vorſtellen laſſen würde. Als er aber eine oder zwei Minuten vergeblich neben der Thür auf eine Anrede gewartet, öffnete er die Augen, ſchritt auf Herrn Burk zu und ſagte mit einem freundlichen Lächeln: „Sie ahnen nicht, wen Sie vor ſich haben, Herr Burk.“

„In der That, nein!“

„So iſt meine Ahnung in Erfüllung gegangen, und was ich unter dem Schatten der rauſchenden Palme im glühenden Brand der Sonne Braſiliens gehofft, iſt Wahrheit geworden.“

Herr Burk griff ſich nach der Stirn, um ſich zu überzeugen, ob er wache oder träume, und da er fand, daß erſteres der Fall war, trat er einen Schritt näher und ſagte in keinem allzu polirten Tone: „Ich kenne Sie nicht, habe keine Zeit, wünſche zu frühſtücken und mache meine Geſchäfte auf der Börſe ab.“

„Ganz ſo, wie ich es mir gedacht hatte,“ erwiderte Herr Güter, „auf ein Haar, bis ins kleinſte Detail! Bitte ſich übrigens nicht ſtören zu laſſen, werde mit Ihnen frühſtücken; ſchmeckt mir Vormittags immer am beſten. Bitte, nehmen Sie Platz!“

Etwas Aehnliches war Herrn Burk noch nicht geboten worden. Er, ein Muſter philiſtröſer Ariſtokratie, der ſeinen ganzen Ehrgeiz darin ſuchte, genau ſo zu leben, zu ſprechen und zu denken, wie ſein ſeliger Vater und Großvater gelebt, geſprochen und gedacht hatten; er, der lieber tauſend Mark Banco eingebüßt, als drei Groſchen Strafe für verſpätetes Eintreffen auf der Börſe bezahlt hätte; er, der ſein Haus wie ein Heiligthum anſah, in welchem die alten Familienbilder, mit lateiniſchen Wahlſprüchen in der Ecke des Rahmens, wie Hauspenaten verehrt wurden; er, Herr Burk, der eine Million commandirte und dabei eingefleiſchter Urweltsphiliſter war, ſah einen Fremden, und noch dazu keinen ſehr fein gekleideten Fremden in ſeinem eigenen Zimmer und wurde von ihm eingeladen, ſich an ſeinem eigenen Tiſche ſatt zu eſſen! Er ſowohl, wie ſeine beiden Töchter ſahen ſich ſtarr vor Erſtaunen an und ſuchten vergebens nach Faſſung.

Herr Burk ſtand im Begriff, die Klingel zu ziehen und die Hülfe ſeiner Comtoirarbeiter in Anſpruch zu nehmen, und es würde mit unſerm Roman ein trauriges Ende genommen haben,

wenn die Schwägerin nicht ihren Mund geöffnet und die Worte ausgesprochen hätte: „Herr Burk, der Herr könnte aus Amerika kommen; er könnte Aufträge haben.“

Nun giebt es für jedes Volk, jede Familie und jedes Individuum ein bestimmtes Etwas, bei dessen Erwähnung das Volk, die Familie und das Individuum erbebt oder erglüht. Der Tyroler ballt die Faust, wenn er Mantua nennen hört, der Italiener jubelt, wenn man ihm von Garibaldi spricht, dem Franzosen erweckt Moskau frostige Erinnerungen, und dem Deutschen thut es wohl, wenn er das Wort „Bundestag“ hört. Wie aber der Preuße erschrak, wenn man von Jena sprach und wie Napoleon I. zusammenzuckte, als er Helena nennen hörte, so fuhr Herr Burk zusammen, sobald seine Schwägerin Amerika nannte. Und hierzu hatte der gute Mann seine triftigen Gründe. Seine Schwester Veronika war vor zwanzig Jahren mit einem entfernten Vetter seiner Frau dorthin ausgewandert, weil sie eine Mesalliance gemacht und einen armen Schlucker geheirathet hatte. Es war ihr in dem fernen Lande nicht zum besten ergangen, sie hatte auf den reichen

Bruder in Europa Wechsel gezogen und ihn mit lamentabeln Briefen heimgesucht, bis er endlich die Annahme aller schriftlichen Herzensergüsse und die Acceptirung aller schwesterlichen Wechsel verweigerte. Er konnte es als Millionair ja nicht bekannt werden lassen, eine arme Schwester in Amerika zu haben; sie herüber nehmen, ging erst recht nicht; es blieb ihm also nichts übrig, als das unangenehme Verhältniß ganz abzubrechen. Dies war aber nicht das Schlimmste. Seine Schwägerin hatte auch einen lieben Gegenstand in Amerika, sie konnte ihn wenigstens dort haben, und sie hatte durch eine lange Reihe von Jahren diese Möglichkeit so oft und vielfältig mit ihrem Schwager besprochen, ihm vorgeschlagen, Agenten hinüber zu schicken, die den Verlorenen aufsuchen sollten, Inserate in alle amerikanischen Zeitungen einrücken zu lassen, Prämien auf das Auffinden des Verschollenen auszubieten, und durch diese und ähnliche Gespräche ihren Schwager so mürbe gemacht, daß er durchaus unfähig war, Stand zu halten, wenn sie sich „auf den Conjunctiv setzte“ oder „fürchterlich wurde.“ Hätte die Schwägerin geahnt, daß der Verschollene unter angenommenem

Namen in Hamburg wohnte und daß er ihr oft begegnet, aber wegen der blauen Brillengläser, die er vorsichtshalber trug, von ihr nicht erkannt worden war; hätte sie gewußt, was Herr Burk wußte, so würde sie die Marter, welche sie durch ihre geistigen Streifzüge nach Amerika ihm und allen andern Hausgenossen verursachte, erspart haben.

Herr Burk wählte als kluger Geschäftsmann von zwei Uebeln das kleinere und hätte lieber eine Elle Tuch zu einer deutschen Fahne hergegeben, als sein Geheimniß verrathen; aber er schrak zusammen wie ein verwundeter Hirsch, wenn seine Schwägerin Amerika nannte — und sie hatte Amerika genannt! Sie hatte sich auf den Conjunctiv gesetzt und war fürchterlich geworden. Sie hatte von Aufträgen gesprochen, die der fremde Herr haben könnte, und machtlos sanken die Arme des Herrn Burk herab; er vermochte nicht, den Glockenstrang zu ergreifen und seine Comtoiristen zu citiren.

„Der Herr könnte Aufträge haben," wiederholte die Schwägerin, indem sie Herrn Burk fest anblickte; „der Herr hat Aufträge, denn er

kommt aus Amerika; der Herr heißt Eduard Ernst Emil Güter!"

„Erstaunen Sie nicht, geehrtester Schwager," fiel Güter ein, „den vor sich zu sehen, den die Liebe, das beseligendste und doch zugleich trügerischste aller Gefühle an Ihre verewigte Schwester mit unlöslichen Banden kettete, und der nun zurückgekehrt ist, um Ihnen den letzten Seufzer der leider zu früh Abgerufenen zu überbringen."

Herr Güter schloß die Augendeckel, zog die Mundwinkel herab, faltete die Hände und neigte das Haupt auf die rechte Seite. Er wollte den Schmerz seines Innern ausdrücken, sog aber den behaglichen Duft des Frühstücks mit so unverkennbarem Wohlgefallen ein, daß es klar war, sein Schmerz sei nicht unheilbar und entrücke ihn nicht dieser Welt.

„Haben Sie den Todtenschein bei sich?" fragte Herr Burk, „den amtlich attestirten Schein des Todtengräbers, daß er meine Schwester christlich begraben hat? Ich werde Ihnen die Begräbnißkosten erstatten."

„Ganz wie ich es mir im Palmenhain gedacht habe; es fehlt nichts an der Verkörperung des

Bildes, das meine Phantasie mir im fernen Süden vor die Seele zauberte, nichts als —"

„Als der Todtenschein!" sagte Herr Burk, „und wenn Sie den nicht vorweisen können, so bedauere ich; — es ist jetzt meine Frühstücksstunde; Punkt zwölf muß ich auf der Börse sein; ich empfehle mich Ihnen."

„Und Sie wollen nicht den letzten Seufzer Ihrer Schwester, meiner geliebten Gefährtin entgegennehmen? Nicht von mir hören, daß das Pfand unserer Liebe, meine Tochter auf den Augenblick hofft, wo sie Ihnen und Ihren verehrten Töchtern sagen kann, mit welchen Gefühlen sie Ihnen entgegen — entgegen — schmachtet?"

„Bin nicht für das Schmachten," erwiderte Herr Burk; „bin Geschäftsmann, halte meine Bücher in Ordnung, flankire nicht in der Welt herum und habe keine Zeit. Ich wünsche Ihnen guten Morgen."

„Ganz wie ich es mir im heißen Brand der Sonne ausgemalt habe; es fehlt auch nicht die leiseste Nüance einer Schattirung. Ich sehe, Sie sind noch immer derselbe biedere Kaufmann, Geschäftsmann wollte ich sagen, der Sie vor zwanzig

Jahren waren, und ich finde Sie ganz ſo wieder, wie ich Sie verließ, als ich die Planke beſtieg, welche Veronika und mich dem Lande der Hoffnungen entgegentrug. Ich darf daher vorausſetzen, daß Sie auch gegen ein Anlehen, eine vorſchußweiſe Unterſtützung Gewiſſensſcrupel empfinden würden, die ſelbſt der letzte Seufzer Ihrer unvergeßlichen Schweſter nicht zu beſiegen vermögen würde?"

„Es freut mich, von Ihnen richtig beurtheilt zu werden; ich borge nie Geld aus, bedauere daher, nicht dienen zu können. Wenn ich aber nicht irre, habe ich Ihnen ſchon guten Morgen geſagt, wo nicht, ſo erlaube ich mir jetzt, Ihnen guten Morgen zu ſagen."

„Sie wünſchen alſo nicht, daß ich Ihnen beim Frühſtück Geſellſchaft leiſte und Ihnen von dem letzten Seufzer erzähle, den Ihre Schweſter mir für Sie auftrug?"

„Ich verzichte auf dieſes Glück," erwiderte Burk mit einem wüthenden Blick. „Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie, vergeſſen Sie meine Schweſter, vergeſſen Sie mich und ſeien Sie überzeugt, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelten werde."

„Auch auf das Glück ſoll ich verzichten, Ihren liebenswürdigen Töchtern, den Nichten meiner verewigten Gattin vorgeſtellt zu werden? — Es iſt außerordentlich, wie genau Alles zuſammentrifft mit dem, was ich in ſchlafloſen Nächten vorausgeahnt, wenn ich im Lande der Täuſchungen der Heimath gedacht," ſagte Herr Güter. Plötzlich dehnte er ſeinen Körper, richtete den Kopf ſtolz in die Höhe und blickte Herrn Burk mit dem Ausdruck tiefſter Verachtung an. Er trat einen Schritt näher und ſagte mit gänzlich veränderter Stimme: „Die blaue Brille hat mich zu Ihnen geſchickt; die blaue Brille hat mir Aufträge gegeben. Ich werde Ihnen meine Adreſſe ſchicken, wenn ich erſt ein Unterkommen habe, und will Ihren Beſuch erwarten."

Mit dieſen Worten verließ er ſtolz das Zimmer.

Zweites Capitel.

Wir haben uns im vorhergehenden Capitel eines Verstoßes gegen die Regeln der Leihbibliothekliteratur schuldig gemacht, indem wir Herrn Burk als eine bekannte Persönlichkeit voraussetzten und ihn, ohne Tauf- und Confirmationsschein vorzulegen, dem Leser vorführten. Noch schlimmer sind wir mit seinen Töchtern verfahren; wir haben nicht einmal ihre Zahl angegeben, der Leser weiß nicht, ob er sich für zwei oder drei junge Erbinnen zu interessiren hat, weiß nicht, ob schmachtende Blondinen oder feurige Brünetten einen Platz in seinem Herzen einnehmen werden, und es hat Niemand eine Idee davon, ob die Burksche Familie überhaupt „Connaissancen" und Verbindungen hat, welche es erlauben, daß man sich mit ihr befreundet.

Wir wollen den begangenen Fehler wieder gut machen, und Herrn Burk nebſt Familie vorläufig ſprachlos vor Erſtaunen das Frühſtück kalt werden laſſen und den günſtigen Augenblick zu einer eben ſo gründlichen wie gewiſſenhaften Schilderung des Vaters und ſeiner Töchter benützen.

Wenn man den alten Chroniken glauben darf, ſo ſtammen die Burks oder Burkhs aus den holländiſchen Niederungen und haben ſich zu Anfang des dreißigjährigen Kriegs in Hamburg niedergelaſſen, wo ſie einen lebhaften Handel mit geſalzenen und getrockneten Häringen trieben und zu Anſehen und Vermögen gelangten. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wird unter den hochgeſtellten Beamten der freien Reichsſtadt Hamburg ein gewiſſer Andreas Burk genannt, welcher durch ſeine Wachſamkeit manchen Schaden von der guten Stadt abwandte, ſich ſelbſt aber ſchlafloſe Nächte bereitete. Nach dem mäßig bemeſſenen Gehalt dieſer Standesperſon und der Wohnung zu urtheilen, die ihm unter den Glocken des Nicolaithurms angewieſen wurde, iſt beſagter Andreas ganz allein befugt geweſen, bei ausbrechender Feuersbrunſt die Stadtglocken anzuſchlagen und

den friedlichen Bürger aus dem Schlafe zu wecken. Nur ein- oder zweimal soll der Verewigte sich geirrt und den Brand, den er sich in Gemeinschaft mit seiner Gattin angetrunken, für einen Stadtbrand gehalten haben. Nach genommener Rücksprache mit den Vätern der Stadt und einem Ausfluge nach dem Winzerbaum, einem Belustigungsorte, wo er sich von dem übermäßigen Genuß der Tafelfreuden zu erholen pflegte, hat der Selige seinen verantwortlichen Posten aufgegeben und seine Thätigkeit dem Häringshandel zugewendet.*) Das Glück begünstigte ihn so, daß er als wohlhabender Mann von den reitenden Dienern der alten Reichsstadt zur Erde bestattet wurde.**)

Von diesem Andreas stammte in gerader Linie derselbe Herr Burk ab, welchen wir bereits redend eingeführt haben. Er erhielt in der Taufe den Namen Fritz Wilhelm, zeichnete sich schon als Knabe durch sein Speculationstalent aus, und

---

*) Winzerbaum, ein Gefängniß in Hamburg.

**) Reitende Diener, eine aus dem Mittelalter herstammende Benennung für die in spanische Tracht gekleideten offiziellen Leichen-Bitter und Folger in Hamburg.

trat früh in das Geschäft seines Vaters ein. Theils um sich auszubilden und theils um überseeische Handelsverbindungen anzuknüpfen, unternahm der junge Mann mehrere Reisen nach Japan und China, und hatte das Glück oder Unglück, durch einen heftigen Sturm nach einer jener Inseln verschlagen zu werden, welche damals ganz unbekannt, jetzt aber unter dem Namen „Guano-Inseln" allgemein bekannt sind.

Wir dürfen behaupten, daß Herr Burk der Erste war, der jene Inseln betrat und daß es seinem hervorragenden Speculationsgeiste vorbehalten gewesen war, die Verwendbarkeit des, in so reichlicher Fülle vorhandenen Stoffs zu erkennen. Trotz der energischen Protestationen des Schiffscapitains und der ganzen Mannschaft füllte Herr Burk die leeren Räume in seiner Cajüte mit verschiedenen Proben Guano und brachte sie glücklich mit in seine Heimath. Wegen des unerträglichen Geruchs, den das Product verbreitete, wollte sich Anfangs Niemand dazu verstehen, auf seinen Feldern eine Probe zu machen, ängstliche Freunde des allgemeinen Wohls prophezeiten Seuchen und Pesten, die Bekannten des unterneh-

menden jungen Mannes mieden ihn an öffentlichen Plätzen, und der Verlobte seiner Schwägerin wurde von so häufigen und anhaltenden Ohnmachten befallen, daß er es zuletzt vorzog, das Verhältniß abzubrechen und unter angenommenem Namen an der Seite einer andern Lebensgefährtin eine kleine Hafenwirthschaft zu gründen.

Diese kleinen Widerwärtigkeiten konnten indessen den energischen Kaufmann nicht weiter beunruhigen, als daß sie ihn mit aufrichtigem Bedauern über die Kurzsichtigkeit seiner Nebenmenschen erfüllten; und da es ihm unmöglich war, seine Versuche auf öffentlichen Ländereien anzustellen, entschloß er sich dazu, in seinen eigenen Zimmern so viele Blumentöpfe anzubringen, wie nur irgend möglich, und die verschiedenen Pflanzen theils mit trockenem, theils mit aufgelöstem Guano zu pflegen. Bald nach diesen Versuchen brach in der von ihm bewohnten Straße die Cholera mit außerordentlicher Heftigkeit aus, und da das gemeine Volk nur gar zu gern bereit ist, den Grund zu Epidemieen in Vergiftung der Brunnen und anderen verderblichen Zufälligkeiten zu suchen, verbreitete sich unter den Nachbarn Herrn Burks

das Gerücht, daß ſeine Blumencultur an der betrübenden Sterblichkeit der ihm zunächſt Wohnenden Schuld ſei. Herr Burk lächelte über die Thorheit ſeiner Nachbarn und fuhr unbeirrt fort, ſeine Experimente fortzuſetzen. Als er aber eines Tages die Fenſter ſeines Wohnzimmers öffnete, und der Oſtwind den Duft ſeiner Blumen und des Guano's die Straße hinab trieb, rottete ſich das Volk zuſammen, in der Abſicht, der Sache ein Ende zu machen und ſowohl Blumen wie Guano in die Elbe zu werfen. Ein paar Beherzte und gegen äußere Eindrücke weniger Empfängliche ſtürmten das Haus und drangen bis in das Wohnzimmer, wo Herr Burk eben im Begriff war, in einem großen Kübel neue Quantitäten Guano mit kochendem Waſſer zu übergießen. Die Eindringlinge prallten entſetzt zurück, hielten Naſe und Mund zu und eilten mit Zeichen der äußerſten Beſtürzung von dannen. Von dieſem Augenblick an hatte Herr Burk Ruhe. Der Tod befreite ihn von ſeinen Nachbarn, der Senat verbot ihm, die Börſe zu betreten, Zeitungsträger und Briefboten mieden ſein Haus, und ungeſtört konnte er die außerordentlichen Fortſchritte no

tiren, welche seine Blumen bei den verschiedenen Behandlungsmethoden machten. Die erzielten Erfolge waren so überraschend, die von Herrn Burk öffentlich ausgestellten Pflanzen übertrafen so sehr alles bisher Gesehene, daß der gute Mann endlich die Freude hatte, einen Guano-Verein zu gründen, der sich die Aufgabe stellte, einen sandigen Acker an der Elbe zu erstehen und mit den verschiedensten Getreidearten zu bestellen. Der Erfolg war den kühnsten Erwartungen entsprechend, und sowie man sich im Publikum davon überzeugt hatte, daß Guano zum Wohlstande der Menschen beitragen würde, war auch der Abscheu vor seinen sonstigen Eigenschaften verschwunden und man fand seinen Geruch, wenn auch nicht lieblich, so doch pikant und fremdartig, und schrieb ihm sogar die Eigenthümlichkeit zu, welche man in Fabrikstädten dem Kohlenrauch beilegt, die Ausbreitung ansteckender Seuchen zu verhindern. Dieselben Menschen, welche bereit gewesen waren, die Versuche Herrn Burks durch gewaltsames Einschreiten zu verhindern, fanden jetzt, daß der neugedüngte Weizen einen angenehmen Beigeschmack habe und

trugen als Arkanum gegen Cholera und Scharlach ein Fläſchchen Eau de Guano bei ſich.

Herr Burk war jetzt mit einmal der Löwe des Tages. Der Senat widerrief ſeine Verbannung von der Börſe, jeder drängte ſich an ihn, damit er ſich nachher rühmen könne, mit Herrn Burk bekannt zu ſein (es bedurfte gewöhnlich einer halben Flaſche Eau de Cologne, um die Burkſche Atmoſphäre zu vertreiben); er ward in den Senat gewählt, zu Soireen und Bällen eingeladen und mit allen Ehren überhäuft. Wie er aber früher dem höhniſchen Gelächter und dem Unverſtande der Menſchen Gleichgültigkeit entgegengeſetzt hatte, ſo blieb er auch bei dem Weihrauche kalt und gefühllos, den man ihm jetzt brachte. Sein einziges Sinnen und Trachten ging dahin, eine Million zu verdienen, und da er wohl wußte, daß aller Verdienſt eitel iſt, wenn man das Erworbene nicht zuſammenhält, entſagte er allem Vergnügen, jedem Luxus, jeder Lebensannehmlichkeit als etwas Entbehrlichem, und machte es für ſich und ſeine Hausgenoſſen zur unabänderlichen Richtſchnur, nur das Nothwendigſte anzu-

ſchaffen und den Groſchen dreimal in der Hand umzudrehen, ehe er ausgegeben würde.

Die Ehe des Herrn Burk war eine kurze, aber glückliche geweſen. Die Schweſter der Schwägerin hatte ihm zwei Töchter geboren und war zu einem beſſern Leben entſchlafen, als das jüngſte Mädchen noch in dem zarten Alter war, wo es der mütterlichen Pflege am meiſten bedurfte. Das Kind fand aber in der Schwägerin eine treue und unermüdliche Stellvertreterin der Mutter, und da Herr Burk überhaupt kein Freund von Schwärmerei war und es öconomiſcher fand, kein zweites Ehebündniß zu ſchließen, ſo überließ er der Schweſter ſeiner ſeligen Gattin mit dankbarem Herzen das Amt, deſſen Beſchwerden ſie mit ſo viel Geſchick und Bereitwilligkeit ertrug.

Dank der einfachen und ſubſtantiellen Nahrung und der regelmäßigen Lebensweiſe im Hauſe ihres Vaters, wuchſen die beiden Kinder zu rothbäckigen, geſunden und ungekünſtelten Jungfrauen heran, und Erneſtine Burk und Auguſte Burk galten in den Kreiſen gleichgeſinnter Geſchäftsleute als annehmbare Partieen für junge Leute von Vermögen und Geſchäftskenntniß. Erneſtine, die

ältere, hatte dieſelben nichtsſagenden Züge, durch welche ihre ſelige Mutter excellirte, war von entſchiedenem, mürriſchen Temperament, ſchalt und regierte im Hauſe umher und las wöchentlich zwei Bände aus der Leihbibliothek. Sie war nicht gut und war nicht ſchlecht, verſah ihre Pflichten treu und redlich, ſparte wo ſie konnte und wurde roth, wenn man von einem Ball oder einer Schlittenpartie mit ihr ſprach. Das gerade Gegenſtück war die jüngere Tochter Auguſte, ein lebhaftes, aufgewecktes und vergnügungsſüchtiges Kind von ſiebzehn Jahren, das niemals verfehlte, durchs Fenſter zu ſchielen, wenn die Wacht-Parade aufzog, und mit klopfendem Herzen ihren Freundinnen zuhörte, wenn ſie von den Freuden eines Balles oder der Unterhaltung ſprachen, welche das Theater ihnen gewährte.

Ob die Verſchiedenheit in den Charakteren der beiden Töchter dem Herrn Burk jemals aufgefallen, wollen wir uns nicht erkühnen, näher zu unterſuchen. Herr Burk wußte, daß er zwei Töchter hatte, die ihm jährlich zweihundert und zweiundzwanzig Thaler für Kleidung und Putz, zweihundert Thaler für Muſik und andern Unter-

richt und zwölf Thaler Taschengeld kosteten. Er wußte, daß Ernestine die Hälfte ihres Taschengeldes und Dreiviertel ihres Garderobengeldes im Geschäft angelegt hatte und ein recht hübsches Conto in der Bank besaß, während Auguste schon zweimal in ihrem Neujahrswunsche die bitterste Reue über Eröffnung eines Credits bei der Putzmacherin ausgesprochen hatte. Der gute Mann bezahlte die Schulden seiner Tochter, zwang sie aber dafür, von ihrem Garderobengelde einen Lehrer zu besolden, der ihr zweimal wöchentlich die Geheimnisse des Addirens und Subtrahirens beibringen mußte. Durch diese Lectionen hatte die kleine Verschwenderin allmälig eine große Fertigkeit im Kopfrechnen und in der Behandlung selbst vier- und fünfziffriger Zahlen erhalten, und da ihr Herr Papa in diesem Punkte nicht ganz sicher war, hatte sie oft die Freude, ihm nach Tisch das Hauptbuch zusammenaddiren zu dürfen.

Erbaulicher, als die Rechnenstunden, waren für die jüngere Tochter die Abhandlungen und Betrachtungen, welche sie an jedem zweiten Sonnabend über den Guanovogel niederschreiben mußte. Da Herr Burk diesem Thiere seinen Reichthum

verdankte, hielt er es für seine Pflicht, ihn zu ehren, soweit es in seinen Kräften stand. Er hatte sich deswegen ein besonders schönes Exemplar ausstopfen lassen und in dem Arbeitszimmer seiner Töchter aufgestellt. „Verachtet mir den Vogel nicht," hatte er gesagt, als die Kinder und das ganze Hausgesinde herbeigerufen wurden, um den Vogel im Glaskasten zu betrachten, „verachtet mir ihn nicht; er ist der Wohlthäter des Menschengeschlechts, besonders des Landmanns und am besondersten mein Wohlthäter. Seht ihn genau an; bedenkt dabei, wie aus Kleinem Großes entstehen kann, und wie der Mensch selbst das Kleinste aufsparen muß, wenn er etwas Großes schaffen will."

Nach dieser erbaulichen Rede hatte Herr Burk seine Töchter mit dem Wohlthäter des Menschengeschlechts allein gelassen und sie aufgefordert, ihre Gedanken und Betrachtungen zu Papier zu bringen, damit sie sich bei Zeiten daran gewöhnten, „ihr Herz an etwas Nützliches zu hangen." Nun ereignete es sich aber zuweilen, daß die beiden Schwestern verschiedener Meinung waren, und daß sie sich in der Vertheidigung ihrer An-

ſichten verleiten ließen, mit Büchern, Linealen und Sandfäſſern Uebungen anzuſtellen, welche ſich mit der Sicherheit des Glaskaſtens nicht vertrugen; Herr Burk ſah ſich in Folge deſſen theils aus Rückſicht gegen die Augen ſeiner Töchter, theils aus Beſorgniß für den Glaskaſten des Wohlthäters veranlaßt, ſelbſt mit dem Lineal zu interveniren und eine Trennung der ſtreitenden Parteien anzuordnen.

Wenn nun auch mit der zunehmenden Entwickelung der beiden jungen Damen die Differenz der Meinungen auf minder active Weiſe ausgeglichen wurde, ſo blieb es doch bei der einmal befohlenen Abſonderung in den „Betrachtungsſtunden," und wie in den meiſten bürgerlichen Familien, welche ſich erwachſener Töchter zu erfreuen haben, die Aufſicht über Küche und Keller abzuwechſeln pflegt, ſo ging in dem Hauſe des Herrn Burk die „Betrachtung des Guano-Vogels" um. An jedem Sonnabend Abend wechſelten die beiden Schweſtern mit einander ab, und es war Pflicht derjenigen, welche zuletzt die Woche gehabt hatte, eine ſchriftliche Arbeit an den Herrn Papa

einzureichen, in welcher ſie ihre Betrachtungen niedergelegt hatte.

Wir ſind im Beſitz aller, oder doch der meiſten Aufſätze, welche der Feder der beiden Schweſtern entfloſſen. Im Laufe unſerer Erzählung werden wir vielleicht Gelegenheit haben, auf ſie zurückzukommen; da es aber zur Charakteriſtik der jungen Mädchen unerläßlich iſt, jetzt gleich einige Auszüge zu bringen, wollen wir eine kleine Stilprobe aus ihren „Betrachtungsbüchern" vorlegen.

In Erneſtinens Manuſcript finden wir folgende, dem braven Mädchen zur Ehre gereichende Stelle:

„Ich bin heute achtzehn Jahre alt geworden, und fühle mich noch ganz Kind. Ein kalter Novembernebel lagert ſich auf der Elbe, Stürme ziehen über dem Meere, der Wind treibt die Schiffer nach Oſten. Warum nicht nach Weſten? Im Weſten liegt das Land, dem ſo viele Menſchen zuwandern, wo auch mein theurer Vater war und Dich kennen lernte, Du guter Vogel mit den Schwimmfüßen und dem langen ſpitzen Schnabel! Wie gern wäre ich Zeuge, wenn Du

Deine ſtolzen Schwingen hebſt und kreiſchend mit Deinen Eltern und Geſchwiſtern ins Meer tauchſt, um einen Häring zu fangen! Wie gern möchte ich Deine Heimath betreten, Du nützliches Inſekt, die Du in einen ſegensreichen Garten der Menſchheit verwandelt! Ich kann Dich nicht anblicken, ohne die Worte meines theuern Vaters in meine Seele zurückzurufen: „drehe den Groſchen dreimal in der Taſche um, ehe Du ihn ausgiebſt.“ Du, mein Vogel, haſt dazu beigetragen, meinen Vater reich und angeſehen zu machen; Dir verdanken wir ein Familienbegräbniß und einen Kirchenſtuhl, Dir ein ſchwunghaftes Geſchäft und zwölf Comtoirarbeiter. Deswegen achte ich Dich, und ſeieſt Du auch nur ein ausgeſtopfter Vogel.

Deine Erneſtine.“

Wir finden dieſen Aufſatz von Herrn Burks eigener Hand mit Röthel unterſtrichen und mit der Randbemerkung verſehen: „In dieſen Worten erkenne ich mich wieder.“ Dein Vater F. W. Burk.

Weniger orthographiſch aber ſchwärmeriſcher ſind folgende Bruchſtücke aus dem Betrachtungsbuch der jüngern Tochter:

„Lieber Vogel, blicke mich mit Deinen Lack-

augen an und ſage mir, was ich ſchreiben ſoll. Du rührſt Dich nie von der Stelle, läßt Deine Flügel matt hangen und ſcheinſt Dich zu langweiligen. Iſt es Dir hier zu ſtill ins Haus? Möchteſt Du ins Freie und Dich amüſiren mit Deine Freunde und Bekannte? Sehnt ſich Dein Herz nach was anderes, als im Glaskaſten zu ſtehen und im Betrachtungsbuch beſchrieben zu werden? Ach, lieber Vogel, „auch ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten, daß ich ſo traurig bin," aber ich danke Dir herzlich, weil Du die Bekanntſchaft meines Vaters gemacht haſt, denn was wären wir wohl, wenn wir Dich nicht hätten. Aber freue Dich, Vogel, Du haſt keine Putzmacher-Rechnungen zu bezahlen, Dich drückt kein Herzeleid.

Deine Auguſte."

Wir bedauern, geſtehen zu müſſen, daß dieſer Aufſatz von Herrn Burk durch einen dicken Kreuzſtrich verunſtaltet iſt, und daß ſich die Randbemerkung vorfindet „Dummer Schnack!"

Gern möchten wir noch einige Proben aus den Betrachtungsbüchern vorlegen, wenn wir nicht fürchteten, daß das Frühſtück ganz kalt werden und Herr Burk die Börſe verſäumen möge. Wir

eilen daher in das Zimmer zurück, wo wir die ganze Familie sprachlos vor Erstaunen stehen ließen.

Das Wort „blaue Brille“ war ein Keulenschlag für das Nervensystem Herrn Burks; ein paar schwere Angsttropfen perlten auf seiner Stirn und er wagte es nicht, seine Schwägerin anzublicken, die noch immer beide Hände gegen das Herz drückte und das Wort „Aufträge“ für sich wiederholte.

„Die Bratwürste werden kalt, Vater,“ sagte Erneſtine, um dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen. „Soll ich ſie wieder aufwärmen laſſen?“

„Wenn der verwünſchte Kerl mir noch einmal das Haus betritt, ſo ſoll —“

„Der Herr könnte das Haus wieder betreten, um ſeine Aufträge zu beſorgen.“

„Aufträge,“ brüllte Herr Burk, „machen Sie mich nicht wüthend, Schwägerin! Zwanzig Jahre habe ich gelitten, wie ein Cherokeſe am Marterpfahl! Alles auf Erden hat ſein Ende, Schwägerin! Der Kerl hat keine Aufträge, Geld will er erpreſſen, der Landläufer, Todesſeufzer über-

bringen — aber ich will ihn, Auguſte, ruf mir den Matthis.“

„Und wenn Sie gelitten haben, wie ein Cherokeſe, ſo habe ich gelitten wie eine Cherokeſin,“ rief die Schwägerin. „Zwanzig Jahre lang habe ich gebeten und gefleht, den Verlorenen zu ſuchen, dieſem Herzen Ruhe zu geben und mir Gewißheit zu verſchaffen. Zwanzig lange Jahre habe ich gehofft — aber umſonſt. Endlich kommt ein Herr aus dem Lande der Täuſchungen mit Aufträgen; er ſpricht von einem Herrn mit blauer Brille, der ihm Aufträge gegeben hat. Ich frage Sie, Herr Burk, ob Sie Tyrann genug ſein könnten, jetzt noch gefühllos zu bleiben?“

„Matthis!“ ſprach Herr Burk mit bebender Stimme, „haſt Du den langen ſchwarzen Herrn geſehen, der vor zehn Minuten das Haus verließ? Ja? Gut! Wenn der Herr wiederkommen ſollte, Matthis, dann — hinaus, ſage ich, hinaus! Verſtehſt Du mich, Matthis? Du ſollſt den Herrn hinauswerfen!“

„Sehr wohl, Herr Burk,“ antwortete Matthis.

„Und Sie wollen die Aufträge nicht entgegen-

nehmen, die der Herr für mich haben könnte oder hat?"

„Bitte, Vater, die Würste werden ganz kalt," flehte Erneſtine.

„Sieh Dir den Vogel an, Väterchen, das pflegt Dich ja zu beruhigen," ſchmeichelte Auguſte.

„Herr Burk, in fünf Minuten zwölf," ſagte Matthis, indem er eine große Tombach-Uhr aus der Taſche zog, „Sie müſſen gehen!"

„Sie gehen, Herr Burk? Sie gehen ohne Frühſtück? Ohne mir geſagt zu haben, ob endlich Ihre Tigernatur befriedigt iſt? Ob endlich das Maß voll iſt? Habe ich das verdient? Könnte ich mehr für Sie und die Kinder gethan haben? Könnten Sie gehen ohne die Aufträge —"

„Herr, mein Gott und Vater! Ja! Ich gehe! Adieu Kinder! Wartet nicht mit dem Eſſen! Ich komme ſpät, vielleicht ſehr ſpät wieder!"

„Wollen Sie ſich nach den Aufträgen erkundigen, Herr Burk?" rief die Schwägerin ihm nach; — aber er ſchlug die Hausthür hinter ſich zu und eilte die Straße hinab, um zur rechten Zeit die Börſe zu erreichen. Die Uhr ſchlug

zwölf, als er in den Börſenſaal trat, ein freudiges Lächeln zog durch ſein aufgeregtes Geſicht; — er hatte drei Groſchen geſpart.*)

*) Jeder Hamburger Kaufmann muß drei Groſchen Strafe zahlen, wenn er nach zwölf auf die Börſe kommt. Einige Minuten vor zwölf ſieht man die Kaufleute in eiligem Trabe über die Straße laufen.

Drittes Capitel.

Der Besuch des Schwagers aus dem Lande der Täuschungen hatte Herrn Burk in eine furchtbare Aufregung versetzt. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er die Börse besucht, ohne vorher gefrühstückt zu haben, zum ersten Male hatte er eine günstige Gelegenheit, Staatspapiere billig zu kaufen, unbenützt vorübergehen lassen. Die ihm befreundeten Makler, die sonst regelmäßig ihre Geschäfte mit ihm machten, hatten ihm zwei- oder dreimal österreichische Metalliques und türkische Staatsobligationen zu $^2/_8$ unter dem Pariser Börsencours angeboten; es war eine hübsche Summe dabei zu verdienen, Herr Burk hatte aber gezaudert und den günstigen Augenblick verpaßt. Ein Weizenhändler aus Rostock, ein Wein-

lieferant aus Bordeaux, ein Crinolinfabrikant aus Liverpool, ein Theehändler aus Canton machten gute Offerten — Herr Burk ſchlug ſie aus, um gleich nachher die heftigſte Reue über ſeine Zerſtreutheit zu verſpüren. Er war ſchon im Begriff, die Börſe zu verlaſſen, ohne irgend ein Geſchäft gemacht zu haben, als ein ziemlich verdächtig ausſehender Menſch ſich ihm näherte und ihm ins Ohr wisperte: „Wollen Sie ein ungeheueres Geſchäft machen? Ein Geſchäft, bei dem Sie hundert Procent machen können?“

„Hundert Procent?“ erwiderte Herr Burk mit einem ſpöttiſchen Lächeln, „ich laſſe mich auf ſolche Geſchäfte nicht ein.“

„Soll mir Gott helfen, es iſt ein reelles Geſchäft, Herr Burk. Ein Geſchäft, ſo propre, wie nur eins kann ſein.“

„Nun? Worin beſteht es?“

„Wollen Sie mir geben fünf Procent vom Gewinne, wenn ich Ihnen ſage das Geſchäft?“

„Erſt laſſen Sie mich erfahren, worin es beſteht. Gehe ich darauf ein, ſo werde ich Ihnen eine anſtändige Remuneration zahlen. Sie kennen mich, und damit Baſta!“

Der Fremde zog Herrn Burk bei Seite, ſtellte ſich auf die Fußſpitzen und flüſterte ihm zu: „Sie ſollen übernehmen eine Lieferung von Gewehren für die amerikaniſche Union. Funfzig Tauſend Gewehre mit Bajonnets und Säbels und funfzig Kanonen mit Bomben und Kartätſchen.“

„Unſinn!“ ſprach Herr Burk, indem er ſich von ſeinem Verführer los zu machen ſuchte.

„Wie heißt? Unſinn? Leſen Sie die Papiere, Herr Burk! Hier iſt der Contract vons Kriegsminiſterium in Waſhington City mit meinem Schwager Ephraim Bär in Newyork. Allens unterſchrieben und abgemacht. Der Kriegsminiſter bekommt funfzig Procent Profit, mein Schwager bekommt funfzig Procent Profit und Sie ſollen haben hundert Procent Profit und mir bezahlen fünf Procent Profit. Es iſt ein propres Geſchäft, Herr Burk; brauchen kein Geld auszugeben, ziehen einen Wechſel auf die Regierung in Amerika und können noch ſpeculiren damit, ehe Sie hier müſſen bezahlen die Flinten und die Kartätſchen. Gott, gerechter! Iſt ein ſchönes Geſchäft, Herr Burk. Wollen Sie?“

Halt, gerechter!

„Das Land hat mir bisher nur Unglück gebracht und viel Geld gekostet," murmelte Herr Burk. „Sollte es mir jetzt endlich Heil und Gewinn bringen?"

„Wollen Sie, Herr Burk?"

„Kommen Sie mit mir, Salomon, ich gehe heute nicht nach Hause, meine Familie ist — ausgebeten, und ich mag nicht allein zu Hause sein. Wir wollen eine Droschke nehmen und eine Stunde umherfahren. Unterwegs können wir die Sache besprechen."

„Sie sind ein feiner Mann," antwortete Salomon, und wenig Augenblicke nachher fuhr Herr Burk, der Millionair, mit dem Juden Salomon Hirsch, dem armen Schlucker, längs den prachtvollen Ufern der Alster, und berechnete die Chancen, welche ein Geschäft mit dem Kriegsminister der vereinigten Staaten von Amerika haben dürfte.

Der Jude hatte seine Einleitungen vortrefflich getroffen und war von Allem wohl unterrichtet, was zu dem Geschäft gehörte. Er wußte, daß in Sachsen eine bedeutende Partie schlechter Waffen zu haben sei, in Wien lagen viele Tausende von cassirten Gewehren aus dem ungarischen Freiheits-

kampfe, in Preußen waren Gewehre ſpottwohlfeil von der Regierung zu haben, und überall ſtanden Kanonen zum Verkauf, welche durch die neu eingeführten Spitzkugelkanonen erſetzt werden ſollten. Durch ſeine Freunde in Berlin, Dresden und Wien hatte Salomon ſich nach dem Preiſe der caſſirten Waffen erkundigen laſſen. Sie kamen inclusive Verpackung und Transport auf ſieben Thaler pr. Courant zu ſtehen; für einen Thaler per Stück konnten ſie bei den Büchſenmachern in Hamburg wie neu gemacht werden, macht acht Thaler per Stück; für funfzehn Silbergroſchen ließen ſie ſich einpacken und nach Newyork verſenden, macht acht und einen halben Thaler loco Newyork.

„Und wie hoch bezahlt die Regierung die Gewehre?“ fragte Herr Burk, der bisher dem Juden mit glühenden Ohren zugehört und ſeine Briefe und Papiere durchgeſehen hatte.

„Jedes Gewehr mit Bangenet koſtet in Newyork ſiebzehn Dollars, macht achtundfunfzig Mark acht — oder dreiundzwanzig und $^9/_{24}$ Thaler pr. Courant. Ziehen wir ab acht und $^1/_2$ Thaler Geſtehungskoſten loco Newyork, bleiben $14\,^7/_8$ Thaler für Sie, den Herrn Kriegsminiſter und

Ephraim Bär. Von die $14^{7}/_{8}$ Thaler bekommen Sie die Hälfte, macht sieben und $^{7}/_{16}$ Thaler, wovon ich bekomme fünf Procent, macht $11^{3}/_{16}$ Groschen von jedes Gewehr oder für die ganzen funfzig Tausend Gewehre ohne die Kanonen und Kartätschen auf'n Kopf achtzehn Tausend und sieben Hundert Thaler, und wenn Herr Burk mir noch wollen zurückbezahlen mein Porto —"

„Und bis wann müßte ich mich entscheiden?" fragte Herr Burk. „Sie werden einsehen, daß ich mich auf ein Geschäft von solchem Umfang erst dann einlassen kann, wenn ich mir vom amerikanischen Consul Garantieen habe geben lassen, daß die Zahlung prompt erfolgen wird, und bis ich mich überzeugt haben werde, daß die verschiedenen deutschen Regierungen ihre Waffen zu dem, hier festgesetzten Preise ablassen wollen. Wie lange geben Sie mir Zeit, Salomon?"

„Wie lange brauchen Sie, Herr Burk?"

„Den Consul könnte ich heute noch sprechen, morgen früh kann ich telegraphiren — übermorgen — heute ist Dienstag — Sonnabend will ich mich entscheiden. Kommen Sie Sonnabend vor der Börse zu mir."

„Sagen Sie Freitag, Herr Burk, Sonnabend ist Schabbes. Es ruht kein Segen auf einem Geschäft, was am Schabbes wird abgemacht, und es wäre Schade um das propre Geschäft, wenn es würde verrujenirt durch den Schabbes."

„Sonnabend um eilf Uhr also," sagte Herr Burk, ohne sich um den Schabbes zu bekümmern. „Punkt eilf Uhr treten Sie in mein kleines Comtoir. Aber nun noch eine Frage. Wie kommt es, daß Sie sich an mich, und nicht an einen Ihrer Glaubensgenossen gewandt haben? Mir kommt die Sache verdächtig vor, Salomon."

„Sie sind ein feiner Mann," antwortete Salomon, „und sind schwer mit zu handeln. Unsere Leute wollen nichts zu thun haben mit Flinten und Bangeneter und Kanonen und Kartätscher, Herr Burk."

„Na, einerlei! Ich werde mich erkundigen und mich bis Sonnabend Punkt eilf Uhr entschließen. Die Sache scheint ihre guten Seiten zu haben, und wenn Alles so ist, wie Sie es mir vorstellen, werden wir das Geschäft wohl abschließen. Thun Sie mir jetzt den Gefallen, auszusteigen, Salomon. Ich werde noch ein wenig

ſpazieren fahren und meinen Gedanken nachhängen. Sonnabend um eilf Uhr alſo!"

„Präciſe eilf Uhr ins kleine Comtoir!" erwiderte Salomon. „Guten Morgen, Herr Burk!"

Herr Burk nickte dem Juden einen herablaſſenden Gruß zu und lehnte ſich behaglich in die Ecke ſeines Wagens zurück.

Es war ein prachtvoller Frühlingstag. Das junge Grün lächelte im warmen Sonnenſchein, Lerchen und Nachtigallen ſangen aus voller Kehle, die Schwalbe flog zwitſchernd um den Giebel des Hauſes, der ihr ſchon ſo oft ein gaſtliches Plätzchen geboten hatte, ſtolze Schwäne ruderten mit aufgehobenen Flügeln auf dem klaren Waſſer der Alſter, freundliche Landhäuſer blickten durch das duftende Grün, Kinder ſpielten jauchzend in Gärten und Wieſen, prangende Blumen neigten vor dem lauen Zephyr ihr Köpfchen, Veilchen und Hyacinthen entſandten ihren göttlichen Duft — Alles jubelte dem Schöpfer der Welten entgegen; Alles, nur Herr Burk nicht.

Für ihn war kein Frühling angebrochen, ihm galt es gleich, ob Nachtigallen ſangen oder Spatzen zwitſcherten, ihn entzückte nicht der Duft der Blumen,

ihn ergötzte nicht das Freudengeschrei der glücklichen Jugend, ihn empörte nicht das Peitschen des unglücklichen Droschkengauls, der ächzend und stolpernd vorwärts hinkte, für ihn gab es auf dieser Erde nur ein Etwas, das sein Herz ausfüllte, das seiner Beachtung werth war: „das Geschäft.“ Abgestorben für alle Freuden des Lebens, ohne Sinn für Kunst, Literatur, Wissenschaften und die Wunder der Natur, gleichgültig gegen den Jammerruf des Armen und Bedrängten, gefühllos gegen die Leiden des Vaterlandes, abgestumpft gegen alle edleren Triebe und Gefühle, diente er dem einen und allmächtigen Gott, dem Geschäfte, und steuerte auf das eine Ziel los, Millionen zu erwerben. Er gab sich keine Mühe, die entsetzliche Leere seines Innern zu verbergen. Näherten sich ihm ein Familienvater, ein vertriebener Vaterlandsfreund, eine darbende Wittwe, eine talentvolle Waise, ein glühender Patriot und baten sie um eine kleine Unterstützung, ein kleines, noch so kleines Darlehen — Herr Burk blieb kalt und gefühllos, Herr Burk gab nichts, sondern dachte an sein Geschäft; und wenn seine Freunde, wenn man überhaupt von Freunden des Herrn Burk sprechen

darf, ihm Vorwürfe machten, weil er sich nicht erweichen ließ, antwortete er: „Was wollt Ihr? Ich thue Niemandem Unrecht, bezahle meine Abgaben, bitte Niemanden um seine Protection, verdanke Niemandem etwas und kümmere mich nicht um anderer Leute Angelegenheiten. Ich habe mein Geschäft, dafür lebe und strebe ich; alles Andere geht mich nichts an. Andere Leute mögen ihr Vergnügen daran finden, Schränke voll Bücher, Wände voll Gemälde und den Stall voller Pferde zu haben. Ich lese keine Bücher und danke Gott, wenn ich mit der Zeitung zu Ende bin; von Gemälden verstehe ich nichts, und wenn ich ausfahren will, nehme ich eine Droschke. Es giebt Menschen, welche für den Nationalverein, eine deutsche Flotte oder sonst ein todtgeborenes Unternehmen große Summen hersteuern; ich gebe nichts und bekümmere mich weder um Politik, noch um Flotte. Ich behalte mein Geld und sorge für mein Geschäft."

Das unausgesetzte Denken an das eine Ziel, reich zu werden, hatte Herrn Burk mager und blaß gemacht und seinem Gesicht jenen eigenthümlichen Typus gegeben, den der deutsche Volkswitz

„Viergroſchenphyſiognomie“ getauft hat. Es ſchien unmöglich, die langen grauen Züge, das bartloſe ſpitze Kinn, den langgeſchlitzten, von dünnen Lippen eingefaßten Mund, die grauen Augen zu beleben. Das Geſicht blieb ſich unter allen Verhältniſſen gleich, beim Geruch des Guano's und der Moosroſe, beim Anblick eines jungen ſchönen Mädchens und einer armen Bettlerin, bei der Nachricht, daß der Kaffee $^1/_4$ Procent geſtiegen und daß der Koriander eben ſo viel gefallen ſei. Aber nicht nur das Geſicht des Herrn Burk war gegen äußere Eindrücke unempfänglich, ſondern auch ſeine ganze Haltung, ſeine Art zu ſprechen und ſich auszudrücken, ſich an- und auszukleiden, ſein Appetit und ſein Durſt, Alles, Alles war und blieb bei Regenwetter wie bei Sonnenſchein, in guten wie in böſen Stunden, unveränderlich gleich. Nur eins hatte Macht über ihn — die Schwägerin! Derſelbe eiſenfeſte Charakter, der ohne eine Miene zu verziehen Hunderttauſende gewann und verlor, der ſeinen Schwager mit der Ruhe einer Statue von dem Tode ſeiner Schweſter ſprechen hörte, derſelbe Mann, der eine Million commandirte und eben im Begriff ſtand, eine halbe

Million dazu zu verdienen, bebte zuſammen, ſowie ſeine Schwägerin von dem Freunde ihrer Jugend ſprach, der im Lande der Täuſchungen wohnen könnte.

„Wenn nur der Conjunctiv nicht wäre!“ ſtöhnte Herr Burk, in die Ecke ſeiner Droſchke gedrückt. „Habe keine Ruhe im Hauſe, muß wie ein Vagabund auf der Landſtraße umherfahren, weil ich keine Ruhe im Hauſe habe. Verwünſchter Unſinn mit dem Lande der Täuſchungen! Der Hansnarr machte Einwendungen gegen meine Blumenzucht und wollte das Haus nicht betreten, weil er den Guanogeruch nicht vertragen konnte. Daß ihn die Peſt! Bleibt plötzlich weg und läßt mir die Schwägerin mit ihrem empfindſamen Herzen und all dem tollen Geſchwätz. Es wird mir ordentlich heiß, wenn ich daran denke. Werde wohl thun, den Lorenz zu dem Menſchen zu ſchicken. Muß die Sache in Ordnung bringen; muß Ruhe haben! Ruhe will ich haben, oder das Donnerwetter ſoll dreinſchlagen!“

Herr Burk hatte die letzten Worte ſo laut ausgeſprochen, daß der Droſchkenkutſcher anhielt und fragte, ob der Herr etwas beföhle?

„Fahre mich zum amerikaniſchen Conſul!“ antwortete Herr Burk, der gar nicht bemerkt hatte, daß die Alſter mit ihren Gärten und Landhäuſern weit hinter ihm lag und daß er ſich mitten auf der Haide befand, über welcher ein ſchweres Gewitter lagerte, das mit der Schnelligkeit des Sturmwindes heraufzog.

Die graubraune Fläche der Haide ſchien dunkler und triſter, als ſonſt; der feine weiße Sand wirbelte in die Höhe, aus den ſchwarzen Wolken fuhren leuchtende Blitze zur Erde, der Donner rollte und machte den Erdboden erzittern.

„Das giebt eine ſchöne Beſcheerung!“ ſagte der Droſchkenkutſcher.

„Was giebt eine Beſcheerung?“ fragte Herr Burk.

„Sehen Sie denn nicht, wie es blitzt, und gleich wird der Regen in Strömen herabfließen.

„Warum haſt Du mich denn — ja, wo ſind wir denn? Kerl, haſt Du mich — ja ſo wahr Gott lebt, auf die Haide hinausgefahren? Wie kannſt Du Dich unterſtehen?“

„Was geht es mich an, wohin Sie fahren,“ antwortete der Kutſcher. „Sie haben mir geſagt,

ich ſoll gerade ausfahren; Punkt ein Uhr ſind Sie eingeſtiegen, jetzt iſt es fünf, und um neun Uhr ſind wir, ſo Gott will, wieder in Hamburg.“

„Fünf Uhr? Ja, bei meiner Seele! Fünf Uhr und noch kein Frühſtück! Alles wegen des Conjunctivs und des Landes der Täuſchungen! Na, warte! Ich mache der Sache ein Ende, ein Ende ſage ich — Kutſcher, ſchlage das Dach auf, fängt ſchon an zu tröpfeln!“

„Habe kein Dach,“ antwortete der Kutſcher. „Wer hat bei dem ſchönen Wetter an ein Gewitter gedacht!“

„Kein Dach? Einen Schirm denn? Eine Decke? Es gießt gleich, wie mit Mulden! Das hält kein Menſch aus!“

Der Kutſcher verſtand nur die Hälfte von dem, was Herr Burk ihm zurief. Ein leuchtender Blitz fuhr zur Erde, begleitet von einem betäubenden Donner; der Sturm erhob ſich und peitſchte die ſchweren Tropfen, die erſt einzeln, dann häufiger, ſchneller, dichter und größer herabfielen, bis ſie endlich wie eine verjüngte Sündfluth herabſtrömten. Herrn Burk bis auf die Haut zu durchnäſſen, den Wagenkaſten fußhoch mit Waſſer zu

füllen, die Sitzkiſſen aufzuweichen, war ein Werk des Augenblicks.

Das abgetriebene Pferd war nicht im Stande, ſchnell vorwärts zu traben; Sand und Schmutz hingen ſich an die Räder, das arme Thier blieb keuchend ſtehen und achtete nicht der Riſſe am Zügel, nicht der Flüche und Peitſchenhiebe des Kutſchers.

Herr Burk wollte hiergegen remonſtriren, wollte dem Kutſcher drohen, wenn er nicht ſchnell führe, aber in dem Augenblick, wo er ſich zu einem lauten Zuruf erheben wollte, fuhr ſolch ein blendender Blitzſtrahl zur Erde, krachte der Donner ſo laut und betäubend, ſtrömte eine ſolche Sündfluth vom Himmel, daß er entſetzt in die Ecke ſeines Wagens ſank, daß der Kutſcher vom Bock ſprang und ſich unter den Wagen flüchtete.

Das Pferd blieb ſeufzend ſtehen und ſenkte das müde Haupt; dicke ſchwarze Wolken flogen über die Haide dahin, in runde Knäuel zuſammengeballt, und wo ſich zwei runde Kugeln trafen, ſchleuderten ſie ſich ihre elektriſchen Funken zu, die mit ihrem blendenden Lichte für einen Augenblick die graue Haide beleuchteten. Gleich darauf war

es finster im Himmel und auf Erden, das Geräusch des strömenden Regens wetteiferte mit dem Rollen des Donners und mit lustigen Trompetenstößen mischte sich der Sturm in das schauerliche Concert und rüttelte zum Ueberfluß an der elenden Droschke, daß Herr Burk fürchtete, er möge mit seinem Fuhrwerk aufgehoben und durch die Luft geschleudert werden.

„Kutscher!“ rief er in seiner höchsten Angst, „Kutscher, fahr zu! Ich gebe einen halben Thaler über die Taxe! Fahr zu, oder ich zeige Dich an —“ aber der Kutscher hielt seine Ohren zu, um den Donner nicht zu hören und blieb unbeweglich zwischen den Hinterrädern des Wagens sitzen. Selbst der Zuruf, daß das Pferd durchgehen und den Wagen zertrümmern würde, ging für ihn verloren; und hätte er ihn auch gehört, hätten alle Propheten der Welt ihm zugerufen, daß sein Pferd auch nur einen Fuß vor den andern setzen würde, ohne durch die Peitsche getrieben zu werden, so würde er doch lächelnd den Kopf geschüttelt und geantwortet haben: „Das weiß ich besser, meine Herren Propheten. Ich und der Schimmel kennen uns.“

Hätten wir ein gutes und mitleidiges Herz, so würden wir Herrn Burk aus seiner unangenehmen Situation befreien und ihm z. B. einen Menschen mit einem Regenschirm oder einen bedeckten Wagen schicken, in den er hineinspringen könnte; besäßen wir eine Spur von Romantik und wären wir nicht darauf in Eid genommen, nur die nackte Wahrheit zu schildern, so würden wir dem Regen gebieten, die heilige Stätte zu schonen, auf welcher das Fuhrwerk des Millionairs verweilte; wir sind aber leider weder gutmüthig genug, um dem Bedrängten Hülfe zu schicken, noch fühlen wir uns berechtigt, von der Wahrheit auch nur einen Finger breit abzuweichen und müssen Herrn Burk in seiner nicht allzu beneidenswerthen Situation längere Zeit verweilen lassen. Da es uns indessen kaum zuzumuthen wäre, ihm zuzusehen, wie er vergeblich nach seinem Hut greift, den der Sturm ihm vom Kopf gerissen hat, und wie er dafür ein gelbes seidenes Taschentuch um sein Haupt bindet; da es uns keine Freude macht, zu beobachten, wie er sich die Sitzkissen auf die Kniee legt und verzweifelte Anstrengungen macht, in sich selbst zusammen zu kriechen, um dem Regen

möglichſt wenig Oberfläche zu bieten, und da es unſer Ohr verletzt, die ſchrecklichen Verwünſchungen anzuhören, die er gegen den Conjunctiv und das Land der Täuſchungen ausſtößt, wollen wir ihn ſeinem Schickſal überlaſſen und ihm vorauseilen, um zu ſehen, welchen Eindruck ſein Ausbleiben bei ſeinen Angehörigen und Comtoirarbeitern machen wird.

Viertes Capitel.

Herr Burk hatte sein Comtoir im Hinterhause, damit seine Leute nicht durch den Lärm auf der Straße in ihren Arbeiten gestört würden. Ein schmaler Gang führte von der Straße in einen engen und finstern Hofraum, und aus diesem führte wiederum eine enge und finstere Treppe zum Comtoir, einem langen dunkeln, selbst mitten im Sommer durch Gaslicht erleuchteten Raume, in welchem zwölf Gaslichter brannten und zwölf „junge Leute" arbeiteten. Es herrschte gewöhnlich Todtenstille in diesem Raume; die Briefe kamen und gingen, Wechsel wurden präsentirt und ausgestellt, Wallfischthran und Rheinwein, Theer und Sandelholz, Schuhbürsten und Baumwolle, Alles was zu verkaufen war und wobei etwas profitirt

werden konnte, wurde in das Comtoir gebracht und aus dem Comtoir gebracht, still, lautlos, ernst und langweilig, einen Tag wie den andern, ein Jahr wie das andere, ein Vierteljahrhundert wie das andere. Morgens früh Schlag neun Uhr ſetzten ſich zwölf lebende Weſen an ihr Gaslicht und laſen die eingegangenen Briefe und Beſtellungen; lautlos näherte ſich Einer nach dem Andern dem Herrn Burk und legte ihm die Correſpondenzen aus Calcutta und Reikiavik vor; nur ſelten rief Herr Burk leiſe „Herr Lorenz!“ und wenn Herr Lorenz den grünen Augenſchirm in die Höhe ſchob und leiſe antwortete: „Herr Burk!“ ſo war dies für die übrigen Comtoirarbeiter ein ſicherer Beweis, daß etwas Bedeutendes vorliege, daß in dem Nebengemach über Hunderttauſende berathen würde; aber Keiner ſchien Notiz zu nehmen von dem, was im Nebengemach paſſirte; Keiner blickte von ſeiner Arbeit auf, um ſeinem Nebenmann einen verſtohlenen Blick zuzuwerfen; Keiner verrieth auch nur eine Spur von Intereſſe an dem Geſchäft, welches das Haus in Elfenbein oder Sohlenleder, in Gummi-Elaſticum oder Havanna-Cigarren, in ſicilianiſchen Apfelſinen oder

Büffelhorn zu machen im Begriff ſei. Jeder hatte mit ſeiner Arbeit zu thun, der Eine mit Copiren, der Andere mit ſpaniſcher Correſpondenz; dieſer mit Ausſchreiben von Coursnotirungen und jener mit Beantwortung von Offerten, und Jeder hatte genug zu thun, wenn er bis um drei Uhr Nachmittags fertig werden und Zeit gewinnen wollte, einen Teller voll Suppe zu eſſen, aber eilig zu eſſen; denn er hatte noch viel Arbeit bis Abends um zehn Uhr, wo er ſich endlich in ſeine Behauſung zurückziehen und ſeine kranke Mutter pflegen oder Liebesbriefe an ſein vis-à-vis ſchreiben konnte.

„Pünktlichkeit!“ ſtand in großen ſchwarzen Buchſtaben über der Eingangsthür zum Comtoir, und jeder neu eintretende Arbeiter erhielt eine Vorleſung über dieſes Grundfundament eines guten Credits. „Nie zu ſpät kommen, nie die Comtoirſtunden verſäumen, nie einem Vergnügen nachgehen, nie etwas Anderes, als kaufmänniſche Bücher leſen, nie ſich um die Angelegenheiten Anderer, wohl aber unabläſſig um die eigenen kümmern, nie durch Kleidung, Bart, Haltung, Benehmen, Worte, Mienen oder ſonſt etwas den geringſten

Anſtoß geben, Allem entſagen und nur für das Geſchäft leben, denken, ſtreben, fühlen und athmen" — das waren die Grundſätze, welche Herr Burk ſeinen „jungen Leuten" einprägte. Wer ſich dieſen „billigen und gerechten Anforderungen" fügte, durfte drei Jahre lang, das heißt ohne etwas zu bezahlen und ohne eine Vergütung zu erhalten, auf dem Comtoir des Herrn Burk arbeiten. Nach Verlauf des dritten Jahres trat eine Beſoldung ein, die „mit der Zeit" erhöht und am Ende auf Tauſend Mark Banco und ein Weihnachtsgeſchenk ſteigen konnte.

Nach dem funfzehnten Jahre traten die jungen Männer in das Geſchäft, zehn Jahre und länger lebten ſie in dem ewigen Einerlei des Comtoirdienſtes, und wenn ſie endlich das enge und finſtere Gemach verließen, den grünen Lichtſchirm wegwarfen und beim roſigen Schimmer der Sonne ihr Tagewerk vollbrachten, was waren ſie dann? Erneuerte Auflagen von Herrn Burk! Gute Geſchäftsleute, Männer mit den beſten Empfehlungen, die ſich im Adreßbureau eine Gefährtin mit zehntauſend Thalern ſuchten, mit welcher ſie ein Compagniegeſchäft, d. h. ein Ehebündniß ſchließen und

mit deren Capital sie ein Geschäft anfangen konnten. Auf ihrer Hochzeit erscheinen der frühere Herr Prinzipal und der Buchhalter Lorenz, und wenn es hoch kommt, hält die Frau Prinzipalin oder die Schwägerin das erste Kind über die Taufe. Nachher verliert sich der Geschäftsmann in der gewöhnlichen Misère des Lebens, und von Hunderten schwingt sich nur ein Einzelner empor.

Wir bespötteln den Kastengeist und das glänzende Elend eines Lieutenants; ist der junge Kaufmann glücklicher, weniger exclusiv, mehr für die Welt zugänglich, mehr zu beneiden?

Es ist fünf Uhr, und Herr Burk ist noch nicht zurück. Vor seinem Pulte sitzt Herr Lorenz und kaut ärgerlich auf seiner Feder, weil Herr Burk nicht kommt, um die Briefe zu unterschreiben. Er hat zwar die Procura, aber es sind zwei wichtige Abrechnungen mit einem Hause in Moskau, die Herr Burk nothwendig selbst unterschreiben muß. Es donnert und blitzt, der Regen gießt in Strömen herab, in einer halben Stunde müssen die Briefe auf der Post sein, der jüngste Comtoirist hat schon den Regenschirm zurecht gestellt und wartet auf den Ruf des Herrn Lorenz,

um die Briefe in Empfang zu nehmen; — aber weder Herr Burk läßt ſich ſehen, noch läßt Herr Lorenz ſeine Stimme ertönen. Die Uhr ſchlägt ein Viertel auf ſechs und der junge Mann wagt es, an Herrn Lorenz heran zu treten und ihm zu ſagen: „Soll ich auch die Poſt beſorgen?“

„Wollen Sie mich an meine Pflicht erinnern?“ fragt Herr Lorenz.

„Nein!“ ſtottert der junge Mann. „Ich dachte —“

„So! Sie dachten? Ich dächte aber, daß Sie etwas beſcheidener würden und ſich nicht bei jeder Gelegenheit ſo vorlaut betrügen.“

Dem jungen Menſchen treten die Thränen in die Augen und mit einem gebrochenen Seufzer ſtellt er den Regenſchirm wieder in die Ecke hinter den Ofen.

„Philipp!“ rief Herr Lorenz.

„Herr Lorenz!“ antwortete der Gerufene, der Niemand anders war, als der junge Mann, der eben einen ſo groben Verſtoß begangen hatte.

„Jetzt können Sie die Briefe fortbringen, und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, ſeien Sie in Zukunft weniger impertinent.“

Philipp erröthete, nahm Briefe und Regenschirm und ſchlich zum Comtoir hinaus. Draußen vor der Thür ſteht ſein alter Vater mit einem Regenſchirm: „Ich dachte, Du würdeſt naß werden, mein Kind,“ ſagt der Alte, „und da ich weiß, daß Du um dieſe Stunde die Briefe forttragen mußt, wollte ich Dir meinen Schirm bringen. Kommſt Du heute Abend nicht ein wenig früher nach Hauſe, Philipp?“

Philipp antwortet nicht, ſondern läuft nach der Poſt, um die Geſchäftsbriefe nicht zu verſäumen.

Noch immer ſitzt Herr Lorenz an ſeinem Schreibpult und ſtarrt die Abrechnung mit dem Moskauer Hauſe an. Er ſieht wiederholt nach der Uhr, fängt an, andere Briefe durchzuleſen, addirt eine Seite in ſeinem Journal, dreht das Gas weiter auf, weiter herunter, fegt mit einem Haſenfuß den Sand von ſeinem Schreibtiſch, ſieht wieder nach der Uhr und ſteht endlich auf. Er zieht den grauen Ueberärmel ab, fährt mit einem Taſchenkamm ein- oder zweimal durch die dünnen gelben Haare, wiſcht den Schnupftaback von der

Oberlippe und ruft: „Hermann!“ Der Gerufene kommt und ſtellt ſich Herrn Lorenz zu Dienſten.

„Gehen Sie hinüber in Herrn Burks Privatwohnung, Hermann, und fragen Sie, ob Herr Burk noch nicht zurück ſei, eventuell, ob Fräulein Schwägerin mir einen Augenblick Audienz geſtatten wolle.“

Hermann geht und kommt mit der Botſchaft zurück, daß nichts auf der Welt dem Fräulein angenehmer ſein würde, als mit Herrn Lorenz über die Gründe zu ſprechen, welche Herrn Burk veranlaßt haben könnten, ſo lange auszubleiben.

Herr Lorenz verzieht ſein faltenreiches Geſicht zu einem Lächeln, ſtäubt mit dem Taſchentuch die ſchwarzen, auf den Knieen blanken und abgeſchliſſenen Beinkleider ab und geht in die Privatwohnung des Herrn Burk.

„Gut, daß Sie kommen!“ rufen die Schwägerin und die Nichten wie aus einem Munde. — „Gut, daß Sie kommen, Herr Lorenz! Wo bleibt nur Herr Burk?“

Herr Lorenz zieht die Achſeln in die Höhe, macht eine zierliche Verbeugung und ſchlüpft in das Wohnzimmer ſeines Prinzipals.

„Er könnte unter die Eisenbahn gekommen sein!“ rief die Schwägerin. „Nicht wahr, Herr Lorenz, man hat Beispiele? Das kommt von all den Neuerungen! Glauben Sie, Herr Lorenz, daß Herr Burk unter die Eisenbahn gekommen und in vier Stücke geschnitten ist? Ja, schreit nur, Kinder, und ringt die Hände! Ich habe immer gesagt, daß etwas passiren könnte, und paßt auf, diesmal ist etwas passirt. Ich sage, es ist etwas passirt.“

„Wer wird denn gleich so schreckliche Befürchtungen aussprechen!“ riefen die beiden Nichten. „Nicht wahr, Herr Lorenz? Papa wird bald gesund und wohl zurückkehren? Er hat sich nur geärgert, weil wieder von Amerika die Rede war!“

„Ja, und weil Tante von Aufträgen sprach,“ fügte Auguste hinzu.

„Und Beer einen Tiger nannte, Herr Lorenz!“ sagte Ernestine.

„Und dann hat der Herr von der blauen Brille gegrüßt!“ jammerte Auguste.

„Schreit Euch nur heiser, Ihr armen Doppelwaisen! Diesmal ist etwas passirt. Ein toller

Hund hat ihn gebiſſen, oder eine Schildwache iſt wüthend geworden und hat ihn an das Schilderhaus geſpießt, oder er iſt in die Alſter gefallen — was es iſt, kann ich nicht ſagen, aber gebt Acht, es iſt etwas paſſirt. Ich ſage es Euch, Kinder, es iſt etwas paſſirt."

„Glauben Sie das auch, Herr Lorenz?" fragte Erneſtine.

„Bitte, beruhigen Sie uns!" flehte Auguſte.

„Es iſt allerdings möglich, daß irgend etwas geſchehen iſt, wodurch die Rückkehr Herrn Burks verſpätet worden —"

„Da haben wir's ja, ſage ich es nicht, da haben wir es!" fiel die Schwägerin ein. „Herr Lorenz ſagt auch, daß etwas paſſirt ſein könnte, und Herr Lorenz iſt kein Mann, etwas zu ſagen, was nicht Hand und Fuß hat, und wenn Herr Lorenz ſagt, daß etwas paſſirt ſein könnte, dann iſt etwas paſſirt und er weiß, was paſſirt iſt, will es nur nicht gleich eingeſtehen, und wenn ich Euch rathen darf, Kinder, dann zieht Eure ſchwarzen Merinokleider an, denn es ſchickt ſich ſchlecht für die Töchter, im fliegenden Roſagewande ein-

herzugehen, wenn die Leiche des Vaters ins Haus gebracht wird."

Die Töchter ſtießen ein gellendes Geſchrei aus und baten Herrn Lorenz dringend, zu ſagen, ob er eine Trauerbotſchaft für ſie habe; ſie ſeien auf das Entſetzlichſte gefaßt, nur Wahrheit wollten ſie haben.

Herr Lorenz blickte die Schwägerin mit dem Ausdruck der aufrichtigſten Bewunderung an und ſagte: „So ſchmeichelhaft es auch für mich iſt, von Fräulein ſo zuvorkommend beurtheilt zu werden, ſo muß ich doch auf das Beſtimmteſte erklären, keine Trauerbotſchaft zu haben. Ich weiß poſitiv nichts über Herrn Burks Verweilen, fürchte aber, daß er naß wird, wenn er ohne Regenſchirm ausgegangen iſt."

„Und er iſt ohne Regenſchirm ausgegangen," ſagte die Schwägerin. „Ich behaupte, poſitiv erklären zu dürfen, daß Herr Burk ohne Regenſchirm ausgegangen iſt. Sie folgern daraus, Herr Lorenz, daß er naß werden könnte?"

„Allerdings!"

„Und wiſſen Sie, was ich daraus folgere? Daß er ſich auf den Tod erkälten, Gicht und

Podagra bekommen und nach ſchrecklichen Leiden ſterben wird. Paſſen Sie auf, wenn nichts paſſirt iſt, ſo wird etwas paſſiren. Zieht nur die ſchwarzen Kleider an, Ihr armen Doppelwaiſen, Ihr werdet bald genug der Trauer zu viel haben!"

„Tante, Du biſt heute einmal wieder fürchterlich," ſchluchzte Auguſte. „Wie kannſt Du es nur übers Herz bringen, ſo zu ſprechen?"

„Finden Sie, daß ich fürchterlich bin, Herr Lorenz? Ich frage Sie in dieſer entſetzlichen Stunde, ob ich fürchterlich bin?"

Herr Lorenz ſchüttelte den Kopf.

„Glauben Sie überhaupt, daß ich fürchterlich ſein kann? Beantworten Sie mir nur die eine Frage, Herr Lorenz, und bedenken Sie, daß es Ihr letztes Wort ſein könnte, glauben Sie, daß ich fürchterlich ſein kann?"

„Ich glaube es nicht," antwortete Herr Lorenz mit einem gerührten Lächeln.

„Und dennoch muß ich mir das ſagen laſſen, Herr Lorenz, in dem Hauſe, wo ich meine Hoffnungen begrub, wo ich den zum letzten Male ſah, der mir einen Heerd hätte gründen können — ach, Herr Lorenz, es hätte Manches anders ſein können!"

Die beiden Schweſtern ſahen, daß es für ſie Zeit ſei, ſich zu entfernen; denn wenn die Tante einem Herrn von dem zu erzählen anfing, was hätte ſein können, fühlten ſie ihre Kräfte ſchwinden. Sie verabſchiedeten ſich, um im Nebenzimmer auf die Rückkehr ihres Vaters zu warten, der — deß waren ſie jetzt überzeugt, bald unverſehrt an ſeinen häuslichen Heerd zurückkehren würde.

„Da gehen Sie hin," ſagte die Schwägerin, „die armen Dinger, ohne an das zu denken, was ſein könnte! Ach, Herr Lorenz, die Jugend, die Jugend!"

„Ja, die Jugend," ſagte Herr Lorenz.

Die Schwägerin blickte mit gefalteten Händen in die Ecke des Zimmers und lächelte ſchwermüthig. Herr Lorenz ſaß ruhig auf ſeinem Seſſel und wagte es kaum, in das aufgeregte Geſicht der Schwägerin zu blicken. Es ſchien ein Geheimniß auf ſeiner Seele zu laſten, ein Alp ſchien ihn zu drücken, er kämpfte gegen ein Bekenntniß, wollte es zurückhalten und es doch ausſprechen; aber ſo lange die Schwägerin die Tafeluhr anblickte, fehlte es ihm an Muth, zu ſprechen, und ſobald ſie ihn anſah, hatte er vergeſſen, was er ihr ſagen wollte.

Endlich ermannte er ſich und ſagte mit zitternder klangloſer Stimme: „Fräulein ſprachen eben von Dingen, die ſein könnten. Es könnte Mancherlei ſein.“

„Ach Gott ja!“ erwiderte die Schwägerin.

„Und würden Sie, Fräulein, wohl geneigt ſein, demjenigen eine ferne Ausſicht auf Erhörung zu geben, welcher vor Verlangen glüht, das, was ſein könnte, zur Wirklichkeit, in die erſte Potenz des Seins zu erheben?“

Die Schwägerin ſtarrte in die aſchfarbenen Falten des Herrn Lorenz, ohne den Sinn ſeiner Worte zu verſtehen.

„Ich will mich deutlicher ausdrücken, Fräulein. Addiren wir zwei Größen, ſo erhalten wir ein Product, welches dem vollen Werth der beiden einzelnen Größen zuſammengenommen entſpricht, ſo zwar, daß zwei einzelne Thaler zuſammenaddirt zwei Thaler ausmachen.“

„Ganz richtig,“ ſagte die Schwägerin, die noch immer nicht ahnte, wo hinaus Herr Lorenz wollte.

„Man kann aber auch andere Größen als Thaler addiren, z. B. Menſchen, und eine Trauung

iſt im Grunde nichts anderes, als ein religiöſes Rechnenexempel, in welchem der Pfarrer als Addirender, Braut und Bräutigam als Addenda und der Eheſtand als Facit auftreten. Hätten Sie, Fräulein, eine unwiderſtehliche und unbeſiegbare Abneigung gegen die Addition mit einem, wenn auch nicht jungen und liebenswürdigen, ſo doch treuen und innigſt ergebenen Factor?"

„Factor? Haben Sie Aufträge? Könnten Sie — oh! Gerechter Gott, mir geht ein Licht auf! Herr Lorenz! Die blaue Brille? Verſchweigen Sie mir nichts! Sprechen Sie! Bedenken Sie die feierliche Stunde! Löſen Sie das Siegel Ihres Geheimniſſes, das Sie vielleicht Tage lang auf dem Herzen getragen —"

„Nicht Tage, nein, Jahre lang —"

„Jahre lang! Und ich ahnte nichts? Sie ſagten nichts, Sie konnten ſo lange ſchweigen? Aber jetzt reden Sie, Herr Lorenz. Nennen Sie mir den Inhalt Ihrer Aufträge, und ſagen Sie mir zuvörderſt bei Ihrem ewigen Seelenheil, ob Sie die blaue Brille kennen?"

„Ich kenne die blaue Brille," antwortete Herr

Lorenz. Haben Sie Mitleid und fragen Sie mich nicht weiter, ich beſchwöre Sie!"

„Und Ihre Aufträge?"

„Ich habe keine Aufträge, als die, welche mein Herz mir gegeben. Jahre lang trage ich die Centnerlaſt meines Geheimniſſes; endlich bietet ſich mir eine günſtige Gelegenheit und laut bekenne ich, daß Sie geliebt werden. Verdammen Sie mich nicht, Fräulein! Erhören Sie mich und haben Sie Mitleid mit einem treuen alten Herzen."

„Keine Aufträge?" fragte die Schwägerin, „und kennen die blaue Brille?"

„Keine Aufträge, Fräulein, und was die blaue Brille betrifft, Fräulein, ſo beſchwöre ich Sie, nicht weiter in mich zu dringen. Es giebt Geheimniſſe, welche heilig ſind. Die blaue Brille iſt ein heiliges Geheimniß. Darf ich mich der Hoffnung hingeben, Fräulein, daß meine untergeordnete Stellung im Leben und mein beſcheidenes Bank-Conto kein Hinderniß —"

„Was hat Ihr Bank-Conto mit den Aufträgen zu thun, Herr Lorenz? Ich ſehe nicht ein, daß es mit den Aufträgen etwas zu thun haben könnte, Herr Lorenz!"

„Mit den Aufträgen meines Herzens —“

„Ihres Herzens? Sie ſprechen von Ihrem Herzen, Herr Lorenz?“

„Von meinem Herzen, Fräulein! Von einem armen, aber erprobten treuen Herzen!“

„Und nicht von dem Herzen der blauen Brille, nicht von dem Herzen deſſen, des Einzigen, Herr Lorenz, welcher Aufträge geben könnte, von dem ich Aufträge entgegennehmen könnte?“

„Nein, mein Fräulein!“

„Herr Lorenz! Die Stunde iſt feierlich! Es könnte unſere letzte ſein, Herr Lorenz, und ich will annehmen, daß es meine letzte iſt. Ehe ich hinübergehe in das Land, das keine Täuſchungen kennt, will ich Ihnen geſtehen, daß ich — ſtolz bin ich, es geſtehen zu dürfen — Braut bin! Hören Sie mich an, Herr Lorenz! Ich verſchenkte mein Herz an einen Mann, von dem ich wußte, daß er mich glücklich machen könnte. Der Mann verſchwand! Wohin das Schickſal ihn verſchlug, iſt mir unbekannt. Mein Herz ſagt mir, daß er im Lande der Täuſchungen weilt und daß er mir Aufträge ſchicken wird. Ich werde ſeine Aufträge entgegennehmen, ſeine Wünſche er-

füllen, Herr Lorenz. Jedes andere Gefühl ist dem heiligen Beruf einer Braut untergeordnet; ich bin nicht mehr frei, Herr Lorenz!"

Herr Lorenz erhob sich von seinem Sitze, wischte sich den Schweiß von der Stirn und kämpfte mit einer furchtbaren innern Aufregung. Als vertrauter Diener seines Prinzipals wußte er um alle Geheimnisse der Familie, also auch um die blaue Brille. Er hatte einen furchtbaren Eid schwören müssen, das Geheimniß zu bewahren, und jetzt, in dem entscheidenden Augenblick seines Lebens, wo er um die Hand und das Vermögen der Schwägerin anhielt, fühlte er sich zum erstenmale versucht, seinen Eid zu brechen, um ihr zu beweisen, daß sie „frei" sei. Welche Versuchung! Auf der einen Seite eine Mitgift von zweimalhunderttausend Mark Banco und die Aussicht, ein bedeutendes Hutgeschäft übernehmen zu können, — und auf der andern der Zorn und die ewige Ungnade seines Prinzipals. Jahre lang war er mit dem Entschluß schwanger gegangen, um die Schwägerin anzuhalten, und nie war es ihm in den Sinn gekommen, daß sie ihm antworten könne, sie sei Braut! Alle Eventualitäten hatte er in

Berechnung gezogen; für alle Rechnenexempel hatte er den Schlüſſel geſucht — auf dieſes X war er nicht vorbereitet geweſen. Er verbeugte ſich vor dem Fräulein und ihrem Vermögen mit der Achtung eines Mannes, der den vollen Werth von zweimalhunderttauſend Mark Banco kennt, und ſagte: „Wenn es mir gelingen ſollte, Fräulein, Ihnen zu beweiſen, daß Sie frei ſind, daß kein heiliges Gelöbniß Sie feſſelt, dürfte ich dann wagen, meine Bitte zu wiederholen?“

„Nein, Herr Lorenz! Ich ehre, achte und reſpectire Sie, wie es der Schwägerin Ihres Principals zukommt; aber wenn der Tod ihn abgerufen haben könnte, wenn ich die ſchmerzliche Ueberzeugung gewinnen müßte, daß das Band uns auf dieſer Welt nicht umſchlingen wird, dann will ich ihm in jener Welt entgegentreten und den Schwur erneuern, den ich am 17. November oben in dem grünen Zimmer ablegte, und den ich ſeitdem täglich wiederholt habe —“

„Ich kann Sie nur bewundern, Fräulein, glaube aber doch den Einwand machen zu müſſen, daß jener Mann, den Sie einſt beglückten, noch

am Leben ſein könnte, daß alſo kein Grund vorhanden iſt, ein Verhältniß fortzuſetzen, welches er gebrochen haben dürfte."

„Sie ſind ungerecht, Herr Lorenz! Sie könnten ungerecht ſein, Herr Lorenz! Lebt jener Mann, ſo wird er mir Aufträge ſchicken; lebt jener Mann nicht, ſo werde ich ihm im Lande der Verklärung entgegentreten —"

Herr Lorenz war im Begriff, einen letzten Verſuch zu machen und der Schwägerin das furchtbare Geheimniß zu enthüllen, daß im Lande der Verklärung von anderer Seite Anſprüche auf jenen Mann erhoben werden könnten, als heftig an die Hausthür geklopft und gleich darauf mit aller Macht an der Klingel geriſſen wurde.

Die beiden Töchter riſſen die Thür auf und eilten mit dem Ausrufe „Papa!" an der Schwägerin und Herrn Lorenz vorüber, Matthis ging eilig die Treppe hinunter und im nächſten Augenblick ſtand Herr Burk auf der Hausdiele, triefend von Waſſer und zähneklappernd vor Kälte.

„Papa!" riefen die Töchter, erſchreckt über den Anblick ihres Vaters; „Herr Burk!" kreiſchte die Schwägerin, indem ſie beide Hände zuſammen-

ſchlug, „Herr Burk, Sie waren in der Alſter! O Gott, meine Ahnungen!“

„Bringt mich — ins — Bett!“ ſchauderte Herr Burk. „Wärmflaſchen, Matthis, und Federbetten — Auguſte — eine Taſſe Fliederthee, — es iſt nichts — Kinder — nur ein — wenig Regen.“

„Habe ich es nicht geſagt? Gicht, Podagra und ein qualvolles Ende! Sie werden den Tod davon haben, Herr Burk! Sie können den Tod davon haben, Herr Burk! Was habe ich geſagt, Herr Lorenz?“

„Sind Sie da, Lorenz? Kommen Sie — mit — hinauf — ich habe ein Geſchäft — mit Ihnen — zu — beſprechen! Kommen Sie mit. Aber bringt mich — ins — Bett! Mich ſchaudert vor — Kälte!“

Der arme Mann bot einen bedauernswerthen Anblick. Er war, was man im gewöhnlichen Leben „durchgeweicht“ nennt, und zitterte am ganzen Leibe vor Kälte und Unbehagen. Das gelbſeidene Taſchentuch hing wie ein zuſammengerollter Strick im Nacken, das Haar lag flach an dem blaſſen Geſichte, die Stiefeln hatten die Form von

Löſcheimern angenommen, ſeine Kleider hingen an ihm herab, wie naſſe Wäſche an einer Zeugleine. Von dem langen Sitzen in dem anhaltenden Regen war er ſteif geworden, ſo daß er kaum im Stande war, die Treppe zu erſteigen, obgleich Matthis ihn unter den einen, und Herr Lorenz ihn unter den andern Arm nahm.

Als er endlich ausgekleidet und mit wollenen Decken und Federbetten zugedeckt im Bette lag, als Wärmflaſchen und Fliederthee ihre Wirkung thaten, und als mit dem belebten Kreislauf des Bluts die Wärme wiederkehrte, ſtellte ſich ein Fieber ein, welches einerſeits einen heftigen Schweiß, andererſeits ein leichtes Deliriren zur Folge hatte. Herr Burk hatte befohlen, daß Niemand als Herr Lorenz bei ihm bleiben ſolle; er hatte angefangen, mit ihm über den amerikaniſchen Conſul, Gewehre und Kartätſchen zu ſprechen, den Juden Salomon Hirſch genannt und über die Haide und den Droſchkenkutſcher geflucht, aber nie einen Satz zu Ende gebracht. Dem ehrlichen Buchhalter war es ängſtlich geworden; anſtatt mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuzuhören, fragte er, wie ſich Herr Burk befinde und ob ihm auch zu heiß würde?

„Funfzigtauſend Gewehre mit Bajonetten à acht ½ Thaler loco Newyork!“ antwortete Herr Burk. „Nach dem Lande der Täuſchungen! Aber Sie gehen zu Güter, dem Landläufer, und ſagen ihm, daß er mir Ruhe ſchafft. Ruhe will ich haben! Ruhe, Lorenz! Oder ich gehe ſelber nach Amerika und laſſe mich todtſchießen für die Union! Die Schwägerin iſt mein Tod, Lorenz! — Kanonen ſind auch zu haben mit Laffetten und Zubehör, lauter alter Plunder, aber gut genug für das verfluchte Land der Täuſchungen!“

„Beruhigen Sie ſich, Herr Burk! Sie ſind echauffirt, ſuchen Sie zu ſchlafen, Herr Burk!“ flehte Herr Lorenz, dem es immer ängſtlicher wurde.

„Schlafen? Gewehre mit Bajonetten ſage ich! Hurrah! Bums! Da gehen ſie los und ſchießen die Amerikaner todt!“

„Bitte, Herr Burk!“

„Ruhe! Ruhe will ich haben! Sagen Sie dem Güter, daß ich ihm den Todesſeufzer ſchenke! — Ach, Lorenz, mir iſt elend zu Muthe! Bleiben Sie bei mir, Lorenz, mein Kopf, mein Kopf!“

Wir wollen es nicht verſuchen, die Gefühle zu ſchildern, welche das Herz des Herrn Lorenz be-

ſtürmten, als er Herrn Burk ſagen hörte, daß die Schwägerin ſein Tod ſei. Er bekämpfte indeſſen ſeinen Unmuth, ſchüttelte nur mißfällig das Haupt und ſegnete endlich den Augenblick, wo ſein Principal in einen erquickenden Schlaf verfiel. Erſt gegen Mitternacht verließ er das Lager Herrn Burks. Als er leiſe die Treppe hinabſchlich, begegnete er der Schwägerin. „Glauben Sie, daß etwas paſſiren wird?“ fragte ſie ihn, und als er die Hoffnung ausſprach, daß nichts paſſiren werde, brummte ſie ihm nach: „Gicht und Podagra werden kommen; es wird ſein Tod ſein, Herr Lorenz!“

Fünftes Capitel.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Herr Burk erhob ſich um die gewöhnliche Stunde und ſchien von dem Abenteuer des vorhergehenden Tags keinerlei Folgen zu ſpüren. Er las, wie gewöhnlich, während des Frühſtücks eine Betrachtung in dem Abhandlungsbuche ſeiner Töchter und ſtrich wie gewöhnlich die Stellen mit rother Kreide an, welche ihm beſonders mißfielen. Er war ſchlechter Laune und ließ wenig von Auguſtens Betrachtungen die Cenſur paſſiren. Nach dem Frühſtück ging er hinab, um ſeine Familie zu begrüßen. Die Töchter wollten ihm zu ſeiner ſchnellen Geneſung Glück wünſchen; er ſchob ſie aber auf die Seite und ſagte: „Laßt es gut ſein, ich habe an etwas Anderes zu denken. Matthis ſoll den Lo-

renz holen.“ Die Schwägerin wollte ihm Gicht und Podagra prophezeien, er ließ ſie aber nicht zu Worte kommen, ſondern ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und rief: „Ruhe will ich haben! Verſtehen Sie mich, Schwägerin! Ich will Ruhe haben! Schafft mir den Lorenz. Es ſind mir Dinge begegnet in dieſen letzten Tagen, die in mir den Entſchluß wachgerufen haben, mein Hausweſen anders einzurichten. Ich habe wichtige Geſchäfte vor, werde vielleicht nach Wien und Berlin reiſen —“

„Nach Wien? Nach Berlin?“ fragten Erneſtine und Auguſte.

„Erſt muß ich Lorenz ſprechen,“ fuhr Herr Burk fort. „Schickt ihn auf mein Zimmer, wenn er kommt. Vorläufig ſoll es mir angenehm ſein, wenn meine verehrte Schwägerin meinen Wunſch verſteht.“ Er trat nahe an ſie heran, blickte ihr feſt ins Auge, kniff die Zähne zuſammen und knirſchte: „Ruhe will ich haben!“

„Ich verſtehe,“ ſeufzte die Schwägerin. „Und Sie ſollen Ruhe haben, Herr Burk. Ich ſage dieſes und nicht mehr!“

Die Schwägerin wandte ſich ab und verließ mit triumphirender Miene das Zimmer.

„Jetzt noch ein Wort mit Euch,“ hub Herr Burk an. „Du, Erneſtine, wirſt vielleicht Mutterſtelle bei Deiner jüngern Schweſter vertreten, und Du, Auguſte, wirſt die Pflichten erkennen, welche Du Deiner ältern Schweſter ſchuldig biſt. Es dürfte nothwendig werden, Veränderungen eintreten zu laſſen. Seid auf Alles gefaßt. Mit Deiner Abhandlung bin ich heute ſehr, ſehr unzufrieden geweſen, Auguſte! Flüchtig und gedankenlos wie immer! Wie kann man beim Betrachten des Vogels Gedichte niederſchreiben? Gedichte, woher nimmſt Du das Zeug? Gieb Dich doch keinen thörichten Gedanken hin, und belaſte Dein Gedächtniß nicht mit dem elenden Machwerk hungriger Poeten! Doch, davon ein andermal! Vorläufig das Geſchäft. Ich laſſe die Schwägerin bitten, einſtweilen auf ihrem Zimmer zu eſſen. Ich bin mürbe, mürbe wie ein gebratener Apfel. Auf ihrem Zimmer ſoll ſie bleiben; ich verzichte darauf, ſie zu ſehen. Ich höre Lorenz kommen. Beſchäftigt Euch nützlich; Punkt eilf Uhr wird gefrühſtückt!“

Herr Burk hatte recht gehört. Lorenz war

die Treppe hinaufgegangen; er eilte ihm nach und führte ihn in sein Zimmer.

„Guten Morgen, Lorenz! Setzen Sie sich — machen Sie keine Umstände; setzen Sie sich hier in den Lehnstuhl. Habe mit Ihnen zu sprechen, Lorenz. Hier sind telegraphische Depeschen, die Sie besorgen müssen. Wollen Waffen für die Union kaufen; das Geschäft ist gut; um ein Uhr werde ich den amerikanischen Consul sprechen; das Andere findet sich. Wenn Sie die Depeschen besorgt haben, gehen Sie in den goldenen Anker zu dem unglückseligen Menschen, der meine Schwägerin hat sitzen lassen und mich ums Leben bringen wird."

„Herr Burk!" sagte Lorenz in aufgeregtem Tone, „ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß ich nicht im Stande bin, diese Sprache zu ertragen. Ihre verehrte Fräulein Schwägerin bringt Niemand ums Leben."

„Meine Schwägerin? Wer spricht von ihr? Von dem Menschen spreche ich, der sie hat sitzen lassen! Ist Ihnen nicht wohl, Lorenz? Sie blicken mich so eigenthümlich an."

„Doch, mir iſt wohl, Herr Burk! Bitte, ſprechen Sie weiter.“

„Machen Sie dem Menſchen Vorſchläge, Lorenz! Er ſoll mich mit meinem Schwager Güter verſchonen. Ich will mich loskaufen, will tauſend Mark hergeben und die Begräbnißkoſten bezahlen; ſagen Sie ihm das, Lorenz, aber dagegen verlange ich Bürgſchaft, daß ich in Ruhe gelaſſen werde.“

„Iſt Ihr Herr Schwager aus Amerika zurück?“ fragte Lorenz mit dem äußerſten Erſtaunen. „Der Herr Güter, der die Wechſel auf Ihr Haus zog? —“

„Derſelbe! Er will wieder ziehen, will Geld haben — ich will ihn aber nicht ſehen, und vor allen Dingen ſoll ihn die Schwägerin nicht ſehen. Geſtern im Regenwetter habe ich einen Schwur gethan. Die Sache hat ein Ende, und damit Baſta! Sie gehen daher in das Gaſthaus zum goldenen Anker, erkundigen ſich nach Herrn Güter und proponiren ihm, von hier fort zu ziehen — mir einerlei, wohin, je weiter, deſto lieber, und verſprechen ihm tauſend Mark Banco, wenn er für die doppelte Summe Bürgſchaft leiſtet, mir nicht wieder zu kommen, weder in Perſon noch mit

Briefen. Auch ſeine Tochter will ich nicht ſehen; ich will mit der ganzen Familie nichts zu thun haben, Lorenz! Alles was ich will, iſt Ruhe! Ich bin ein vermögender Mann, werde ſogar für reich gehalten, könnte in Saus und Braus leben, Geſellſchaften geben und ins Theater gehen und hundert andere Thorheiten begehen; aus Rückſicht gegen mein Geſchäft habe ich alle Verſuchungen von der Hand gewieſen und im häuslichen Kreiſe mein Glück geſucht. Der Kreis fängt aber an, unerträglich zu werden. Die Schwägerin bringt mich in den Sarg, und ehe ich gutwillig aus dem Geſchäfte ſcheide, will ich das Aeußerſte verſuchen. Mein Plan iſt gemacht. Ihr Beſuch im goldenen Anker iſt der erſte Riegel, den ich der Schwägerin vorſchiebe."

Aber länger hielt es Herr Lorenz nicht aus. „Riegel wollen Sie vorſchieben? Sie wollen Ihre Fräulein Schwägerin hinter Schloß und Riegel ſperren, Herr Burk? Und dazu ſoll ich die Hand bieten? Ich, der den vollen Werth dieſer Dame erkannt hat, ich, der ich mich mit Hoffnungen getragen habe? — Nein, Herr Burk, ſelbſt der Soldat hat Grenzen, über welche ſein Gehorſam

nicht hinausgeht; selbst der Soldat würde sich weigern, sich auf Befehl den Hals abzuschneiden! Ich weigere mich, Ihrer Fräulein Schwägerin Unrecht zu thun, Herr Burk!"

Herr Burk stemmte die Fäuste in die Seiten, richtete sich hoch empor, ließ das Unterkinn sinken und blickte seinen Buchhalter sprachlos vor Erstaunen an. Er würde vor fünf Minuten jedem einzelnen Apostel und Evangelisten den heiligsten Eid in die Hand geschworen haben, daß Lorenz sich nie unterstehen würde, gegen ihn zu opponiren und an etwas Anderes, als an die Rechnungen im Hauptbuch zu denken. Und jetzt? Da stand der Rebell vor ihm, blaß und zitternd, aber zum Aeußersten entschlossen, und legte ein Geständniß ab, das allein geeignet war, einen Heiligen zur Verzweiflung zu bringen! Er, Theodor Lorenz, der seit achtundzwanzig Jahren am Schreibtisch Herrn Burks gearbeitet hatte, der vom Laufburschen zum Comtoiristen, vom Comtoiristen zum Cassirer und vom Cassirer zum Buchhalter avancirt war; er, Theodor Lorenz, der sich zur Procura emporgeschwungen hatte und in alle Geheimnisse des Herrn Burk eingeweiht war — er wagte

es, zu opponiren und den Namen der Schwägerin auf die Aufruhrfahne zu ſchreiben!?!

„Ich wünſche meine Entlaſſung, Herr Burk! Ich danke Ihnen nicht für das, was Sie mir gethan, denn ich habe Ihnen treu und redlich gedient und Sie zweimal vor einem bedeutenden Verluſt behütet; wir ſind quitt, Herr Burk. Leben Sie wohl, Herr Burk!“

„Aber, Lorenz!“

„Herr Lorenz, wenn ich bitten darf, Herr Burk!“

„Aber, Lorenz! ſage ich.“

„Was wollen Sie von mir, Burk?“

„Mäßigen Sie ſich, Lorenz! Sie vergeſſen, mit wem Sie ſprechen. Setzen Sie den Reſpect nicht bei Seite, Lorenz!“

„Ich weiß, mit wem ich ſpreche, Burk! Mit einem reichen Geſchäftsmann, der durch mein Nachdenken, meine Geſchäftskenntniß, meine Sorge reich geworden iſt; mit einem Hamburger Bürger ſpreche ich, der ich ſelbſt Hamburger Bürger bin; mit einem Menſchen ſpreche ich, der nicht beſſer und nicht ſchlechter iſt, als ich und viele Millionen andere!“

„Es ist gut, Herr Lorenz! Gehen Sie! Wir kennen uns nicht mehr, Herr Lorenz! Leben Sie wohl!“ stöhnte Herr Burk in der furchtbarsten Aufregung.

„Doch, Herr Burk! Wir kennen uns und werden uns kennen. Oder halten Sie mich für einen Bleifederstrich, den Sie mit Gummi-Elasticum ausstreichen können? Ich werde gehen, Herr Burk, will Sie aber bitten, erst die Abrechnung mit dem Moskauer Hause durchzusehen und in meiner Gegenwart zu unterschreiben. Dann ist mein Dienst in Ihrem Hause beendet. Ist es gefällig? Ich habe die Papiere bei mir.“

Herr Lorenz zog die Abrechnung aus der Brusttasche und legte sie auf den Schreibtisch des Herrn Burk. Mit gewohnter Gemüthsruhe rechnete er die verschiedenen Posten nach und bewies, daß der Abschluß dem Hause Burk ein Guthaben von hundertachtzehntausend Mark Banco gegen hundertsiebzehntausend neunhundert und zweiundsechzig sichere, welche das Moskauer Haus irrthümlich berechnet hatte. Die Differenz von achtunddreißig Mark Banco hatte ihren Grund darin, daß das Moskauer Haus vergessen hatte, die Zinsen

eines auf 40 Tage laufenden Wechſels mit in die Rechnung zu ziehen.

„Alles in Ordnung, Herr Lorenz,“ ſagte Herr Burk, nachdem er ſeinen Namen unterzeichnet. „Sie haben Ihr Salair für den letzten Monat ſchon gezogen.“

„Sie vergeſſen, daß heute der Dritte iſt und daß ich am ultimo vorigen Monats gagirt worden bin. Sie ſind mir nichts ſchuldig, Herr Burk, und ich wünſche Ihnen guten Morgen!“

„Guten Morgen!“ erwiderte Herr Burk, und als Lorenz die Thür hinter ſich zugemacht hatte, rief er: „Wem habe ich das zu danken? Gerechter Gott, in dem Augenblick, wo ich ſeiner Dienſte ſo dringend bedarf, verläßt er mich — und warum? Weil er in die Schwägerin verliebt iſt! Herr, Herr! Du prüfſt mich ſchwer! Aber ich ſchaffe mir Ruhe, ſo wahr Gott lebt, ich ſchaffe mir Ruhe!“

Aber nicht nur Herr Burk, ſondern auch die Schwägerin ſchmachtete nach Ruhe. Sie ging in ihrem Zimmer haſtig auf und ab, preßte die Hand ans Herz, wiſchte ſich dann und wann eine Thräne aus dem Auge, lehnte die glühende Wange

gegen die kalte Fenſterſcheibe und ſprach zu ſich ſelber: „Dieſem Herzen ſoll Ruhe werden! Herr Lorenz könnte Dinge wiſſen, welche mir die Ueberzeugung einflößten, daß ich frei bin!“ Sie hörte ihren Schwager in ſeinem Zimmer laut ſprechen und heftig auf- und abgehen. „Ja, tobe nur, Tigernatur!“ ſagte ſie. „Tobe Dich aus und freue Dich, wenn Du ein Mädchenherz zerdrücken kannſt! Wir ſind geſchiedene Leute, Herr Burk!“

Der Unglückliche glaubte, die Schwägerin laut ſprechen zu hören; er vernahm jeden Fußtritt in ihrem Zimmer, das gerade über dem ſeinigen lag.

„Sie ſetzt ſich auf den Conjunctiv!“ ſtöhnte er, „denkt ſich Redensarten aus, mit denen ſie mich umbringen will! O, du blutiger Heiland!“

Während Herr Burk und die Schwägerin ſich in ihrem Durſt nach Ruhe noch mehr erhitzten und ſich für die unglücklichſten Menſchen „auf Gottes weitem Erdboden“ hielten, eilte Herr Lorenz die Straße hinab nach dem Gaſthof zum goldenen Anker, nicht um die Aufträge Herrn Burks zu beſorgen, ſondern um auch ſich Ruhe zu verſchaffen. Wer Herrn Lorenz gekannt, wie er im echten Geſchäftsgang, den Oberleib vorn-

über gebogen, über die Straße zu gehen pflegte, würde ihn heute kaum wieder erkannt haben. Er hatte etwas Unternehmendes, Zuversichtliches, Rebelliſches in ſeiner Haltung, trug den Kopf gerade, ſogar etwas in den Nacken geworfen, wich Niemandem aus und blies die Backen auf, wie Einer, der von ſeiner eigenen Würde erfüllt iſt. Jeder, der ihm Tags zuvor begegnet wäre, hätte ihm ſogleich angeſehen, daß er Buchhalter auf einem Comtoir ſei; heute ſtand es ihm auf den Schultern geſchrieben: „Bin nicht mehr Buchhalter bei Burk!“ Leute, die ſich gern um die Angelegenheiten ihrer Nebenmenſchen bekümmern, wiſperten ſich zu: „Haben Sie heute Herrn Lorenz geſehen? Er iſt nicht mehr bei Herrn Burk.“

„Ich weiß,“ antwortet ihnen der Angeredete; „ich bin ihm eben begegnet.“

Herr Lorenz bleibt plötzlich ſtehen, winkt einem jungen Menſchen und ſagt: „Philipp, möchten Sie wohl ſo gütig ſein, dieſe Depeſchen auf das Telegraphenbureau zu bringen? Wenn Sie einmal an einem Sonntage Zeit haben, ſo beſuchen Sie mich, Philipp!“

„Sie ſind wohl nicht mehr bei Herrn Burk, Herr Lorenz?“

„Nein, Philipp, und es thut mir leid, Sie geſtern hart angefahren zu haben. Wenn ich mein Geſchäft anfange, werde ich Ihnen einen Platz anbieten. Beſuchen Sie mich recht bald, ich habe mit Ihnen zu reden, Philipp.“

Philipp verſpricht, zu kommen, und trägt die Depeſchen auf das Telegraphenbureau, und Herr Lorenz wandert dem goldenen Anker zu. Sein Weg führt ihn über den Jungfernſtieg, längs des Alſterbaſſins, über den neuen Wall nach den engen und ſchmutzigen Straßen des „alten“ Hamburg. Die ſchönſten Straßen Europa's machen ſo wenig Eindruck auf ihn wie die ärmlichſten Gaſſen; er war noch nie im goldenen Anker geweſen, weiß nicht, wo er liegt; aber ſein Inſtinkt führt ihn, und ehe er ſich es verſieht, ſteht er vor ihm. Es iſt ein kleines einſtöckiges Haus mit einem Erker im Dach. Ein blaues Schild mit einem goldenen Anker und dem Spruch: „Es lebe der Seemannsſtand!“ laſſen keinen Zweifel über die Claſſe von Wirthshäuſern, zu welcher der Anker gehört. Es iſt eine Matroſenkneipe, in welcher Sonntags ge-

tanzt, und an jedem Tage der Woche Grog getrunken wird. Das Haus ist reinlich und sauber gehalten, die Fenster sind mit Blumentöpfen vollgepfropft, die Fliesen vor dem Hause mit weißem Sand bestreut. Neben der grün angestrichenen Hausthüre stehen zwei grüne Gartenbänke; auf der einen sitzt der weiße Spitz des Hausherrn, der jeden Nichtseemann anbellt, jeder Theerjacke wedelnd entgegenkommt; auf der andern sitzen der Hausherr und seine Gattin und freuen sich über die Geschäftigkeit, mit welcher ein Schwalbenpaar das alte Nest über der Hausthür ausbessert.

„Kusch dich, Karo!" ruft der Hausherr, und der Spitz, der eben wüthend gegen Herrn Lorenz angebellt hat, legt sich knurrend seinem Herrn zu Füßen.

„Was will die Landratte?" frägt die Wirthin, eine große, außerordentlich fette Blondine, die beständig über Asthma und Krämpfe in den Beinen klagt. Sie bleibt gelassen sitzen, faltet die Hände im Schooße und streichelt mit dem einen Fuß ihren Karo. Ihr Mann erhebt sich, zupft nach-

läſſig an der blauen Sammetmütze und frägt: „Was befehlen?“

„Ich möchte den Herrn des Hauſes ſprechen,“ antwortet Herr Lorenz.

„Was zu Dienſten?“ antwortet der Wirth.

„Sind Sie der Hausherr?“

„Zu Dienſten.“

„Könnte ich Sie wohl einen Augenblick allein ſprechen?“

„Zu Dienſten. Treten näher!“

Herr Lorenz macht eine halbe Verbeugung und folgt dem Hausherrn ins Haus. Der Hausherr nimmt von der Wand einen Schlüſſel, ſteckt ihn ins Schlüſſelloch, dreht um und öffnet die Thür zu ſeinem „beſten“ Zimmer, einem kleinen, mit Möbeln überfüllten Gemach, in dem nie ein Fenſter geöffnet wird, in dem ausgeſtopfte Colibris unter einer Glaskuppel, Indianerwaffen, bunte Federn und ein rieſiges Bouquet von künſtlichen, aus Papier gemachten Blumen auf Tiſchen und Schränken umherſtehen. Der Spiegel iſt mit Gaze überzogen; in der Ecke des Zimmers, auf einer Mahagoni-Commode ſteht eine Tafeluhr von Alabaſter; ſie iſt nicht aufgezogen und verſieht

ihren Dienſt ſo wenig, wie der Spiegel; beide ſind nur zum „Staat“ da. Das Sopha iſt mit geſtickten Kiſſen überladen; es hat noch nie ein Chriſtenmenſch die Unverſchämtheit gehabt, ſich auf den gelben Damaſt nieder zu laſſen. Zum Sitzen und Wohnen iſt die beſte Stube nicht eingerichtet, ſondern zum Staat. Es hat Alles einen eigenthümlichen, wir möchten faſt ſagen neuen Geruch in der beſten Stube, und die kleinen Gypsfiguren auf dem blanken Eckſchrank ſehen aus, als wenn ſie desperat werden könnten. Der Papagei, der in dem blankgeputzten Meſſingkäfig eingeſperrt war, iſt ſchon desperat geworden und vor Verzweiflung geſtorben; der Käfig ſteht aber noch an derſelben Stelle und wird jeden Sonnabend mit Kreide und Spiritus abgerieben. Das Paperl guckt aus ſeinem Glaskaſten dem Putzen zu und denkt: „Mich könnt Ihr nicht mehr umbringen mit Euerm Putzen und Reiben, Waſchen und Scheuern, Fegen und Kehren, Spiegelverhängen und Lüften der Sophakiſſen! Ich bin damit durch! Gelobt ſei die heilige Jungfrau!“

Herr Lorenz bleibt beklommen ſtehen und frägt mit ſtockender Stimme: „Wenn ich nicht irre,

ſind Sie derſelbe Herr, welcher einſt in einem befreundeten Verhältniß zu der Familie Burk ſtand?"

Der Hausherr fuhr erſchreckt zuſammen, blickte ängſtlich nach allen Seiten und ſagte: „Um des Himmels Willen, ſprechen Sie leiſe! Ich bin ein verheiratheter Mann!"

„Sie haben das befreundete, mehr als befreundete Verhältniß abgebrochen," fuhr Herr Lorenz fort.

„Sprechen Sie nicht ſo laut! Ich bin ein verheiratheter Mann! Nehmen Sie Raiſon an!"

„Sie reflectiren alſo nicht mehr auf die Schwägerin des Herrn Burk? Würden ſelbſt dann nicht mehr auf ſie reflectiren, wenn Sie ein unverheiratheter Mann wären?"

„Nein! Ich würde nicht."

„Sie intendiren nicht, ihr Aufträge zu ſchicken? Sie denken nicht daran, ihr im Jenſeits gegenüber zu treten und ſich den Schwur wiederholen zu laſſen, den ſie Ihnen am 17. November im grünen Zimmer leiſtete?"

Der Wirth ſchien bei jeder neuen Frage des Herrn Lorenz kleiner zu werden. Er duckte ſich

bei jedem Satze zusammen und war nahe daran, in die Kniee zu sinken, als er an den Schwur im grünen Zimmer erinnert wurde. Alles, was er antworten konnte, war, daß er ein verheiratheter Mann sei.

„Jetzt noch eine Frage," fuhr Herr Lorenz fort. „Haben Sie irgend einen Einwand zu machen, beabsichtigen Sie Einsprache zu thun, wenn das Fräulein einen andern Bund schließt, und Ihnen somit selbst im Jenseits nicht mehr das sein kann, was sie unter anderen Verhältnissen geworden wäre?"

„So gewiß, wie ich an Ebbe und Fluth glaube, nein!"

„Sind Sie geneigt, eine Entsagungsurkunde zu unterschreiben, durch welche Sie dem Fräulein in Form Rechtens ihr Jawort zurückgeben?"

„Ich bin es."

„Und welche Abfindungssumme würden Sie verlangen?"

„Abfindungssumme? Ich? Keine, mein Herr. Ich renoncire freiwillig und bin sogar erbötig, die Unkosten zu tragen."

„Wird nicht nöthig sein. Ich werde die Ur-

kunde aufſetzen und Ihnen zur Unterſchrift vorlegen. Wann paßt es Ihnen? Heute Abend?“

„Zu jeder Zeit, mein Herr! Aber entſchuldigen Sie! Sie wollen die Urkunde aufſetzen? Sind Sie Rechtsgelehrter? Ich hielt Sie für den Buchhalter des Herrn Burk!“

„Der war ich.“

„Dann erſuche ich, die Urkunde von einem Advocaten und Rechtsverſtändigen aufſetzen zu laſſen; auf Stempelpapier, mein Herr, damit die Sache für alle Zeiten abgethan iſt. Laſſen Sie ſie von zwölf Zeugen unterſchreiben — ich bin gern bereit, die Unkoſten zu zahlen, und laſſen Sie das Document in Duplo abfaſſen, damit ich ein Exemplar bekomme.“

„Der Handel iſt alſo geſchloſſen,“ ſagte Herr Lorenz, ſichtbar befriedigt. „Ich danke Ihnen, mein Herr. Sie geben zwei Herzen ihre Ruhe zurück. Darf ich Sie jetzt noch um eins fragen? Wohnt bei Ihnen ein Herr Güter aus Amerika?“

„Im erſten Stock Nummer drei, vorn hinaus.“

„Iſt der Herr zu Hauſe?“

„Ohne Zweifel. Er und ſeine Tochter werden zu Hauſe ſein.“

„Wollen Sie so freundlich sein, mich anzumelden? Mein Name ist Lorenz.“

Der Wirth verbeugte sich, eilte die Treppe hinauf und kam bald darauf mit der Versicherung zurück, daß Herr Güter entzückt sein würde, Herrn Lorenz in seinem bescheidenen Stübchen zu empfangen. „Bringen Sie nur bald die Urkunde, und wenn Sie glauben, daß es besser und kräftiger ist, so lassen Sie sie auf Pergament schreiben; man kann mit wichtigen Documenten nie vorsichtig genug sein,“ fügte der Wirth hinzu.

Herr Lorenz versprach, Alles in Form Rechtens zu besorgen und stieg elastischen Schrittes die schmale Treppe hinauf, um Herrn Güter seine Aufwartung zu machen.

„Seien Sie mir willkommen!“ rief ihm Güter entgegen. „Treten Sie näher, Herr Lorenz, und theilen Sie mit mir mein Wigwam.“

Herr Lorenz verbeugte sich und trat ein. Das Zimmer war sehr von dem „besten“ Zimmer verschieden. Die Wände waren weiß gekalkt, die Möbeln bestanden aus zwei schmalen Betten, einem weißen Tisch, drei hölzernen Sesseln und einem enormen Kleiderschrank, der die Hälfte des

Zimmers einnahm. Zwei Fenſter mit je vier Scheiben waren dicht über dem Fußboden angebracht, ſo daß man niederknieen mußte, um hinaus ſehen zu können; über dem einen Bett hing eine Laute, neben dem Kleiderſchrank ſtand eine eiſenbeſchlagene Kiſte, die als Waſchtiſch diente.

„Meine Tochter Bertha!“ ſagte Güter, „Herr Lorenz, Buchhalter bei Deinem liebevollen Oheim, Herrn Fritz Wilhelm Burk.“

„Nicht mehr Buchhalter bei Herrn Burk,“ antwortete Herr Lorenz, „ſeit dieſem Morgen unabhängiger und freier Mann.“

„Corpo di dio! Ich gratulire Ihnen, mein Herr! Seit ich den rauſchenden Palmenhain verließ, um den letzten Todesſeufzer zu überbringen, den die Verewigte aushauchte, habe ich keinen unabhängigen Mann geſehen. Was ich im ſüdlichen Brand der Sonne geträumt, iſt nicht Alles abſolut in Erfüllung gegangen, mein Herr! Nur mein Schwager hat meine Erwartungen bis in die leiſeſten Schattirungen erfüllt; alles Andere ſcheint mir in Europa's Fluren faul zu ſein, mein Herr, „rotten“, wie der unſterbliche William Shakeſpeare ſagt. Ja ſelbſt in der Republik

Hamburg ſcheinen mir Zuſtände obzuwalten, oder wenn ſie nicht obwalten, ſo doch möglich zu ſein, wie ich ſie mir auf dem duftenden Blumenteppich von Braſiliens Ebenen nicht geträumt habe. „Es iſt Alles eitel," ſpricht Salomo, und der brave Mann hat Recht! Es iſt Alles eitel!"

Während Herr Güter in dieſer und ähnlicher Weiſe ſeiner Rede freien Lauf ließ, betrachtete Herr Lorenz die Züge des jungen Mädchens, das ihm als die Tochter Herrn Güters vorgeſtellt war, mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und je tiefer er ſich in der Anſchauung des holden Kindes verlor, deſto weniger verſtand er den Tadel, den Herr Güter gegen die europäiſchen Verhältniſſe ausſprach.

Da wir aber ein weit innigeres Intereſſe an Bertha nehmen, als Herr Lorenz, wollen wir uns nicht damit begnügen, ihr ſchwarzblaues Haar, die großen funkelnden Augen, den pikanten ſüdlichen Teint, den prachtvollen Wuchs, das Ebenmaß der Glieder, die ſchön geformte Hand und die Grazie ihrer Bewegungen zu loben, ſondern auch den innern Werth, die Eigenſchaften des Herzens, die Vorzüge des Geiſtes ſchildern, damit der Leſer ſich

mit uns vereinige, um Bertha die Huldigungen zu bringen, welche ein liebenswürdiges, talentvolles, unſchuldiges und ſchönes Mädchen in ſo reichem Maße verdient; und weil wir dieſen Zweck nur dann erreichen können, wenn wir einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit des jungen Mädchens werfen, wollen wir in gedrängter Kürze eine Schilderung derſelben entwerfen.

Bertha war in Braſilien geboren und hatte von früher Jugend an ein freies und unabhängiges Leben geführt. Ihr Vater hatte, nachdem mehre Wechſel auf ſeinen reichen Schwager als unverkäuflich zurückgekommen waren, mit einigen anderen Deutſchen, die ſich in gleicher Lage befanden, in Rio ein Deutſches Theater gegründet, und mit ſeiner Truppe auch wohl in benachbarten Städten Gaſtſpiele gegeben. Da er eine laute und kräftige Stimme und einen athletiſchen Körper beſaß, hatte er die Heldenrollen geſpielt, während ſeine Gattin die Liebhaberrollen übernahm und mit Erfolg durchführte.

So lange Bertha Kind war, hatte ſie an den Productionen der Schauſpieler keinen weitern Theil genommen, als daß ſie ein- oder zweimal in einer

Zauberposse als Engel von Coulisse zu Coulisse geschwebt war; sie hatte bei dieser Gelegenheit mit solcher Grazie dem Publicum Handküsse zugeworfen und mit solcher Tapferkeit den Schmerz verbissen, den ihr der Strick verursachte, der um ihren zarten Körper geschlungen war, und an welchem sie mehrere Minuten hatte hangen müssen, daß ihr Vater die feste Ueberzeugung gewann, sie sei zur Schauspielerin geboren. Obgleich diese Hypothese eine kühne war, erwies sie sich doch als eine durchaus richtige. Bertha zeigte unverkennbare Anlage zur Schauspielerin, und da sie eine außerordentlich schöne Stimme besaß, welche ihr selbst bei den Spaniern und Brasilianern ungetheiltes Lob sicherte, erfüllte sie das leicht bewegliche Herz ihres Vaters mit den kühnsten Hoffnungen. Er sah in ihr eine zweite Schröder-Devrient, Sonntag, Lind, und nannte sie, nicht mit Unrecht, seine Hoffnung und Zuversicht, sein Kleinod und seine Stütze, und da er im Grunde ein herzensguter Mensch und liebevoller Familienvater war, trug er seine Tochter auf den Händen und lebte im eigentlichsten Sinne des Wortes nur für sie.

Die Liebe des Vaters fiel auf keinen unfruchtbaren Boden, ſondern in das weiche und dankbare Herz ſeiner Bertha, die ſich täglich gelobte, ihre ſchwachen Kräfte anzuſtrengen, um — wenn auch keine Devrient — ſo doch eine tüchtige Künſtlerin zu werden, damit ſie die zärtlichen Worte verdienen möge, mit denen der Vater ſo freigebig war.

Der plötzliche Tod der Mutter bewog den Vater, nach der Heimath zurückzukehren, um einen letzten Verſuch auf das Herz Herrn Burks zu machen; nicht, weil er glaubte, daß Herr Burk ſich des armen Mädchens annehmen würde, ſondern weil er es für ſeine Pflicht hielt, nichts unverſucht zu laſſen, was dazu beitragen könne, dem geliebten Kinde glücklichere Tage zu verſchaffen. Wir kennen den Erfolg ſeines Verſuches, würden uns aber irren, wenn wir glaubten, daß er oder Bertha durch das Benehmen des reichen Schwagers und Oheims aus ihrem Himmel geſtürzt wären. Die Gewißheit, daß ſie, ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, ihren Lebensunterhalt ſuchen mußten, hatte ſie mit Energie erfüllt, und diente nur dazu, Vater und Tochter zu größeren und häufigeren Beweiſen ihrer gegenſeitigen Liebe an-

zuſpornen. Nur eins trübte ihren Himmel: die Furcht, daß ihr unbedeutender Geldvorrath ganz verſchwinden könne, ehe es ihnen gelingen würde, auf einem der Hamburger Theater ein Engagement zu finden, oder auch nur zu einer Gaſtrolle zugelaſſen zu werden. Sie hatten ſich an ſämmtliche Directionen und Recenſenten gewandt, die hervorragendſten Kunſtkritiker um ihre Verwendung gebeten, aber bisher vergebens auf eine Antwort gehofft.

„Es handelt ſich nur darum, Du meine Palme," hatte der Vater geſagt, „daß Du auftreten kannſt, ehe der letzte dieſer ſauer erworbenen ſpaniſchen Thaler den Weg alles Fleiſches gegangen iſt. Bald haben wir keinen mehr zu verſenden, der Wirth wird uns an die Luft ſetzen, und die Nachtigall des Univerſums wird mit ihrem Vater an dem Geſtade der Elbe verhungern. Wenn wir unſern Familiennamen nennen wollten, wenn es bekannt würde, daß eine Güter, eine Verwandte des Herrn Burk in dieſem Dachſtübchen dem Hungertode entgegengeht, dann würden die Herren Vettern auf der Börſe zuſammenſteuern, um den „Scandal" zu vermeiden. Daß wir verhungern,

iſt kein Scandal, mein Lilienſtengel, aber daß die Welt es erfährt, iſt ein Scandal. Corpo di bacco!“

„Sprich nicht ſo, mein theuerſter Vater!“ flehte Bertha, indem ſie ihre Händchen faltete, und ihn mit den großen ſeelenvollen Augen anblickte. „Wir werden nicht verhungern! Du haſt mich oft Deine Stütze und Deine Hoffnung genannt, liebſter Vater, vertraue mir und ſei verſichert, daß Du Dich unnöthigen Sorgen hingiebſt. Du wirſt nicht hungern, beſter Vater, ſo lange Dein Kind noch im Stande iſt, etwas zu verdienen. Wollen ſie mich nicht ſingen laſſen, ſo wird es eine andere Beſchäftigung, einen andern Nahrungszweig geben. Verliere den Muth nicht; es bricht mein Herz, Dich ſo bekümmert zu ſehen!“

„Bertha!“ rief der Vater, „wenn Du das auf dem Theater ſprichſt, ganz ſo, wie Du es hier geſprochen, mit denſelben Schattirungen, wenn Du ſo Deine Augen aufſchlägſt und ſo die Thränen rollen — ach! daß Du mit Deinen Thränen, mit Deinen ſchönen Augen Dein Brod verdienen mußt! Warum tritt keine Fee ins Zimmer und öffnet Dir die Schätze des Paradieſes? Warum

kommt nicht ein Königsſohn aus dem Morgenlande auf einem weißen Elephanten geritten und kniet vor Dir nieder? Warum? — Ach, warum haſt Du keinen beſſern Vater, einen Börſenmann, Bertha, der ein Bankconto hat und das Geld mit Scheffeln mißt?"

„Und würden wir glücklicher ſein, liebſter Vater, weil Deine Wünſche in Erfüllung gingen? Biſt Du unglücklich, wenn es uns an Reichthum fehlt? Iſt meine Liebe Dir Nichts, und erſetzt mir Deine Liebe nicht Alles? Vater, nicht für alle Schätze Scheherezadens, nicht für alle Königsſöhne des Morgenlandes möchte ich, daß Du anders wäreſt, als Du biſt, Du treuer, guter, prächtiger Vater!"

„Verdienteſt Du nicht, auf einem goldenen Throne zu ſitzen, Bertha? Wenn Herzensreinheit, Sanftmuth, Güte und körperliche Schönheit Eigenſchaften ſind, welche einen Mann beglücken können, müßten nicht die Ritter der Tafelrunde und alle Pairs von Frankreich vor Dir niederknien? Aber — es iſt faul, faul, meine Tochter, im Staate Dänemark! Das Verdienſt verhungert an dem Geſtade der Elbe, und das Conto in der

Bank entſcheidet den Werth der Menſchen! — Es iſt kalt, Bertha! Aus der Küche dringt der Geruch von Erbſenſuppe und Speck!“

Das liebliche Mädchen war ſo ſehr an die blumenreiche und extravagante Sprache gewöhnt, daß es, anſtatt die Worte zu belächeln, von der tiefen Liebe ihres Vaters ergriffen wurde. Während er in ſeiner Tochter den Inbegriff von Schönheit und Lieblichkeit, die perſonifizirte Tugend erblickte und das Schickſal laut anklagte, weil es ihr nicht eine, ihren Eigenſchaften angemeſſene Stellung im Leben angewieſen hatte, blieb ſie immer das beſcheidene Mädchen, das nur daran dachte, wie es die Liebe des Vaters vergelten könne. Sie nahm bisweilen ihre Laute zur Hand und begleitete eine ſpaniſche Romanze oder ein deutſches Lied, welche ſie mit ihrer ſilberreinen Stimme meiſterhaft vortrug, und wunderbar war es, welchen Eindruck ihr Geſang auf das Herz des Vaters machte. Er konnte ſie eine Zeit lang wie verzückt anſehen; die Farbe wich aus ſeinen Wangen, die Augen ſchloſſen ſich, die Arme ſanken unwillkürlich herab, ein ſchwerer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt, und hatte ſeine Aufregung den

höchſten Grad erreicht, ſo rollten heiße Thränen über ſeine eingefallenen Wangen und er preßte die geliebte Tochter an die Bruſt und rief: „Bleibe immer ſo rein und gut, mein liebſtes Kind. Es wohnt ein Gott in Deinem Herzen, mache, daß er Dich nie verläßt.“ — —

„Es iſt Alles eitel!“ hatte Herr Güter geſagt.

„Ja wohl,“ antwortete Herr Lorenz, „es iſt wenigſtens ſehr Vieles eitel.“

„Und doch iſt die Welt ſo ſchön!“ ſagte Herr Güter. „Blicken Sie hinaus auf die Elbe, Herr Lorenz, und ſehen Sie, wie die Sonne ſich in den klaren Wellen ſpiegelt; ſehen Sie die vergoldeten Maſtſpitzen der Schiffe, die ſchwellenden Segel und im Hintergrunde das ſaftige Grün! Wenn ich ein reicher Mann wäre, würde ich arme Leute anſtellen, die nichts Anderes zu thun hätten, als die Natur zu bewundern, und wenn ich dann einmal Hypochonder würde, wollte ich mir von den armen Teufeln erzählen laſſen, wie ſchön die Welt iſt.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Herr Lorenz. „Ich geſtehe, bisher zu wenig von der Natur geſehen und mich faſt ausſchließlich im Comtoir aufgehalten

zu haben. Es iſt erſtaunlich, wirklich ganz erſtaunlich, wie ſchön ſich die Elbe in dieſer Beleuchtung ausnimmt. Ob das wohl bekannt iſt? Mich wundert, daß die Menſchen nicht vor Verwunderung ſtill ſtehen und ſich gegenſeitig entzückt zuwinken. Sie haben wirklich recht, Herr Güter, es iſt der Mühe werth, die ſchöne Natur zu bewundern."

„Ich geſtehe, daß die Elbe die Erwartungen übertroffen hat, welche meine Phantaſie erfüllten, wenn ich auf dem duftenden Blumenteppich der braſilianiſchen Ebene dem Gekoſe der Colibri's zuſah und den ſchmelzenden Tönen der Spottdroſſel lauſchte. Die Elbe erſchien mir in ſolchen Stunden wie ein trüber, träg dahin fließender Bach; aber ich bitte den ſchönen Fluß um Verzeihung; ich habe ihm Unrecht gethan. Sie waren wohl nie in Braſilien, Herr Lorenz?"

„Gott ſei es gedankt, nein."

„Und warum danken Sie Gott dafür, mein Herr, daß Sie nicht in dem ſchönſten Lande der Welt waren? Braſilien iſt ein ſehr ſchönes Land, ein Garten Gottes, Herr Lorenz — und mein Vaterland. Sie dürfen mein Vaterland

nicht ſchmähen, ohne mich zu ſeiner Vertheidigung bereit zu finden."

Die Augen des Mädchens funkelten, während es ſprach, und Herr Lorenz, der an ſolche Blicke nicht gewöhnt war, wußte gar nicht, wie ihm wurde, als der halb ernſte, halb lächelnde Blick in ſeinem Herzen einen verheerenden Brand anzündete.

„Ihr Vaterland ſchmähen, mein Fräulein? Ich Ihr Vaterland ſchmähen? Gewiß nicht! Ein Land, das ſolche Töchter erzeugt, verdient meine Bewunderung."

„Sie fallen aus einem Extrem in das andere, mein Herr!" ſagte Bertha lächelnd, „und werden mich zwingen, Sie zu bitten, mit Ihrem Lob eben ſo ſparſam zu ſein, wie mit Ihrem Tadel."

„Ich wäre untröſtlich, mein Fräulein, wenn ich mich auch nur um ein halb Procent Ihrer Achtung gebracht hätte, zumal ich eigentlich in der Abſicht zu Ihnen oder Ihrem Herrn Vater gekommen bin, Sie um Ihr volles Vertrauen zu bitten — ſo weit ein alter Menſch wie ich, noch Vertrauen erregen kann. Darf ich eine Frage an Sie Beide

richten, an Sie, Herr Güter, und an Sie, mein Fräulein?"

„Es giebt Stunden, in denen der Menſch eine Frage ans Schickſal frei hat," antwortete Güter mit Pathos. „Betrachten Sie mich als das Schickſal und jenen Lilienſtengel als das delphiſche Orakel."

„Sie werden mir meine Frage aber verzeihen? Nicht wahr? Das verſprechen Sie im Voraus?"

„Bei dieſer Rechten ſei's geſchworen!"

„Und auch Sie, mein Fräulein, verſprechen mir, nicht zu zürnen, wenn meine Frage einen ſehr — delicaten Punkt betrifft?"

„Mein Geſchlecht und meine Armuth ſind mir Bürgen, daß Sie Nichts fragen werden, was mich verletzen könnte," antwortete Bertha mit einem leichten Erröthen.

„Nun denn, wenn Sie mir erlauben — wie ſteht es mit den — Finanzen?"

Herr Lorenz fuhr erſchrocken zuſammen, heftete den Blick auf ſeine eigenen Fußſpitzen und hörte ſein Herz klopfen. Es kam ihm vor, als ob er

einen Mord begangen hätte, und er wagte es nicht, den erdolchten Leichnam anzublicken.

„Fordere Niemand mein Schicksal zu hören," antwortete Güter mit einem sarkastischen Lächeln. „Noch acht Tage Zeit, und wenn bis dahin nicht die Schwester den Gatten gefreit — dann fort nach Spanien!"

„Nach Spanien?" fragte Herr Lorenz.

„Das heißt, hinaus in die freie Luft, in die balsamische Mailuft, Herr Lorenz, unter die Lilien des Feldes."

„In der That, ich verstehe Sie nicht —"

„Mein Vater will sagen, daß unser Baarvorrath für acht Tage ausreicht, mein Herr, und daß wir unsere Wohnung verändern müssen, wenn bis dahin nicht glücklichere Umstände eintreten."

„Näher an die Elbe, Herr Lorenz, in die Elbe, wenn Sie wollen — halb zog sie ihn, halb sank er hin."

„Herr, mein Gott und Vater!" rief Herr Lorenz, heftig vom Stuhl aufspringend, „sieht es so aus?"

„Sie haben das verschleierte Bild von Saïs sehen wollen, le voilà!"

Herr Lorenz ging in dem kleinen Zimmer unruhig auf und ab. Er hatte bisher hinter dem grünen Lichtſchirm wohl von Armuth gehört; er war ſelbſt in ſeinen jungen Jahren in beſcheidenen Verhältniſſen geweſen; aber es war ihm aufgeſpart geblieben, heute zum erſten Male die Armuth kennen zu lernen. Wohl waren ihm auf der Straße arme Menſchen begegnet; aber ſie waren ſchlecht und ſchmutzig gekleidet, waren unſchön geweſen und hatten oft das Gepräge des Laſters auf der Stirn getragen; daß die Armuth in ſo reizender Geſtalt auftreten könne, daß man wünſchen könne, ſie mit einem Weſen wie Bertha zu theilen, ja daß man den Vater darum beneiden könne, aus Armuth mit ihr in die Elbe zu ſpringen, hatte er hinter dem grünen Lichtſchirm nicht geahnt. Jetzt wußte er es. Er blieb vor Bertha ſtehen, ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen und ſagte: „Ich danke Ihnen! Endlich lerne ich fühlen und empfinden wie ein Menſch. Sie werden nicht in die Elbe ſpringen, mein theures Fräulein — verzeihen Sie, daß ich Sie ſo nenne, ich könnte Ihr Vater ſein, verzeihen Sie —“

Bertha drückte die Hand des ehrlichen Mannes und sagte: „Ich höre es gern!"

„Sie hören es gern, mein Fräulein? Es ist mir dies ein Beweis, daß Sie zu mir Vertrauen hegen, oder hegen könnten. Erhalten Sie mir Ihr Vertrauen! Es liegt nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß Sie bald in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu mir treten werden; es ist denkbar, daß Ihre verehrte Tante meine Hoffnungen erfüllen und mich zu Ihrem Oheim machen wird, mein Fräulein, und da diese Möglichkeit vorliegt, so geben Sie mir einen Vorgeschmack des Glückes, indem Sie mich schon jetzt wie einen alten Onkel betrachten, der Ihnen von Herzen gut ist, und versuchen wird, Ihre Zuneigung zu gewinnen."

Herr Lorenz bückte sich, um die schöne Hand des Mädchens zu küssen. Er war an solche Ritterdienste nicht gewöhnt, der gute Lorenz, und benahm sich daher eckig und linkisch. Trotzdem erreichte er seinen Zweck. Bertha streckte ihm die Hand entgegen und senkte das Köpfchen, um die Thränen zu verbergen, die wie köstliche Perlen in ihren Schooß fielen. „Habe ich Sie verletzt, mein liebes

Fräulein?" rief Herr Lorenz — „bitte, weinen Sie nicht, ich kann das nicht mit anſehen, in der That, es iſt mehr, als ich ertragen kann. Habe ich Sie beleidigt, mein Fräulein? Gott iſt mein Zeuge, daß ich nichts Arges gedacht habe; es war Alles nur — — verwandtſchaftliche Zuneigung — helfen Sie mir doch, Herr Güter — ich halte das nicht aus!"

Aber es ging Herrn Güter nicht viel beſſer, als ſeiner Tochter. Aus Angſt, daß der letzte ſauer erworbene Spanier den Weg alles Fleiſches gehen könne, ehe Bertha ein Engagement gefunden, hatte er ſich das Brod am Munde abgeſpart, ſich Nachts unruhig auf ſeinem Lager gewälzt; plötzlich wurde die Angſt von ſeinem Herzen genommen, ein Hoffnungsſtrahl fiel in die dunkle Nacht ſeiner Sorgen, der Sturm in ſeinem Innern war beſchwichtigt und Thränen der Rührung und der Dankbarkeit traten in ſeine Augen. Er verſuchte es, ſeine Rührung zu bekämpfen, ſchluckte die Thränen gewaltſam hinab, athmete ein paar Mal tief auf und wollte ſprechen; aber die Stimme verſagte ihm und ſtatt zu ſprechen, ſchlug

er ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn — und lief zur Thür hinaus.

Zwei Stunden ſpäter wandelten drei glückliche Menſchen am Ufer der Elbe auf und ab, zwei Männer und ein junges Mädchen, das ſich bald an den Einen, bald an den Andern anſchmiegte, bald die Hand des Vaters, bald die des Freundes mit Innigkeit preßte.

„Ich werde noch heute Alles beſorgen," ſagte der Eine der beiden Männer. „Ich kenne zufällig den Director des Stadttheaters perſönlich. Verlaſſen Sie ſich darauf, mein liebes Fräulein, morgen früh um eilf Uhr bin ich mit dem Director bei Ihnen; es wird Alles nach Wunſch gehen. Sollte ſich aber Ihr Engagement um einige Tage verzögern, dann habe ich Ihr Verſprechen, daß Sie bei mir ein Anlehen machen wollen. Es macht mich ſo glücklich, wenn Sie mir das wiederholen; bitte, ſagen Sie es noch einmal, aber ganz laut, daß Sie ein Anlehen machen wollen!"

Bertha ſenkte den Kopf, ließ den Arm des Herrn los und ſchmiegte ſich an ihren Vater. „Sage Du es ihm, liebſter Vater, ich kann es nicht über meine Lippen bringen."

Herr Güter blickte gerade aus, kniff die Zähne zuſammen und ſchwieg.

„Nun, wenn es Sie betrübt, wollen wir von etwas Anderem ſprechen," ſagte Herr Lorenz nach einer kurzen Pauſe. „Ich darf heute Abend wiederkommen? Und Sie ſingen mir wieder etwas vor? Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie gern ich Ihnen zuhöre! Nicht wahr, das verſprechen Sie mir?"

Noch immer hing Bertha am Arm ihres Vaters. Sie blickte Herrn Lorenz mit freudeſtrahlenden Blicken an, nickte ihm eine bejahende Antwort zu, und ſtreckte, wie unbewußt, ihre kleine Hand aus, die der glückliche Mann in ſeinen Arm legte und zärtlich ſtreichelte.

„Ich muß jetzt gehen," ſagte Herr Lorenz, „muß ein Document aufſetzen und mit dem Director ſprechen. Auf Wiederſehen, liebes Fräulein! auf Wiederſehen, Herr Güter! Meinen herzlichſten Dank für Ihre Güte und Nachſicht; werde beides zu verdienen ſuchen."

Noch ein herzlicher Händedruck, und Herr Lorenz eilte der Stadt zu. Vater und Tochter blickten

ihm lange nach; als er ihren Blicken entſchwunden war, traten ſie ſchweigend den Heimweg an. Die beiden Armen waren zu reich an Glück, um ſprechen zu können!

Sechstes Capitel.

Herr Burk befand ſich in keiner behaglichen Stimmung! Das Geſchäft mit caſſirten Waffen ſchien ganz ſo, wie Salomon Hirſch geſagt hatte, ein ſehr „propres“ zu ſein; der amerikaniſche Conſul hatte für die Zahlung ausreichende Garantieen gegeben, die Antwort auf ſeine Depeſchen nach Wien und Berlin war über Erwarten günſtig ausgefallen, und ein Gewinn von über einer halben Million Mark Banco kam ihm geradezu in den Schooß geflogen; — er wußte ſelbſt nicht wie? Eine ſolche Ausſicht kann ſelbſt einem Rothſchild ein vergnügtes Schmunzeln abgewinnen, wie viel mehr aber einem Dilettanten im Geſchäft, einem homo novus, der eben erſt die erſte Stufe erſtiegen hatte und nur „ſieben Ziffern

mit einer Eins voran“ zählte. Ein einfacher Millionair ist in den Augen der Geldaristokratie, dieser charmantesten aller Abstufungen in der menschlichen Gesellschaft — ungefähr dasselbe, was ein Secondelieutenant in einem Regiment ist. Der junge Mensch kann avanciren, kann Hauptmann, Major, Oberstlieutenant und sogar Oberst werden; ja, es liegt die Möglichkeit vor und es ist durch Beispiele bewiesen, daß ein Secondelieutenant General und Feldmarschall werden kann. Die Fälle sind aber selten, und wie ein Feldmarschall sich weigern würde, mit einem von seiner Gage lebenden Secondelieutenant eine Partie Whist zu spielen, so genirt sich der Feldzeugmeister der Millionaire, mit angehenden Milchbärten zu verkehren. Wenn wir Rothschild den commandirenden General der Geldmenschen nennen, so müssen wir Anfänger, wie Herrn Burk, unter die Secondelieutenants der Börsenmatadore rechnen und als die Plänkler betrachten, welche auf der Börse das erste Kreuzfeuer aufnehmen und das Gefecht engagiren, bis in der eilften Stunde der Oberst oder General mit 10 bis 15 Millionen auf den Kampfplatz rückt und über die Leichen

der Secondelieutenants zum Siege — das heißt, zum Einſäckeln des ganzen Profits ſchreitet. Wer aber im Plänklergefecht das Leben, oder um verſtändlicher zu ſein, ſeine Million rettet, wird zum Avancement vorgeſchlagen und in den Kriegsrath gezogen, wenn es wieder gilt, eine panique zu bereiten, öſterreichiſche Metalliques oder franzöſiſche Renten zu haussen oder zu baissen; nach Abzug des Löwenantheils für den commandirenden General, erhält er ſein Procentchen und bei Gelegenheit einen europäiſchen Namen. Mirès, Stieglitz, Escales, Heine ſind Namen, die jeder Europäer kennt; Rothſchild hat es ſo weit gebracht, daß er am Cap der guten Hoffnung und in der Behringsſtraße, am Lorenzoſtrome und an den Quellen des Nil genannt wird.

Wie aber ein Secondelieutenant Ehrgeiz beſitzen muß, wenn er ſteigen will, ſo muß auch ein einfacher Millionair Courage und Todesverachtung beſitzen, wenn er hoffen will, in den fürſtlichen Rath der Achtziffrigen aufgenommen zu werden. An beiden gebrach es leider Herrn Burk. Er hatte weder Courage noch Ehrgeiz, ſondern nichts als reines unverfälſchtes „Geſchäftsgefühl.“

Mit dem größten Gleichmuth von der Welt sah er seinen Jugendbekannten den Lorbeerkranz gewinnen — oder Insolvenz erklären; er beneidete den Einen so wenig, wie er den Andern bedauerte, und ließ sich in seinem soliden, vorsichtigen, kalt und klug berechneten Geschäft durch nichts irre machen. Rothschild war für ihn nur ein reicher Mann, der ein lucratives Geschäft betrieb; Heine war ein solides Haus und sich selbst sah er für wohlhabend an. Wer weniger als eine Million besaß, zählte in seinen Augen nicht mit, kam gar nicht in Betracht und hatte, streng genommen, nicht das Recht, sich in Speculationen einzulassen und solideren Häusern das Geschäft zu verderben.

Da Herr Burk nur für sein Geschäft lebte und sich jede Annehmlichkeit des Lebens versagte, die Freuden des Lebens überhaupt nicht kannte, somit statt zu genießen und Andere genießen zu lassen, nur arbeitete und Andere arbeiten ließ, hatte er in seinem Wesen etwas Herbes, Abstoßendes, Unpolirtes und Ungemüthliches. Er sprach wenig, las während des Mittagsessens die Zeitung, hielt seine Töchter und die Weinflaschen unter

Schloß und Riegel, war unausſtehlich pünktlich und ſah mit Gemüthsruhe zu, wenn die Hausmädchen Eimer voll Seifenwaſſer über Treppe und Vordiele ausgoſſen und dann das Entſetzlichſte aller Dinge, das „Schrubben“ anfingen. Er konnte im Zimmer aushalten, wenn die Fenſterſcheiben mit Zeitungspapier gerieben wurden, und fiel nicht in Ohnmacht, wenn der eiſerne Ofen dunſtete. Daß es ihm an jeglichem Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaften fehlte, haben wir ſchon bemerkt. Ein paar alte Familienbilder hingen in ſeiner Schreibſtube; es genirte ihn nicht, daß eins der Bilder, das zunächſt dem Fenſter hängende, ſtark ſchielte, und daß ein anderes ſchief hing. Wenn das Fortepiano von ſeiner jüngſten Tochter geſpielt wurde, knurrte er: „Jetzt geht das Lirum Larum wieder los!“ Gegen Bettler und andere Unbefugte war die Hausthür von innen mit einer eiſernen Kette abgeſperrt, und da er durchaus ohne irgend welchen Umgang war und ſelbſt ſeinen Töchtern verbot, Freundinnen zu empfangen, war es eine Seltenheit, daß die Kette zurückgeſchoben wurde.

So hatte er in ewigem Gleichmuth gelebt, bis

das Erſcheinen ſeines Schwagers ihn aus ſeiner Ruhe aufſchreckte. Die Schwägerin hatte ſich auf den Conjunctiv geſetzt, Salomon Hirſch hatte ihm ein brillantes Geſchäft angeboten, Lorenz hatte ihm den Dienſt gekündigt und ihn „Burk“ genannt. Der gute Mann ſah auf der einen Seite ein glänzendes Geſchäft, auf der andern die Unmöglichkeit, in der bisherigen Weiſe fortzuleben. Die Schwägerin war ein Nagel zu ſeinem Sarge, und anſtatt den Nagel zu entfernen, mit einem Gewaltſtreiche der Sache ein Ende zu machen, tobte er im Hauſe umher, ſchalt ſeine Töchter, tribulirte die Dienſtboten und machte ſein Perſonal im Comtoir erzittern. Der Austritt des Buchhalters war ſehr ſtörend; Niemand im Comtoir wußte recht mit den Büchern des Herrn Lorenz Beſcheid, und wenn der Caſſirer auch das erledigte Amt zur Noth verſehen konnte, ſo war wiederum Keiner im Stande, ſeine Stelle auszufüllen. Die Folge hiervon war, daß Herr Burk ſelbſt mitarbeiten mußte; weil er aber keine Fertigkeit im Addiren hatte, nahm er das Hauptbuch jeden Abend in ſein Wohnzimmer und ließ Auguſte die Kenntniſſe nutzbringend anwenden, welche ſie von

ihrem Privatlehrer gewonnen hatte. Zu diesem Allen kam, daß die Häuser aus Berlin und Wien dringend riethen, Herr Burk möge entweder selbst kommen, um den Handel abzuschließen, oder einen Bevollmächtigten schicken; die Concurrenz sei so groß, daß persönliches Erscheinen im höchsten Grade wünschenswerth wäre.

Ein paar Mal hatte Auguste gewagt, das Gespräch auf Herrn Lorenz zu bringen und dem Vater den Vorschlag gemacht, diesen alten und erprobten Diener wenigstens für die Zeit seiner Abwesenheit zu engagiren; Herr Burk war aber bei Nennung des Verräthers wüthend in die Höhe gesprungen und hatte so unpolirte Ausdrücke gebraucht, daß selbst Ernestine den Vater ermahnt hatte, zu bedenken, daß er mit Mädchen und nicht mit Hausknechten spräche. Es sei genug, daß die Schwägerin Nacht und Tag in ihrem Zimmer weine, er möge doch seine eigenen Kinder schonen und ihnen nicht mehr zumuthen, als sie ertragen könnten.

Ernestine war das alter ego des Vaters, ganz dieselbe herz- und phantasielose Figur wie Herr Burk; kein Wunder daher, daß sie kein

Blatt vor den Mund nahm und Herrn Burk einzuschüchtern vermochte. Auguste dagegen war ein lebhaftes, weichherziges, empfindsames Kind, das weit lieber auf einen Ball gegangen wäre, als des Vaters Folianten zu addiren, und reichliche Thränen vergoß, wenn sie hart und barsch angeredet wurde.

Obgleich Herr Burk weit davon entfernt war, ein Unrecht darin zu sehen, seinen Töchtern den Text zu lesen, so fühlte er doch eine unheimliche Angst, wenn Ernestine ihn mit ihren grauen Augen anstarrte und mit lauter, aufgeregter Stimme Schonung der jüngeren Schwester verlangte. Er ließ es nicht gern zum Aeußersten kommen, stieß höchstens mit dem Fuß nach dem nächsten Sessel und schwor, daß er Ruhe haben wolle, addirte dann selbst einige Seiten im Hauptbuch, bekam bei jeder Gegenprobe ein anderes Facit heraus und sagte endlich in freundlich sein sollendem Tone: „Komm' her, Kind, hilf mir die Seite nachrechnen; ich habe jetzt dreimal nachgerechnet und erst 17,513, dann 17,519 und zuletzt 18,522 zusammengezählt. Der verfluchte Kerl schreibt die 7 immer wie eine 9 und die 3

wie eine 5. Laß ſehen, 115 — oder ſoll das eine 3 ſein und 113 heißen?“

Auguſte trocknete ſich die Thränen aus den Augen, addirte, machte die Gegenprobe und brachte das Facit 19,722 heraus.

Hatte das Summiren ein Ende, ſo brachte die Magd den Thee, etwas kaltes Fleiſch, das vom Mittag übrig geblieben war, und für Herrn Burk eine Flaſche Bier und ein Stück Käſe und Schwarzbrod. „Das elende Geſöff, der Thee,“ war ihm zuwider; Wein erhitzte ſein Blut; Waſſer mochte er nicht und ſo trank er denn, weil der Menſch nun einmal etwas genießen muß, jeden Abend eine Flaſche Bier und aß dazu ein Stückchen engliſchen Käſe. Nach dem Abendbrod klimperte Erneſtine ein Stückchen auf dem Piano, oder Auguſte ſang ein kleines Lied; Herr Burk lehnte ſich in die Ecke des Sopha's, ſchloß die Augen, riß ſie auf, ſchloß ſie wieder, machte einen zweiten Verſuch, ſie gewaltſam zu öffnen, und wenn dies nicht gelingen wollte, ließ er den Kopf auf die Schulter hängen und trug durch ein kräftiges Schnarchen zur Completirung des Concerts bei. Punkt zehn Uhr wurde das Piano

zugemacht, Herr Burk wachte auf, drehte die Gasflammen aus und begab ſich mit einem gleichgiltigen „Gute Nacht“ zur Ruhe.

Die häuslichen Scenen hatten in den letzten Tagen auf eine bedenkliche Weiſe überhand genommen. Auguſte hatte mehr geweint, Erneſtine mehr proteſtirt, als gewöhnlich; die Schwägerin ſchmiedete Rachepläne; das Fortepiano ſtand verlaſſen in ſeinem Winkel und im Hauſe des Millionairs herrſchte eine Ungemüthlichkeit, die ſehr bald zu einer Cataſtrophe hätte führen müſſen, wenn nicht die Reiſe nach Wien und Berlin dazwiſchen getreten wäre. Herr Burk mußte nach Wien und Berlin reiſen. Die Aufforderungen ſeiner befreundeten Geſchäftshäuſer waren zu dringend, das Geſchäft ſelbſt war ein zu bedeutendes, als daß er hätte zu Hauſe bleiben können. Salomon Hirſch hatte keine Ruhe, ſeit Herr Burk ſich erklärt, den Handel abſchließen zu wollen; er kam zehn Mal des Tages gelaufen, um ſich als Geſellſchafter anzubieten, Eiſenbahnfahrkarten zu bringen, Koffer und Billets zu beſorgen und über das Geſchäft zu ſprechen.

„Ich muß den Juden los werden,“ wetterte

Herr Burk jedes Mal, wenn Matthis Salomon Hirſch anmeldete, „es iſt mir, als hätte ich dem Teufel meine Seele verſchrieben, ſeit ich mich mit dem Menſchen eingelaſſen habe," — und wenn Salomon endlich wieder gegangen war, um irgend etwas zu beſorgen, konnte Herr Burk den Augenblick kaum erwarten, wo ſein Quälgeiſt wieder vor ihm ſtehen, mit den Händen in der Luft herumſägen und einmal über das andere „Gott, Gerechter!" ſagen würde. Es that Herrn Burk wohl, von dem Juden gequält zu werden; es regte ſein Nervenſyſtem angenehm auf, wie es ja auch eine angenehme Empfindung iſt, ein krankes Glied in einen Ameiſenhaufen zu ſtecken, oder ſich im Dampfbad mit Birkenzweigen peitſchen zu laſſen. Es war aber nicht aus Freude an dem Aerger, den der Jude ihm bereitete, was Herrn Burk kitzelte; der Reiz lag in etwas Anderem!

Herr Burk hatte bisher ausſchließlich über das Geſchäft geſprochen und nachgedacht. Ehrgeiz, Schwärmereien aller Art waren ihm durchaus fremd. Dem Juden Salomon Hirſch war es vorbehalten, in dem kalten unfruchtbaren Herzen Herrn Burks eine grüne Oaſe zu entdecken, die bei ge-

höriger Cultivirung allmälig die ganze Sandwüste mit einem Blumenteppich überziehen konnte. Salomon Hirsch hatte entdeckt, daß Herr Burk eitel war, und da er wußte, daß die Eitelkeit von der Schmeichelei lebt, hatte er Herrn Burk zu schmeicheln angefangen, erst wenig, dann ein bischen mehr, bis er zuletzt ganz die Oberhand über Herrn Burk gewonnen hatte und ihn mit den plumpsten Schmeicheleien überhäufte.

„Sie sind ein großer Mann, Herr Burk, ein reicher Mann und ein kluger Mann, Herr Burk. Warum leben Sie aber nicht, wie andere Leute von ihrem Vermögen pflegen zu leben? Geben Gesellschaften, haben Landhäuser und Treibhäuser mit Rosinen und Mandeln darin, reiten spazieren mit 'nen Bedienten hinter sich und zeigen den Leuten, daß Sie haben Geld? Was thue ich mit dem Geld, wenn Niemand weiß, daß ich habe Geld?! Sie müssen haben eine Loge ins Theater, einen gallonirten Wagen und einen Kutscher mit 'n Pelz, müssen sehen Ihren Namen in der Zeitung und nehmen Actien in den zoologischen Garten. Stehen alle Wochen in der Zeitung, Herr Burk, wenn Sie schenken 'nen Affen oder ein anderes Thier

in den zoologiſchen Garten. Müſſen Ihre Töchter laſſen in ſeidenen Schleppen gehen ſpazieren und ſie verheirathen an 'nen Grafen oder Baron. Soll mir Gott helfen, wenn ich hätt' Ihr Vermögen, Herr Burk, ich wollt' haben zwei Schwiegerſöhne aus die vornehmſten Häuſer von ganz Deutſchland! Oder wollten Sie haben einen Engländer? Einen Franzoſen? 'nen Lord? 'nen Marquis oder Viscomte? Macht einen ſchönen Titel „Viscomteſſe." Denken Sie darüber nach, Herr Burk! Sie haben mehr Vergnügen von's Leben, wenn Sie zeigen, daß Sie Geld haben, werden ein angeſehener Mann und können werden Senator und Bürgermeiſter von Hamburg."

Herr Burk antwortete freilich: „Laſſen Sie mich in Ruhe, Salomon!" — aber Salomon ſah das Feuer luſtig brennen, das er angeſchürt hatte, und weil er wußte, daß er Herrn Burk unentbehrlich war, ſo lange er den Brand unterhielt, blies er mit vollen Backen in die lodernden Flammen. Er verſuchte es ſogar ein- oder zweimal, ſtatt Herr Burk, Herr von Burk zu ſagen, und adreſſirte zwei Briefe an Se. Hochwohlgeboren, Herrn Burk ꝛc. ꝛc. Herr Burk verbat ſich dieſe

Anrede zwar, aber Salomon blies in das Feuer, und im Herzen des Herrn Burk ſtieg der Wunſch empor, daß Alles ſo ſein möge, wie es der Verſucher ihm vorgemalt.

So kam der Tag heran, an welchem Herr Burk die Reiſe nach Wien und Berlin unternehmen ſollte. Träumeriſch und in Gedanken verloren, war er über eine Stunde im Zimmer auf und ab gegangen. Plötzlich blieb er vor Erneſtine ſtehen und ſagte: „Ich reiſe heute Abend, Erneſtine. In acht bis vierzehn Tagen werde ich zurück ſein. Der Caſſirer wird Dir das Hausſtandsgeld geben. Ich habe wichtige Geſchäfte vor, die allem Anſcheine nach dazu beitragen werden, mein Vermögen zu vermehren. Möglich, daß eine Aenderung in unſerm Hausweſen eintreten wird. Möglich! Habe dieſes Leben ſatt! Und jetzt rufe mir die Schwägerin, oder frage ſie, ob ich von ihr Abſchied nehmen darf."

Erneſtine that, wie ihr befohlen und brachte die Antwort, daß die Schwägerin Herrn Burk gern empfangen würde.

„Sie will alſo nicht herunterkommen? Hätte

mir das denken können. Bleibe hier, mein Kind, ich will ſie allein ſprechen.“

Herr Burk ging die Treppe hinauf, klopfte an die Thür der Schwägerin und trat ein.

„Ich verreiſe auf einige Tage und Wochen, Schwägerin, und wollte Ihnen Lebewohl ſagen.“

„Leben Sie wohl!“ antwortete die Schwägerin.

„Während meiner Abweſenheit werden Sie hoffentlich wieder Mutterſtelle bei den Kindern verſehen, und wenn ich wiederkomme, wollen wir die alten ſein.“

„O, ich verſtehe Sie recht gut, Herr Burk! Fahren Sie mit Ihren Sottiſen nur fort, Herr Burk! Ich bin ſo alt noch nicht, daß ich taub wäre, obgleich Sie mich wohl taub machen könnten. Leben Sie wohl, Herr Burk!“

„Alſo keine Verſöhnung, Schwägerin? Ich gehe auf Reiſen, Schwägerin, und bleibe vielleicht ein paar Wochen aus. Wer weiß, ob wir uns wiederſehen? Wollen wir in Feindſchaft ſcheiden?“

„Es könnte Ihnen etwas paſſiren, Herr Burk! Sie werden mit der Eiſenbahn fahren. Die Locomotive könnte durchgehen, der Heizer könnte verrückt werden und hundert Meilen in der Stunde

fahren, alle Bahnhöfe niederrennen und den Keſſel explodiren laſſen; — es wird Ihnen etwas paſſiren, dies Mal täuſcht mich meine Ahnung nicht, — und deswegen will ich mich mit Ihnen verſöhnen, Herr Burk. Aber mein Vertrauen haben Sie verloren, Herr Burk! Ich werde Ihnen nicht mehr mittheilen, was jener Mann aus dem Lande der Täuſchungen —"

„Sprechen wir nicht davon, Schwägerin; ich erlaſſe Ihnen Ihre Mittheilungen; aber um Eins bitte ich Sie, und ich bitte Sie ernſtlich d'rum. Wenn mein Schwager — daß ich den Kerl meinen Schwager nennen muß — alſo wenn der Lumpaci Vagabundus meine Abweſenheit benutzen ſollte, um die Todesſeufzer zu überbringen, und wenn Lorenz ſich unterſtehen ſollte, Ihnen Flauſen vorzumachen, ſo bitte ich Sie, nicht zu vergeſſen, daß Sie unter meinem Dache wohnen, meine Gaſtfreiheit genießen und mir daher Rückſichten ſchuldig ſind. Ich bin poſitiv entſchloſſen, mir Ruhe zu ſchaffen, Schwägerin, und verlange, ich verlange von Ihnen, daß Sie nicht mit Menſchen verkehren, die mir zuwider, läſtig, unangenehm und verhaßt ſind. Haben Sie das verſtanden?"

„O, ich verſtehe Sie, Herr Burk! Aber verſtehen Sie mich auch, wenn ich Ihnen ſage, daß auch ich Ruhe haben will? Daß ich dieſem Herzen Ruhe ſchaffen will? Herr Güter könnte Aufträge haben; Herr Lorenz könnte Aufträge haben, und ich werde die Aufträge entgegennehmen, wenn nicht unter Ihrem Dach, Herr Burk, ſo doch wo anders. Haben Sie das verſtanden, Herr Burk?“

„Sie werden ſich doch nicht außer dem Hauſe Rendezvous mit meinen Feinden geben? Mit dem Verräther Lorenz, der mich plötzlich verläßt und mit Güter Freundſchaft ſchließt?“

„Ich könnte das thun, Herr Burk, ich werde das thun, außer dem Hauſe und in dem Hauſe, das heißt in meinem eigenen Hauſe. Werde ausziehen, Herr Burk, damit Sie Ruhe bekommen und damit ich Ruhe bekomme.“

„Sie wollen ausziehen? Wer ſoll dann auf die Kinder achten? Iſt das der Lohn für die Geduld, mit der ich Ihren Unſinn von dem Lande der Täuſchungen und den Aufträgen angehört habe? Gerechter Gott, iſt das der Lohn?“

„Lohn? Unſinn? Das Land der Täuſchungen wäre Unſinn? — Ich danke Ihnen, Herr

Burk. Ich habe Sie bisher geachtet, Herr Burk, geachtet und respectirt, obgleich Sie sich oft wie ein Tiger gegen mich benommen haben, jetzt bemitleide ich Sie, Herr Burk. Reisen Sie glücklich, und wenn Sie wiederkommen, beehren Sie mich in meiner Wohnung. Vielleicht stelle ich Ihnen dann jenen Mann vor —"

Aber länger hielt es Herr Burk nicht aus. Er hatte einen eigenen Ausdruck für die Redeweise seiner Schwägerin und sagte von ihr, daß sie „Blech schwatze." Diesem „Blech" konnte er so wenig Stand halten, wie ein Regiment Dragoner einer Raketenbatterie. Er eilte die Treppe hinab, während die Geschosse, die seine Schwägerin abfeuerte, rechts und links neben ihm platzten. Als wenn der böse Feind hinter ihm her wäre, warf er die Thür hinter sich zu, schob den Riegel vor und stemmte zum Ueberfluß das Knie dagegen. So lange die Schreckensworte „Land der Täuschungen," „Aufträge" und „jener Mann" neben und um ihn wie Granaten und Bomben platzten, wagte er kaum zu athmen; als aber die Batterie ihre Munition verschossen hatte, ließ er den Thürgriff los und sank mit dem Ausruf auf seinen

Koffer: „Ruhe will ich haben! So wahr Gott lebt, ich ſchaffe mir Ruhe!“

Es war nicht mehr möglich, umfaſſende Vorbereitungen zur Regelung des durch die Revolution der Schwägerin gänzlich derangirten Hausweſens zu treffen. Herr Burk mußte abreiſen, die Sache litt keinen Aufſchub; die Billets waren beſorgt, der Koffer war gepackt, das Geſchäft verlangte es! Herr Burk mußte reiſen, ehe er ſeinem Comtoir einen neuen Buchhalter gegeben, ehe er eine neue „mütterliche Freundin“ für ſeine Töchter engagirt hatte. Er ſtieß Salomon Hirſch auf die Seite, überhäufte Matthis mit Scheltworten und kündigte ſeiner Köchin, weil ſie einen Eimer mit Seifenwaſſer auf der Treppe hatte ſtehen laſſen, in welchen Salomon bis an das Knie hineintrat; der Jude flog mit dem Eimer kopfüber kopfunter die Treppe hinab und blieb mehrere Minuten lang wie todt liegen.

Erneſtine hatte Berge von Butterbrod, mit Schinken und Käſe belegt, für die Reiſe geſchnitten; das Fett drang überall durch das Löſchpapier, und Herr Burk weigerte ſich, die Pakete in die Taſche zu ſtecken.

Auguſtens empfindliches Gemüth wurde durch die Abreiſe zu Thränen gerührt. Anſtatt zu helfen, „heulte“ ſie, wie Herr Burk ſich auszudrücken beliebte; wobei ſie aber helfen ſollte, wußte weder ſie, noch Herr Burk. Im letzten Moment kam der Caſſirer mit einem Briefe aus Moskau, worin das Haus ſich weigerte, die Zinſen für den Wechſel auf 40 Tage Sicht zu bezahlen; Salomon Hirſch hatte ſich von ſeiner Ohnmacht erholt und ſaß auf dem Sopha in Herrn Burks Wohnſtube, das ſchmutzige Seifenwaſſer leckte von ihm herunter auf den Fußteppich. Die Schwägerin ließ ſich's nicht nehmen, über die Treppe hinabzurufen, daß etwas paſſiren würde. „Der Zug könnte Feuer fangen und in Flammen aufgehen, Herr Burk!“ rief ſie ihm zu, und als er endlich einſtieg und Matthis die Wagenthür zuſchlug, klemmte er Herrn Burks Zeigefinger mit ein. Der Kutſcher peitſchte das Pferd, der Wagen rollte fort, unbekümmert um den lauten Schmerzensruf Herrn Burks.

Siebentes Capitel.

Herr Burk war an einem Dienſtag abgereiſt; er hatte zwar am Montage reiſen wollen, weil aber nichts „wochenalt“ wird, was an dieſem unheilvollen Tage beginnt, hatte er ſeine Reiſe auf den Dienſtag verſchoben. Wir wollen ihn einſtweilen allein reiſen laſſen und uns nach Herrn Lorenz umſehen, der, wie wir wiſſen, gegangen war, um die Entſagungs-Urkunde aufzuſetzen und mit dem Theaterdirector zu ſprechen. Er fand es ſchwieriger, als er gedacht, die Urkunde in paſſenden Ausdrücken abzufaſſen. Ganz ohne lateiniſche Floskeln ſchien ihm die Sache nicht kräftig genug zu ſein, — und kräftig ſollte ſie ja ſein, bindend für dieſe und jene Welt zugleich. Nun hatte Herr Lorenz in ſeiner Jugend aller-

dings einige lateiniſche Verba conjugiren und die vier Endungen declíniren können; aber ſeine Jugend mit den lateiniſchen Stunden lag weit hinter ihm, und außer den gangbaren Ausdrücken praeter propter und et cetera war wenig von der Sprache der alten Römer bei ihm haften geblieben. Er hatte einmal in einer Geſellſchaft ſtatt jus primae noctis, jux primae noctis geſagt, und von Stund an wenig Vertrauen zu ſeiner Kenntniß der alten Sprachen gehabt.

Herr Lorenz fühlte, daß die Urkunde einer ungeſalzenen Suppe gleich kommen würde, wenn ſie ohne lateiniſche Floskeln zur Welt käme; beſchloß daher, ſich zu einem Advocaten zu begeben und deſſen Hülfe in Anſpruch zu nehmen.

„Es iſt eine delikate Sache," ſagte er zu ſich ſelber, „einem Fremden die Geheimniſſe einer Familie mitzutheilen; aber Noth bricht Eiſen, Herr Burk iſt verreiſt, der Augenblick iſt günſtig, das Hutgeſchäft rentirt ſich brillant, die Schwägerin iſt ein tugendhaftes und braves Mädchen — jetzt oder nie! Philipps Bruder iſt Schreiber beim Advocaten Milchner; er hat mir den Mann ge-

rühmt, es iſt jetzt ſeine Sprechſtunde; — er ſoll mir das Document aufſetzen."

Herr Lorenz zerriß die fünf oder ſechs Concepte, welche er entworfen, zündete die Reſte an und verbrannte ſie in ſeinem Kanonenofen; als der letzte Funken verloſchen war, drückte er den Hut in die Augen und machte ſich auf den Weg, um den Dr. der Jurisprudenz, Herrn Advocaten Milchner zu Rathe zu ziehen.

Die Wohnung war leicht zu finden; in der Nähe des Wechſelgerichts und der Prätur, dieſer beiden Fideicommiß- und Suppenanſtalten für junge Rechtsgelehrte — denn zu Criminalgerichten werden nur alte Sünder zugelaſſen — müßte die Wohnung ſein, und jedes Kind auf der Straße kannte den Advocat Milchner. Als Herr Lorenz in der Nähe der Prätur und des Stadthauſes angekommen war, fragte er ein paar junge Leute, die heiter ſcherzend des Weges kamen, nach der Wohnung des Herrn Milchner. Die jungen Leute lachten, ſahen ſich fragend an und deuteten auf einen Weinkeller, aus welchem reichlicher Tabaksqualm und laute Stimmen den Weg ins Freie ſuchten.

„Wohnt Herr Milchner in dem Keller?“ fragte Herr Lorenz erstaunt.

„Er wohnt nicht im Keller, aber er lebt im Keller. Wenn Sie ihn sprechen wollen, werden Sie ihn ohne Zweifel da unten in guter Gesellschaft finden.“

Herr Lorenz dankte, schüttelte den Kopf und fragte weiter nach der Wohnung des Advocaten Milchner; aber er erhielt von Polizeidienern und Droschkenkutschern, Wäscherinnen und Straßenjungen, Herren und Dienstmädchen die stereotype Antwort, daß Herr Milchner im Weinkeller an der Ecke des Neuen Walls zu finden sei.

Er entschloß sich endlich, obwohl mit Widerstreben, — denn er war noch nie in einem Weinkeller gewesen — den unentbehrlichen Rathgeber da aufzusuchen, wo er ihn nach den übereinstimmenden Versicherungen von halb Hamburg finden würde.

Auf der Treppe, welche in die Unterwelt hinabführte, stand ein blasser Kellner und schnappte nach Luft. Er sah aus, wie ein Taucher, der in ein Meer von Tabaksrauch versenkt gewesen und eben zu Tage gekommen war, um das rosige

Licht zu begrüßen. Die rothen Augenränder, die hell gerötheten Lippen, das trockene Haar und die alten Züge in dem jungen Geſicht bewieſen deutlich, daß es höchſte Zeit für den Taucher geweſen war, einen Augenblick zu „verſchnaufen.“

Herr Lorenz fragte nach dem Herrn Milchner, der Kellner nickte bejahend und warf einem hübſchen Stubenmädchen einen Kuß zu, das im vierten Stock des gegenüberſtehenden Hauſes die Fenſter putzte. Das Mädchen lachte, drehte ſich um, und gleich darauf erſchien eine Scheuerfrau, um mit ihr zum Fenſter hinaus zu ſehen und dem Taucher, mit einem naſſen Aufwiſchlumpen in der Hand, einen Kuß zuzuwerfen. Der Taucher grinste, das Mädchen lachte laut, das alte Weib zeigte ihren zahnloſen Mund — und Herr Lorenz öffnete die Thür zur „Weinſtube.“

Ein eigenthümlicher Geruch von übergegoſſenem Rothwein, feuchten Sägeſpänen, naſſen Cigarrenſtummeln und Kohlengas erfüllte die bläuliche Atmoſphäre; Herr Lorenz blieb einen Augenblick ſtehen, denn er konnte bei dem trüben Schein des Gaslichts nur dunkele Umriſſe von Menſchen er-

kennen, welche in größere und kleinere Gruppen vertheilt, laut lachten und ſcherzten.

Als ſein Auge ſich an den Dunſtkreis gewöhnt hatte, erkannte er an einem, mit Weinflaſchen und Auſterſchaalen bedeckten Tiſche ſechs oder acht junge Männer, welche den übrigen Gäſten durch ihre Scherze Stoff zum Gelächter gaben. „Steh' auf, Hintze," ſagte ein langer, blonder Mann, „ſtehe auf und mache den Barribal."

Der Angeredete ſtand auf, kletterte auf ſeinen Stuhl, fletſchte die Zähne und ahmte einem Affen nach.

„Mesdames et messieurs," hub der Blonde an, „meine Herren und Damen, ich ſeige Sie hier den Barribal, was is die frecklickſte von ſie all zuſammen. Sie hat Nägel wie ein Proppenträcker, frißt ſo lange wie ſie Hunger hat, mißt von'n Kop bis an'n Swanz akt Fuß und von'n Swanz bis an'n Kop zwölf Fuß. Sie kann ſehr natürlick ſprecken. Sprik, Barribal! Sprik Papa!"

Hintze riß den Mund auf, zeigte ein beneidenswerthes Gebiß und eine rothe Zunge; die Kehle ſtieß ein unartikulirtes Geheul aus.

Alle Zuſchauer brachen in ein lautes Gelächter

aus und ſelbſt Herr Lorenz konnte es nicht unterlaſſen, zu ſchmunzeln.

Der Wirth näherte ſich ihm; er hielt Herrn Lorenz für einen „verſchämten Armen“ und wollte ihm einige altbackene Semmeln zuſtecken, erkannte aber ſeinen Mißgriff und ſteckte die Semmeln in ſeine eigene Taſche. „Wünſchen Sie Jemand zu ſprechen, mein Herr?“ fragte er.

„Ich ſuche den Herrn Advocat Milchner!“

„Dort ſitzt er; der blonde Herr, der eben den Barribal gezeigt hat, iſt Herr Milchner.“

„Wer ruft meinen Namen?“ fragte der Advocat. „Biſt Du es, elender Klausner und Weinverfälſcher? Was forderſt Du, Sklave?“

„Ein fremder Ritter wünſcht Einlaß, edler Vertreter der Gerechtigkeit, Schutzengel der Unſchuld und Schrecken aller ſäumigen Schuldner,“ erwiderte der Wirth mit einer tiefen Verbeugung.

„Schrecken aller ſäumigen Schuldner? Mein eigenes Geſpenſt alſo? Oder glaubſt Du, wahnwitziger Thor, daß ich den Werth des Geldes ſo ſehr verkenne, daß ich Dir auch nur einen Theil meiner, leider gar zu beſcheidenen Rechnung bezahlen werde? Stichele nicht, entmenſchter Fäl-

ſcher des Rebenſaftes und führe den Pilger vor, der ſich unter den Schutz meines Armes ſtellen will."

Herr Lorenz näherte ſich, halb gegen ſeinen eigenen Willen; aber die Kellerluft, der Weindunſt und der Tabaksrauch umnachteten ſeine Seele; es ſchwindelte ihn.

„Sie wünſchen, mein Herr?" fragte Milchner mit der höflichſten Miene. „Wir feiern ein Feſt und ſind in etwas roſiger Laune; möge Sie das nicht ſtören und Ihnen im Gegentheil eine Veranlaſſung ſein, mit uns zu trinken auf das Wohl eines Biedermannes, der von ſeinen Qualen erlöſt iſt. Nicht wahr? Sie nehmen ein Glas? Der Biedermann ſoll leben!"

„Ich bedauere, nie Wein zu trinken," erwiderte Herr Lorenz, „und da ich ein dringendes Geſchäft habe, für das ich Sie zu intereſſiren wünſche, ſo bitte ich Sie —"

„Ein dringendes Geſchäft," fragte Hintze. „Wollen Sie einen bankerotten Schuldner pfänden und Frau und Kindern das Bettzeug wegnehmen? Iſt Ihnen ein Einwohner durchgegangen, ohne die Miethe zu bezahlen? Nehmen Sie billige

Rückſichten, laſſen Sie den armen Teufeln den blutigen Pfennig, damit ſie morgen Brod für ihre Kinder kaufen können —"

„Einen Augenblick" — fügte Milchner hinzu — „nur eine halbe Sekunde! Alſo, Kinder, der Fall war folgender. Eine Köchin engagirt auf dem Vermiethungsbureau einen Tänzer für einen ganzen Abend. Da dieſe Bureaux erſt ins Leben getreten ſind und Euch unbekannt ſein dürften, weil Ihr nur das jammervolle Alltägliche kennt und funfzig Jahre hinter der Cultur zurück ſeid, will ich die Sache vollſtändig erklären. — „In der Minute, mein Herr, nur noch eine Viertelſekunde! Schenke 'mal ein, Hintze! Alſo wir haben jetzt Bureaux, in denen Tänzer vermiethet werden. Da ſind Männer mit Schnurrbart und ohne Schnurrbart zu haben, Männer mit Frack und mit Gehrock, Männer mit und ohne Handſchuhe, Männer mit einer Brille und feinem Benehmen und Kerle mit Falkenaugen und Dreſchermanieren. Der breitbruſtige, ſchnellfüßige, tiefathmende Commis mit Haaröl in den niegebürſteten Haaren und Trauerrändern unter den Nägeln ſteht am höchſten im Preiſe; ihm folgt der

schwächliche, hüstelnde, aber deswegen vornehm aussehende Schreiber mit einer Brille; auf der letzten Classe steht der Hülfsmann. Er muß als renommirter Tänzer, und womöglich als Linksherumtänzer bekannt sein, wenn er Aussicht haben will, gemiethet zu werden."

„Ich bin auf der Stelle fertig, mein Herr, und stehe dann vollkommen zu Ihrer Disposition."

„Der Bureau-Inhaber besitzt nun ein Buch, in welchem die Tänzer nach ihren äußern Eigenschaften in fünf Classen eingetheilt sind. Dem Namen des Tänzers ist eine Photographie beigeklebt. Beabsichtigt eine Köchin, ein Stubenmädchen oder eine andere Sorte von dienenden weiblichen Wesen einen Ball zu besuchen, und hat sie keinen Liebhaber, oder will sie ihren Liebhaber eifersüchtig machen, oder liegen andere Gründe vor, so begiebt sie sich in das Miethsbureau und frägt, ob ein guter Tänzer zu haben sei."

„Welche Sorte wünschen Sie?" frägt der Vermiether. „Prima? Secunda? Dritte oder vierte? Ich habe Auswahl. Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein."

„Die Köchin setzt sich auf einen Stuhl und

ihren Korb mit Meerrettig und Peterſilie neben ſich auf die Erde. Sie weiß, daß ihre Madame zu Hauſe klingelt und alle Glockenſchnüren abreißt. Sie hat gut klingeln, die Madame. Die Köchin blättert im Tänzerbuch. Sie zeigt mit dem Finger auf einen großen ſtarken, geſund und blühend ausſehenden Mann mit ſchwarzem Bart."

„Iſt ein Hausherrnſohn," ſagt der Vermiether; „ein feiner Mann mit ſchwarzem Frack und Glacéhandſchuhen, der ſogar etwas franzöſiſch ſpricht. Tanzt leicht wie ein Ball und hat eine Lunge, wie ein Windhund. Preis fünf preußiſche Thaler und frei Grog und Cigarren."

„Die Köchin ſieht den Hausherrnſohn mit gierigen Augen an, hält den Daumen der linken Hand auf ſeinem Portrait und blättert weiter."

„Der lange ſchmächtig ausſehende Herr war früher Schauſpieler," ſagt der Vermiether. „Iſt auch ein ſchöner Mann, trinkt aber reichlich; tanzt ſonſt wie ein Engel, hat feuriges Temperament, ſchwarzen Frack und baumwollene Handſchuhe. Preis drei Thaler."

„Er ſieht mir was ſchwächlich aus," ſagt die Köchin.

„O bewahre, Fräulein! Ich garantire, daß er keinen Tanz ausſetzt. Tanzt links und rechts herum, wie Sie befehlen. Zu dem Herrn mit dem Schnurrbart möchte ich Ihnen kaum rathen. Iſt nichts für Sie, Fräulein; iſt etwas roh und zudringlich und nimmt es mit ſeinen Worten nicht ſo genau. Tanzt übrigens herzhaft und hat ſehr leichte Führung. Sehen Sie nur ſeinen Wuchs, die Bruſt! Iſt ein Kerl wie ein Elephant. Kann Ihnen den Mann für zwei und einen halben Thaler laſſen."

„Trinkt er?" frägt die Köchin.

„Je nun! Ein Glas Grog und ein Seidel Bier."

„Welches Geſchäft betreibt er?"

„Iſt Packknecht bei Fermers und Compagnie, Hohe Bleichen Nr. 18."

„Ich denke, ich bleibe bei ihm," ſagt die Köchin. „Laſſen Sie ihn Dienſtag Abend Punkt ſieben Uhr in der Droſchke vorfahren bei Mützner und Söhne, Reichenſtraße Nr. 5. Er ſoll warten, bis ich komme. Punkt ſieben Uhr. Muß ich vorausbezahlen?"

„Wenn ich bitten darf, Fräulein."

„Die Köchin zahlt zwei und einen halben Thaler, ſieht ſich den Packknecht nochmals genau an und geht. Der Vermiether weiß aber, daß ſie am Abend deſſelben Tages wiederkommen und den Hausherrnſohn miethen wird; ſie hat ſich nur genirt, ihre Vorliebe für den feinen Mann gleich zu verrathen. Sie wird wiederkommen, ſo gewiß wie Amen im Gebete! Und Sie kommt wieder. Sie engagirt den Hausherrnſohn und zahlt zwei und einen halben Thaler nach.“

„Ich bin in der Sekunde fertig, geehrter Herr! — Nun denkt Euch den Hausherrnſohn, wie ihm ſein muß, wenn er den Miethzettel bekommt! Er iſt verpflichtet, am Dienſtag Abend eine Köchin abzuholen, mit ihr auf den Ball zu fahren, den ganzen Abend mit ihr zu tanzen, jeden, ſage jeden einzelnen Tanz von A bis Z mit ihr zu tanzen, neben ihr zu ſitzen, mit ihr zu ſprechen, ſie zu unterhalten, ihr zuzuhören, ihr den Hof zu machen, über Andere zu witzeln, kurzum, er iſt gemiethet, von einer Köchin gemiethet. Wie ſieht aber die Köchin aus? Gerechter Himmel! Wie kann ſie nicht ausſehen? Mit Sommerſproſſen überſäet, ſchlechte Zähne in

dem geräumigen Munde, ſchielend, rothe Haare, etwas verwachſen, enorm fett oder ebenſo mager, eiskalte oder feuchte warme Hände, die nach den Kochtöpfen riechen, tanzt unter der Kritik, ſtößt dem Tänzer die Knice wund und tritt mit ihrem Elephantenfuß auf ſeine Hühneraugen! Alle dieſe Möglichkeiten hat der Hausherrnſohn vor ſich, und doch muß er ſich ſauber anziehen und all die ungeheuern Dinge verrichten, die ich eben genannt."

„Gleich, gleich, mein Herr, nur eine Viertelſekunde!"

„Der Fall war nun der, daß eine Köchin einen Tänzer für den ganzen Abend engagirt hatte. Der Vermiether hatte ihn als vollſtändig bruſt- und lungenfeſt angeprieſen. Die Köchin hatte ausdrücklich zur Bedingung gemacht, daß der Gemiethete jeden Tanz mit ihr tanzen ſollte. Anfangs ging Alles nach Wunſch. Nach zwei Uhr Morgens verſagten dem Tänzer aber die Kräfte; er tanzte erſt matt, immer matter, ſchnaubte heftig und ſtellte ſeine Taſchenuhr um zwei Stunden vor. Die Köchin ließ ſich aber nicht irre machen, ſondern beſtand darauf, ihren Preis herauszutanzen. Es kam zum heftigen

Wortwechſel, in welchem ſie ihn einen elenden, ſchwindſüchtigen Tanzbären nannte, der nichts aushalten könne; er tadelte ſie dagegen, weil ſie eine unbefriedigte Natur beſäße, mit dem Grog ſehr ſparſam ſei und ihn wie einen Wettrenner behandle. Das Ende vom Liede war, daß der Tänzer um halb vier Uhr des Morgens einen Blutſturz bekam und ohnmächtig in den Saal hinſchlug.

Die Frage iſt nun, ob der Miethsmann verpflichtet iſt, den Preis zurückzugeben, weil ſein Tänzer der Beſchreibung nicht entſprochen hat, die er von ihm entworfen, oder ob der Tänzer ſtraffällig iſt, weil er ſein Verſprechen nicht gehalten hat?"

„Ich übernehme es, die Köchin zu vertheidigen," ſagte ein kleiner rothhaariger Advocat, deſſen ſcharf gebogene Adlernaſe den deutſchen Orientaliſten verrieth. „Sie muß Schadenerſatz, Ehrenerklärung und Reugeld haben."

„Und ich vertheidige den Tänzer, — das heißt, ich würde ihn vertheidigen, wenn er nicht an ſeinem Blutſturz geſtorben wäre," ſagte Hintze.

„Wenn es jetzt gefällig wäre? Mein Geſchäft iſt dringend, Herr Doctor."

„In der Minute. Sie ſehen, die Flaſche iſt gleich leer; nur noch eine Viertelſecunde.“

„Wie war die Geſchichte mit der Kindesmörderin?“ fragte der Rothhaarige. „Hat ſie wirklich eingeſtanden, vier Kinder in den Backofen geſchoben zu haben? Unbegreiflich, daß die Menſchen, trotz der dringenden Vorſtellungen ihrer Anwälte, geſtehen! Nicht das Verbrechen, ſondern die Dummheit der Delinquenten ſollte beſtraft werden; wer geſteht, müßte a priori ins Zuchthaus, und wer leugnet, ſollte freigeſprochen werden. Unſere beſten Genies ſitzen hinter Schloß und Riegel, und was man frei umherlaufen ſieht, iſt meiſtens hausbackenes Philiſterthum. Die Genies ſollen leben!“

„Sie leben!“

„Wenn Sie jetzt einen Augenblick Zeit hätten, Herr Doctor,“ ſagte Herr Lorenz, dem es ganz unheimlich wurde, — „ich habe dringende Geſchäfte.“

„Gleich, mein beſter Herr! Gleich. Warum handelt es ſich denn? Iſt eine Wechſelſchuld einzuklagen?“

„Ich wünſche nur eine Urkunde, eine Entſagungsurkunde, aber möglichſt bald, die Sache hat Eile und meine Geſchäfte ſind dringender Art.“

„Wollen Sie entſagen? Nehmen Sie ſich in Acht. Ich gebe mich ungern dazu her, einen Act ſogenannter Wohlthätigkeit zu fördern, weil die Reue und die Vorwürfe gewöhnlich bald hinterher kommen.“

„Nein, Herr Doctor, ich will nicht entſagen. Ein Anderer entſagt freiwillig zu meinen Gunſten.“

„Iſt das Geſchäft rein? Keine Winkelzüge! Sie ſehen, ich bin in guter Geſellſchaft, und möchte nicht gern für nichts und wieder nichts aufbrechen.“

„Das Geſchäft iſt vollkommen rein. Ein Mann entſagt einer Dame, die dadurch frei wird.“

„Ei! Warum haben Sie das nicht gleich geſagt! Barribal, hüte meinen Platz und laß eine Flaſche Sekt kalt ſtellen. Dem Manne muß geholfen werden!“ Mit dieſen Worten ſprang Herr Milchner in die Höhe, ergriff Hut und Stock und erklärte Herrn Lorenz mit einer Wichtigkeit,

als gälte es, die Mannſchaft eines geſtrandeten Schiffes zu retten, daß er bereit ſei, ihm zu folgen.

Erſt nach einer Stunde kam er zurück; er war ernſt und nachdenklich.

„Was haſt Du?“ fragten ihn ſeine Gefährten.

„Einen Menſchen gerettet und einen andern ruinirt,“ antwortete der Doctor, indem er ein Glas Champagner hinunterſtürzte. „Der Eine entſagt einem alten Mädchen, mit dem er ſich vor zwanzig Jahren verlobt hatte; der Andere fährt wie ein gieriger Hai auf die Beute und — heirathet, und, was das Sündhafteſte bei der ganzen Tragödie iſt, — heirathet aus Liebe!“

Milchner ließ den Kopf hängen, ſtieß verdrießlich die Auſterſchaalen vom Tiſch und ſagte: „Kinder, ich will Euch 'mal eine Geſchichte aus meinem Leben erzählen. Jedesmal, wenn ich von Heirathen aus Liebe höre, ſteigt die Erinnerung an eine Begebenheit in mir auf, die jetzt ſchon fünf Jahre alt iſt und trotzdem denſelben Eindruck auf mich macht, als ob ſie geſtern paſſirt

wäre. Erſt einer neuen Flaſche den Hut abgenommen und dann hört mir aufmerkſam zu."

Der Wirth brachte eine neue Flaſche Sekt, und da er nicht genau wußte, wem er ſie anſchreiben ſolle, ſchrieb er Jedem, dem Dr. Milchner, dem Barribal, dem Rothhaarigen und ihren drei Zechbrüdern eine Flaſche an; wäre Lorenz noch da geweſen, ſo würde er zu mehrerer Sicherheit auch ihm ein Conto in ſeinem Journal eröffnet haben, vorausgeſetzt, daß er ſeinen Namen gewußt hätte. Da übrigens nicht zu befürchten ſtand, daß alle ſechs Herren bezahlen würden, es vielmehr zweifelhaft war, ob mehr als Einer ſich ſo weit vergeſſen würde, „die Perlen vor die Säue zu werfen," können wir die Vorſichtsmaßregeln des Wirthes nur lobend anerkennen.

Als völlige Ruhe im Keller hergeſtellt war, hub Herr Milchner an.

„Meine Geſchichte zeichnet ſich vor vielen anderen dadurch aus, daß ſie wahr iſt, und da ſie nicht nur wahr, ſondern auch ernſt iſt und mich perſönlich betrifft, verbitte ich mir jede ſpöttiſche Bemerkung. Das ſei namentlich Ihnen geſagt, Dr. Löwenſohn."

Dr. Löwenſohn lächelte verlegen, malte mit dem naſſen Finger Figuren auf den Tiſch und ſchwieg.

„Es ſind fünf Jahre her," hub Dr. Milchner an, „daß ich nach Beendigung meines Examens eine Reiſe durch Tirol, das Salzkammergut und Steiermark machte. Ich hatte Gletſcher erſtiegen, Gemſen gejagt und geſchoſſen, Waſſerfälle beſucht und Forellen gefangen, mir von Sennerinnen vorjodeln laſſen und den Hut mit Alpenblumen geſchmückt. Die Alpennatur hatte mich wunderbar ergriffen, ein edles Feuer belebte mein Herz, ich gelobte mir, ein guter und nützlicher Menſch zu werden, um mich der unendlichen Liebe würdig zu machen, mit welcher der Schöpfer dieſe Erde ausgeſtattet hat. Mit einem Worte, ich war ein Schwärmer, ein jugendlicher Phantaſt, auf den eine Alpenroſe und ein, im Abendſonnenſchein erglänzender Gletſcher Eindruck machen konnten. So war ich über den berühmten Wallfahrtsort Mariazell und durch die Wildalpen gekommen und war von Oeſterreich nur noch durch die Raxalpe getrennt, einer ſteilen, oben dachförmigen Alpe, über deren Kamm die Grenze von Oeſterreich

und Steiermark hinläuft. Es ſchien mir unmöglich, mich von der herrlichen Alpenwelt zu trennen. Die Bachamſeln riefen mir zu, bei ihnen zu bleiben; von den Sennen drang der Jodler ins Thal, „kehr um, kehr um geſchwind, auf der Alma giebts kein' Sünd," Kehlröschen und Enzian, Alpenroſen und Edelweiß flüſterten mir heimliche Weiſen ins Ohr, die Berglerche lullte ihr ſeliges Lied, der Alpenſee lud mich ein, mit ihm die Waldeinſamkeit zu theilen, und alte Föhren und Tannen ſtreckten ſegnend ihre knorrigen Aeſte über mich aus. Ich legte mich nieder am Ufer eines klaren Baches und ruhte auf dem duftenden Blumenteppich. Da kam es mir vor, als ob die ſchlanken Birken am Rande des koſenden Flüßchens Waldjungfrauen wären, die im zitternden Lichte des Mondes in reizende Sylphen verwandelt und luſtige Reigen tanzen mußten; die Föhren und Lärchen mit ihren herabhängenden Bärten von Baummoos waren Ritter und Knappen, die im raſſelnden Harniſch turnirten und manch blutigen Strauß mit den Zwergen der Alpen fochten, welche die Jungfrauen in ſchnöder Verzauberung feſſelten."

„Ich führe dies Alles nur an," fuhr der Erzähler fort, „um Euch zu beweiſen, in welch ſchwärmeriſcher Stimmung ich mich befand, als ich heute vor fünf Jahren die Raxalpe beſtieg, um für immer den Bergen Lebewohl zu ſagen und in das Getümmel der Welt zurückzukehren.

Es war ein prachtvoller Morgen! Die blaue Luft ſchien wie ein durchſichtiges Meer über den Bergſpitzen zu lagern; ich konnte nicht müde werden, die funkelnden Spitzen und Zacken der Gletſcher, die Ränder der Schwarzwälder, die ſcharfen Umriſſe der Alpen zu bewundern, die in ewig wechſelnden Formen bald in das Gewölbe des Himmels emporragten, bald in ſanften Abdachungen ſich im Thale verloren. An meinem Wege keimten und ſproßten die wunderlieblichen Alpenblumen hervor, Schneeglöckchen und Aurikeln, Veilchen und Kehlröschen. Ich hatte Abends vorher von der hübſchen Wirthstochter in Neuberg ein Lied gehört, das etwa ſo hieß:

Die Blümlein, ich ſag's Euch,
Sind gerad wie die Leut,
Sie küſſen und herzen
Sich oftmals vor Freud.

Weil ſie aber keine Arme,
Keine Hände nicht haben,
So biegt ihnen der Zugwind
Die Köpfelein zuſammen.
Und hörteſt Du nicht,
Drauß' geht der Wind;
Jetzt herzen ſich die Blümchen,
Nen Kuß! g'ſchwind, g'ſchwind!

Ich hatte über das Lied gelächelt und der hübſchen Wirthstochter einen Kuß gegeben. Jetzt lächelte ich nicht mehr. Ein Schneeglöckchen küßte ſein kleines Bräutchen; ich ſah es ganz deutlich, wie die kleinen ſeligen Schelme ſich Mund an Mund lagen und zitterten vor Freude und Luſt; dann kam aber das Mailüftchen und trieb ſie auseinander! Einen Augenblick tanzten ſie koſend und ſcherzend auf und nieder, und wieder ſanken ſie ſich an die Bruſt und alle Vettern und Baſen läuteten die Glöcklein und Käfer und Grillen ſtimmten den Hochzeitsreigen an. Ich habe Alles mit angeſehen und weiß, daß ich mich nicht getäuſcht habe.

Endlich hatte ich die Alpe erſtiegen. Ich habe ſchon geſagt, daß ich einen wundervoll ſchönen Himmel über mir hatte. Es war einer jener Frühlingstage, in denen der Menſch das Wieder-

erwachen der Natur empfindet und mit ausgebreiteten Armen nicht nur seine Nebenmenschen, sondern die Natur, die ganze Welt ans Herz drücken und herzlich küssen möchte. Ich habe Euch auch gesagt, daß die Raxalpe dachförmig gestaltet ist, und will noch hinzufügen, daß man kein Plateau antrifft, sondern augenblicklich hinabsteigen muß, sobald man die Höhe erreicht hat. Man gewinnt hierdurch einen plötzlichen und ganz unerwarteten Blick in das Flachland von Oesterreich, das um so zauberhafter ist, weil man bisher von hohen Alpen eingeschlossen, nur dann eine Fernsicht hatte, wenn man den Blick nach oben, nach den Spitzen der Gletscher und Alpen richtete. Aber welche Fernsicht bot sich mir dar! Ein schwarzes Gewitter lagerte über der Ebene, sausende Blitze fuhren zur Erde und furchtbar rollte der Donner. Ich konnte deutlich sehen, wie die Gewitterwolken, in Knäuel geballt, gegen einander anstießen und sich entluden; ich sah, wie mitten in dem schwarzen Gewölke Blitze sich kreuzten, wie sie die dichten Massen auseinander trieben, und wie nach jedem neuen Blitze Ströme von Regen zur Erde fielen. Es war ein entsetzlich

ſchöner Anblick! Ueber dem Gewitter blauer heller Himmel und prachtvoller Sonnenſchein, in den Gewitterwolken ein furchtbarer Kampf der Elemente und unten im Thale rabenſchwarze Nacht. Wandte ich mich nach der ſteiriſchen Seite, ſo lächelte mir der Frühling mit ſeinem Blumenkörbchen entgegen; blickte ich nach Oeſterreich, ſo flüſterte ich mir unwillkürlich zu: „Was biſt Du Menſch, mit Deinem großen Herzen und Deinen Ahnungen ewiger ſeliger Liebe! Ein Strahl aus jenem Wolkenmeer, und Du biſt ausgelöſcht aus der Zahl fühlender Weſen und lebſt nur noch fort im Kirchenbuch Deiner Vaterſtadt.“

„Vorausgeſetzt, daß Sie nicht von Ihrem Landesherrn in contumaciam zu Pulver und Blei begnadigt und exilirt ſind,“ fiel der Rothhaarige ein.

Der Erzähler ſtrich ſich mit der Hand über die Augen, blickte ſtarr vor ſich hin und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort:

„Als ich mich an dem entſetzlich-ſchönen Anblick geweidet, eilte ich die Alpe hinab, um wo möglich vor dem Regen in Reichenau einzutreffen, einem unbedeutenden, durch ſeinen vielbeſuchten

Gasthof aber allgemein bekannten Flecken in Oesterreich. Mit Aufwendung meiner ganzen Kraft gelang es mir, den Gasthof zu betreten, ehe das Gewitter sich über dem friedlichen Dorfe entlud. Aufgeregt durch die Eindrücke der letzten Stunden und ermattet von dem anstrengenden Marsche, warf ich mich in die Ecke eines Sopha's, welches in einem geräumigen Zimmer im ersten Stock des Hauses stand. Zu beiden Seiten des Saals waren kleinere Zimmer, von denen mir eins vom Wirthe angewiesen war; ob die anderen bewohnt wurden, wußte ich nicht. Ich mochte vielleicht eine kleine Viertelstunde halb träumend, halb wachend geruht haben, als Töne in mein Ohr drangen, die sehr von dem Getöse des Regens und Donners verschieden waren, das jetzt mit furchtbarer Heftigkeit das Haus erbeben machte. Ich vermeinte zuerst zu träumen, als die fremden Töne in mein Ohr drangen, und ich will auch nicht behaupten, daß ich nicht geträumt habe. Ein blendender Blitzstrahl und ein darauf folgender Donner erweckten mich aber aus meinen Träumen. Ich sprang auf, weil ich glaubte, der Blitz müsse das Haus getroffen haben; da ich

aber gleich darauf unten im Hauſe eine tiefe Baßſtimme ſagen hörte, daß der Lindenbaum an der Brücke zerſchmettert ſei — die Brücke war kaum zwanzig Schritte vom Hauſe entfernt — ſetzte ich mich wieder in meine Sophaecke. Da drangen wieder dieſelben wunderbaren Töne in mein Ohr. Sie ſchienen mir aus dem Zimmer rechter Hand zu kommen; ich ſchlich bis an die Thür, ſchielte durch das Schlüſſelloch, ſah aber nichts. Um ſo deutlicher konnte ich jetzt hören. Eigenthümliche, ſilberhelle, klagende und langgehaltene Töne, dem Geflüſter koſender Elfen nicht unähnlich, erregten meine Neugierde auf das Heftigſte. Ich that, was ich nie vorher und nie nachher gethan habe; ich legte die Hand auf den Thürgriff und öffnete leiſe die Thür, erſt ein klein wenig, dann ſo viel, daß ich den Kopf durchſtecken und ins Zimmer ſehen konnte.

„Aber was erblickte ich! Das ſchönſte Mädchen, einen wahren Engel in Menſchengeſtalt vor einer Zither ſitzend und mit leiſer aber himmliſcher Stimme die klagenden Weiſen begleitend, die ihre Lilienfinger dem Inſtrumente entlockten. Ich blieb wie verſteinert, wie anbetend ſtehen. Eine

so blendende, rührende Schönheit hatte ich nicht für denkbar gehalten. Stellt Euch das schönste Zauberbild vor, das jemals Eure Phantasie in Eurer Seele wachgerufen, und Ihr werdet annähernd das Bild vor Euch haben, das ich in stummer Bewunderung anschaute.

„Dies Mädchen lieben, von ihm geliebt werden," riefen tausend Stimmen in mein Herz hinein — „muß das größte Glück sein, das einem Gott geboten werden kann. Mir war es, als ob eine Fee meine Hand ergriffen und mich zu dem Götterbilde geführt hätte; ehe ich es wußte, kniete ich neben ihr nieder, ein Thränenstrom brach aus meinen Augen. Ich war in dem Augenblick ein guter Mensch; ich fühlte einen Gott in meinem Herzen, und nur die edelsten Regungen belebten meine Seele.

„Ich mochte mehrere Minuten gekniet haben, als die Jungfrau sich von ihrem Sitze erhob und mich mit ihren großen blauen Augen anstarrte. Erst war der Ausdruck ihres Blickes milde und sanft, ich glaubte eine Thräne in den seidenen Wimpern hängen zu sehen; allmälig verfinsterte sich ihr Blick; das Auge rollte wild in seinen

Höhlen, ihr Mund ſchloß ſich krampfhaft, ſie erhob die Rechte, wie zum Fluch — und ſank plötzlich mit einem lauten Schrei zu Boden.

„Faſt in demſelben Augenblick ward die Thür aufgeriſſen; eine ältliche Dame eilte mit den Zeichen der äußerſten Beſtürzung der Ohnmächtigen zu Hülfe, und als ich ihr meinen Beiſtand leiſten wollte, ſprach ſie unter einem Strom von Thränen: „Laſſen Sie mich mit meiner Tochter, bitte, allein, mein Herr. Sie iſt wahnſinnig!“

„Vom Wirthe erfuhr ich bald den Reſt. Ihr Verlobter hatte ſie verlaſſen, weil er eine reichere Partie machen konnte.“

„Niederträchtig! Scheußlich!“ riefen die Zuhörer.

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Rothhaarige. „Heirathen iſt ein Geſchäft! Es iſt ihre eigene Schuld! Warum wird ſie wahnſinnig?“

Achtes Capitel.

Die Entsagungsurkunde der blauen Brille war auf Stempelpapier geschrieben, in Duplo ausgestellt und von der blauen Brille unterzeichnet. Wenn sie auch nicht ganz so kräftig und bündig war, wie die Urkunde, welche der würdige Vater von Tristram Shandy seiner Braut hatte ausstellen müssen, so hatte sie doch in gewisser Beziehung manche Aehnlichkeit mit ihr, nämlich die, daß ein gewöhnlicher Professor der deutschen Sprache sie nicht verstand und nicht verstehen konnte. Sie hatte, wie die meisten Urkunden und gerichtlich bestätigten Actenstücke, den außerordentlichen Vortheil, daß sie mit „Wenn am heutigen Tage“ anfing und da aufhörte, wo dem Leser der Athem ausging. Herr Lorenz machte einen schwa-

chen Verſuch, gegen den Mißbrauch ſeiner Mutterſprache zu opponiren; ſchwieg aber verlegen, als Dr. Milchner ihm mit der Frage entgegentrat, ob er wolle, daß die ganze Urkunde nichts Anderes enthalten ſolle, als die Worte: „Ich entſage dem Fräulein Thereſe Güter für alle Ewigkeit! Amen!“

„Ich will Ihnen das aufſetzen,“ hatte der Advocat geſagt; „aber die Urkunde hätte keine Gültigkeit: und kräftig ſoll ſie ja doch ſein, wie Sie ſelber ſagen.“

„Ja, kräftig und bündig, ſo daß der Teufel ſeinen Schwanz nicht hineinlegen und Alles verderben kann.“

„Nun alſo! Hören Sie, was ich aufgeſetzt habe: „Wenn am heutigen Tage, als dem einundzwanzigſten des Monats Mai im Jahre unſers Herrn und Erlöſers dem Achtzehnhunderteinundſechszigſten, der Herr Theodor Lorenz, eingeſeſſener Bürger der freien Reichsſtadt und Republik Hamburg, vor mir, dem unterzeichneten beſtellten Advocaten und Notar des Niedergerichts und Doctor beider Rechte, Ernſt Auguſt Milchner, erſchienen und vor drei Zeugen, nämlich dem Herrn Anton Kruſe, Herrn Philipp Meier und

Herrn Amadäus Müller auf ſeinen Eid ausgeſagt, daß er —"

„Sehen Sie, das iſt doch ein Anfang," unterbrach ſich Dr. Milchner ſelber. „Ich mag Ihnen die vier Seiten nicht vorleſen, weil es nur Zeitverſchwendung wäre und ich von meinen Freunden erwartet werde. Die Sache iſt in Ordnung, verlaſſen Sie ſich drauf, und wenn Ihr Freund ſeinen Namen unterſchrieben und ſein Siegel beigedrückt haben wird, ſind ſeine Anſprüche auf Herz und Hand der Dame amortiſirt, null und nichtig."

Mit dieſer Erklärung hatte ſich Herr Lorenz zufriedengeſtellt; die grüne Brille hatte ihren Namen mit großen lateiniſchen Lettern unterzeichnet, ein Siegel mit einem Anker und den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens darunter geſetzt und der ganzen Handlung durch einen mächtigen Fluch und ein Glas Genèvre die letzte Oelung gegeben.

Es war erſtaunlich, mit welcher Begierde Herr Lorenz das Document in ſeine Rocktaſche verſenkte und wie eilig er einen Boten mit der Annonce an die „Nachrichten" abſandte: „Entſagt. Morgen früh 11 Uhr am bewußten Ort. T. L."

Als der Bote mit der Quittung für die Insertionsgebühren zurückkehrte, stattete Herr Lorenz seinen neuen Freunden in der Bodenkammer Nr. 3 seinen Besuch ab und rapportirte, daß der Theaterdirector morgen um 1 Uhr bereit sein werde, Bertha zu empfangen, und als er ein glückliches Stündchen mit Vater und Tochter verplaudert hatte, trieb es ihn hinaus in die freie Luft, um dem Gesange der Vögel, dem Jubel der Menschen zu lauschen, und um sich noch einmal in aller Stille zu wiederholen, was er sich durch eine lange Reihe von Jahren täglich wiederholt hatte — die Worte, die er an die Schwägerin richten wollte, wenn er ihr allein gegenüber stand.

Herr Lorenz war ein ehrlicher, einfacher Mann, der durch das Geschäftsleben einen Anstrich von Härte bekommen hatte, welcher zu seinem Innern durchaus nicht harmonirte. Er heirathete nicht aus Liebe, erstens, weil er dies Gefühl nie hatte kennen lernen, und zweitens, weil er es nicht für möglich hielt, daß man ihn lieben könne; er heirathete nicht, weil er durch das Vermögen der Schwägerin angelockt wurde, sondern, weil er sie für eine passende Partie, ein gesetztes Frauen-

zimmer (wir bitten den Leſer wegen dieſes ſchrecklich unſchönen Wortes um Verzeihung, müſſen es aber gebrauchen, weil Herr Lorenz es gebrauchte) mit einer angenehmen, ja ſogar bedeutenden Zugabe betrachtete und anſah. Hätte die Schwägerin kein Vermögen gehabt, ſo würde Herr Lorenz nie daran gedacht haben, ſie zu heirathen; da ſie Vermögen beſaß und er daran gewöhnt war, Geld als den einzig ſtabilen Artikel dieſer Erde anzuſehen, würde er ſie auch geheirathet haben, wenn ſie weniger erträglich geweſen wäre; es würde ihm nie eingefallen ſein, ſich zu fragen, ob die Mitgift zur Hauptperſon in Einklang ſtände, ſondern würde das als etwas Selbſtverſtändliches betrachtet haben. Eine Frau mit zweimalhunderttauſend Mark Banco konnte ganz unmöglich ſo häßlich oder unangenehm ſein, daß ein vernünftiger Menſch Anſtand nehmen würde, ſie zu heirathen; und da die Schwägerin nicht häßlich und unangenehm war und keine anderen böſen Eigenſchaften, als den Conjunctiv beſaß, war es Herrn Lorenz nie in den Sinn gekommen, ſich zu fragen, ob ſein Herz bei dem ganzen Unternehmen, welches ſtrenggenommen kein rein kauf-

männiſches Geſchäft war, eine Stimme habe oder nicht. Ja, wir glauben behaupten zu dürfen, daß Herr Lorenz erſt durch Bertha zu dem Bewußtſein gekommen war, daß er überhaupt ein Herz habe, und daß er ſich das ſchmerzliche Wohlbehagen nicht zu erklären vermochte, von dem er befallen wurde, wenn das reizende Mädchen ihn mit dem Ausdruck innigſter Dankbarkeit anblickte. Er wurde ſich nicht einmal bewußt, daß Bertha Schuld ſei an der eigenthümlichen, ihm bisher ganz fremd gebliebenen Stimmung, und da ſeine Gedanken unausgeſetzt mit der Schwägerin beſchäftigt waren, ſtieg in ihm die Vermuthung auf, daß die wunderbaren Regungen in ſeinem Innern eine angenehme Vorahnung deſſen ſeien, was ihm an der Seite ſeiner Gattin und ihrer zweimalhunderttauſend Mark Banco blühen würde.

In die angenehmen Bilder drängte ſich aber unausgeſetzt der düſtere Schatten Herrn Burks, der, wie Herr Lorenz durch Matthis erfuhr, der Schwägerin ſtreng unterſagt hatte, ihn in ſeiner Wohnung zu empfangen. Da Herr Burk einer von den Menſchen war, denen man ewig kalt und fremd gegenüberſtehen bleibt, ohne auch nur

ein einziges Mal im Leben verſucht zu werden, ihnen die Hand zu reichen, und da Herr Lorenz durch den achtundzwanzigjährigen Umgang äußerlich viel von Herrn Burk angenommen hatte, waren ſie von einander geſchieden, ohne auch nur eine Spur von Reue oder Schmerz zu empfinden. Die Stellung im Comtoir hatte ihm ſchon lange nicht mehr gefallen; die Unterredung mit der Schwägerin hatte ihn aufgeregt; die Abneigung, welche Herr Burk ihr bewies, hatte ihn empört, und die Zumuthung endlich, daß er gegen ſie intriguiren ſolle, hatte ihn zur Revolution getrieben.

So wenig wie Herr Lorenz bisher Herrn Burk geliebt hatte, ſo wenig haßte er ihn jetzt; er war ihm gleichgültig, und erſchien ihm nur deswegen als würdiger Gegenſtand ſeines Unmuths, weil er ihm, dem treuen und unermüdlichen Diener, dem er ſo viel verdankte, das Haus verboten hatte.

Ganz andere, und wir freuen uns, es ſagen zu dürfen, beſſere, ja heiligere Gefühle beſtürmten das Herz der Schwägerin.

Schon vor der Abreiſe Herrn Burks hatte

ſie ihren Plan gefaßt; gleich nach ſeiner Abreiſe hatte ſie ein tête à tête mit Matthis gehabt, und da Matthis ſo wenig Zuneigung zu Herrn Burk hatte, wie irgend ein anderer Menſch in und außerhalb Hamburgs, ließ er ſich bereit finden, ſeinen Herrn zu verrathen.

Ein Brief von der Hand der Schwägerin ging in die Brieftaſche des treuloſen Hausknechts über und fand durch ihn den Weg zu Herrn Lorenz.

Wir haben das Actenſtück vor uns liegen, und können uns das Vergnügen nicht verſagen, es abzuſchreiben.

„Herr Lorenz!

Die Tigernatur iſt fort. Sie hat mir verboten, Sie zu empfangen, aus Ihrem Munde zu vernehmen, ob Sie Aufträge von jenem Manne aus dem Lande der Täuſchungen haben, oder ob Sie mir den furchtbaren Beweis liefern können, daß ich nicht mehr ſeine Braut bin. Ich zittere bei dem Gedanken, daß letzteres der Fall ſein könnte. Aber es könnte der Fall ſein; denn was könnte nicht Alles in dieſer ſündigen Welt paſſiren, Herr Lorenz!

Ich wünſche Gewißheit! Sie können und werden mir Gewißheit geben. Sollten Sie mich überzeugen können, daß ich frei bin und daß im Jenſeits keine Anſprüche an mich gemacht werden, werde ich den Ring vom Finger ziehen, den ich ſeit jenem 17. November — ach Gott! mit welchen Gefühlen — betrachtet habe. — Ich werde Sie in Herrn Burks Hauſe nicht empfangen, weil Matthis den gemeſſenen Befehl hat, Sie zum Hauſe hinauszuwerfen, und wohl kaum umhin könnte, Sie zum Schein vor die Thür zu ſchieben. Aber ſelbſt den Schein wollen wir meiden. Die Tigernatur ſoll nicht befriedigt werden, Herr Lorenz!

Sobald Sie mir Nachricht geben können, daß Sie mir Eröffnungen machen könnten, welche mich beſtimmen würden, weniger rückhaltsvoll mit Ihnen über die Ruhe meines Herzens zu ſprechen, erſuche ich Sie, im Victoria-Hotel zwei Zimmer für mich zu miethen und eine Bonne zu engagiren. Ich würde dann dieſes Haus des Tigers verlaſſen, um dem armen Herzen Ruhe zu ſchaffen.

Ihre Dienerin Thereſe Güter.

P. S. Es weiß Niemand von dieſem Briefe.

Alles ſchläft im Hauſe; kein Ton dringt in mein Ohr, nur das Ticken der Hausuhr iſt vernehmbar. Der Mond zittert durch mein Fenſter. Es könnte Manches gar anders ſein, Herr Lorenz.

D. O.

Entſchuldigen Sie meine Handſchrift und das ſchlechte Papier, und verbrennen Sie dieſe Zeilen. Es könnte meine letzte Bitte an Sie ſein, Herr Lorenz! Sie könnten von Räubern erſchlagen werden, oder Nachtwandler werden und zum fünften Stock hinausſpringen. Man könnte den Brief bei Ihnen finden! Man ſoll ihn aber nicht finden, daher erſuche ich, ihn zu verbrennen.

D. O.

Jetzt, wo ich die Zeilen noch einmal flüchtig durchleſe, finde ich, daß ſie ganz anders hätten ſein müſſen. Meine Pulſe fliegen, mein Herz ſchlägt. Haben Sie Mitleid mit mir! Für Ihre treue Freundſchaft, Ihre edle Aufopferung meinen ungetheilten Dank! Wir Frauen fühlen tief, ſelbſt wenn wir uns nicht ausſprechen können. Um Antwort, baldige Antwort bittet

T. G.“

Es waren noch einige Poſtſcripte in das Cou-

vert geſchrieben, die wir auch geleſen, aber leider wieder vergeſſen haben. Das Couvert ſelbſt wurde durch einen unglücklichen Zufall von unſerer kleinen Tochter erwiſcht und zu Puppenſchürzen und Strümpfen zerſchnitten; auf den Strümpfen ſteht zu leſen: „Land der Täuſchungen" und auf der Schürze: „Es könnte Vieles anders ſein."

Das Schreiben wurde von Herrn Lorenz mit folgenden Worten beantwortet:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Im Beſitze Ihres Werthen vom geſtrigen beehre mich, Ihnen mitzutheilen, daß die mehrfach von Ihnen erwähnte Perſon nicht im Lande der Täuſchungen iſt oder jemals war, ſondern ſeit neunzehn Jahren ein anderes Band geknüpft und eine Hafenwirthſchaft etablirt hat. Es iſt derſelbe Mann, welcher, um von Ihnen nicht erkannt zu werden, eine blaue Brille trug. Der Elende wird heute noch eine Entſagungsurkunde unterzeichnen, in welcher er Ihrer Hand und Ihrem Herzen für dieſſeits und jenſeits entſagt. Sie werden daher frei ſein und frei über Ihre, darf ich ſagen, werthe Hand? verfügen können.

Die Zimmer habe ich im Victoria-Hotel für

Sie beſtellt und eine Bonne iſt bereits engagirt. Sie haben die Nummern 8 und 9 erſten Stock, vornhinaus mit der Ausſicht auf die Alſter und den Jungfernſtieg. Hoffe, daß Alles nach Geſchmack befinden werden. Morgen bitte die Hamburger Nachrichten zu leſen; werde eine Annonce einrücken, aus welcher erſehen können, ob die Urkunde unterſchrieben iſt und wann Sie erwarte.

Ohne ein Mehreres für heute!

Mit hoffnungsvoller Hochachtung

Mein Fräulein!

Ihr mehr als gehorſamer Diener

Theodor Lorenz."

Ein ſchrecklicher Kampf durchbebte das Herz der Schwägerin, als ſie die Antwort des Herrn Lorenz geleſen. „Das alſo iſt die blaue Brille! Tiger! Deswegen warſt Du ein Cherokeſe, wenn ich vom Lande der Täuſchungen und von Aufträgen ſprach! Und Du wußteſt Alles, und ließeſt mich neunzehn Jahre lang trauern! Barbar! Aber es iſt gut! Ich will nicht trauern! O die Männer, die Männer! Heiliger und gerechter Gott! die Männer, die Männer! Aber ich habe ihn gequält! Ohne es zu wiſſen, ohne es zu wol-

len, habe ich ihn gefoltert und zum Hauſe hinausgetrieben, wenn ich in der bangen Angſt meines Herzens dem Tiger nahte und mit ſchüchterner Stimme von jenem Manne ſprach. Den Triumph habe ich, daß ich als Siegerin aus dem Kampfe hervorgehe. Ein anderes Band" — hier ſank ihre Stimme zu einem Flüſtern herab — „wird ſich um mich ſchlingen, ein anderer Ring wird dieſen Finger zieren; meine Gedanken werden nicht mehr ins Land der Täuſchungen hinüberſchweifen. Der Tiger wird ſeine Höhle leer finden, wenn er heimkehrt."

Umſonſt würden wir es verſuchen, die Aufregung zu ſchildern, in welcher die Schwägerin die ganze Nacht zubrachte und mit welcher Ungeduld ſie den Anbruch des nächſten Morgens erwartete. Sie hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen und ſich ſtandhaft geweigert, irgend welche Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen. Selbſt den Familienthee, den ſie regelmäßig jeden Abend um zehn Uhr zu trinken pflegte, hatte ſie nicht ins Zimmer gelaſſen. Sie warf ſich halb angezogen auf ihr Lager und preßte beide Hände vor die Augen; dann ſprang ſie plötzlich auf, riß den

Brautring vom Finger und legte ihn zu der Haarlocke und dem Bouquet, die bisher unter einem Immortellenkranz geruht hatten. Sie wickelte die zarten Erinnerungen in rosa Papier, in Zeitungs- und Schreibpapier, in Löschpapier und Packpapier, umwand jedes einzelne Packet, siegelte und lackte es über und über und ruhte erst, als es zur Größe einer Bombe angewachsen war. Dann setzte sie sich in ihren Lehnstuhl und weinte. Die Liebespfänder waren eingeschlossen und ihrem Auge nicht mehr sichtbar. Aber sie mußte sie noch einmal sehen, noch einmal an die Lippen drücken — und dann für ewig von ihnen scheiden! An die Lippen drücken? Den Ring und die Locke des Verräthers? Nein! Nichts in der Welt sollte sie bewegen, sie jemals wieder anzusehen! Und doch! Noch einmal, zum Abschied, zum allerletzten Abschied! Sie waren ja treue und stumme Zeugen ihrer schönsten Hoffnungen gewesen! Was hatten die armen Haare und Blumen verbrochen? Waren Sie treulos gewesen? Nein! Aber die Andere! Wer war die Andere, die ihn geheirathet und unglücklich gemacht hatte? Denn er mußte unglücklich sein! So wie sie

ihn geliebt, konnte ihn keine Andere lieben! Er war unglücklich und unterschrieb die Urkunde gegen seine bessere Ueberzeugung. Die Andere sah ihm triumphirend über die Schulter, weil sie ihn nun auch für das Jenseits an sich gefesselt.

Und der Tiger, der das Alles gewußt und es verschwiegen hatte! O! er war nicht nur ein Tiger, er war ein — Doppeltiger! Die armen Mädchen! Die letzte Stütze ging ihnen verloren! Niemand war jetzt da, um für sie die Aufsätze über den Vogel zu schreiben, über das alte ausgestopfte Unthier mit seinen breiten Schwimmfüßen! Aber warum ließen Sie sich foltern?

Es war heller Morgen, ehe die Schwägerin in einen unruhigen Schlummer verfiel. Kaum war sie eingeschlafen, als laut an die Thür geklopft wurde. Erschreckt fuhr sie auf und fragte: „Wer ist da?"

„Ich!" antwortete das Stubenmädchen. „Die Nachrichten! Fräulein wollten die Nachrichten ja gleich haben."

Die Schwägerin öffnete die Thür, ergriff die Nachrichten und fand, nachdem sie das ganze Blatt ein halbdutzendmal durchgelesen, auf der

letzten Seite der Beilage die Annonce des Herrn Lorenz.

Das war zuviel für ihre Nerven! Mit einem gellenden Schrei fiel ſie auf ihr Bett zurück und blieb mehrere Minuten wie leblos liegen. Allmälig fing ihre Bruſt an zu arbeiten; ein Thränenſtrom drang aus den geſchloſſenen Augen, der ſtechende Schmerz im Herzen ließ nach; — die Kriſis war überwunden, das Andenken an jenen Mann war weggewaſchen, eine wohlthuende Herbſtſonne ſchien in ihr Inneres und zeigte ihr ſtatt des treuloſen Jugendgeliebten den ehrlichen und nüchternen Herr Lorenz im Bräutigamsfrack.

Sie war plötzlich eine ganz Andere geworden. Die Bombe, mit ihrem Inhalte, preßte ihr keinen Seufzer aus und der Stoff zum Brautkleide, der in Seidenpapier und eine Serviette eingewickelt aus der offenen Schublade hervorguckte, rührte ſie nicht. Sie rief das Stubenmädchen und ſchenkte ihr das Brautkleid; ſie rief Matthis und befahl ihm, um $10\frac{1}{2}$ Uhr eine Droſchke bereit zu halten; ſie warf ein Morgenkleid über und erſchien am Frühſtückstiſch in der Wohnſtube; ſie hatte kein Herzklopfen und keinen Appetit, war

vom Weinen eben ſo weit entfernt, wie vom Lachen, und hätte einer Hinrichtung eben ſo gut zuſehen können, wie einer Maskerade. Wenn ihre Nichten ſie anredeten, antwortete ſie ruhig und gelaſſen, und wenn ſie ihr zwölf Taſſen Kaffee eingeſchenkt hätten, würde ſie das ganze Dutzend ausgetrunken haben, ohne zu wiſſen, was ſie gethan. Sie hätte Herrn Burk und die blaue Brille, ohne Krämpfe zu bekommen, begegnet ſein können — mit einem Worte, ſie war entſchloſſen, ſich mit Herrn Lorenz noch heute am Tage kopuliren zu laſſen.

Neuntes Capitel.

„Muth, mein Lilienſtengel!“ ſagte Herr Güter, als er ſeiner Tochter den Shawl umhing, um ſie zum Director des Stadttheaters zu führen. „Muth, Du meine Stütze und meine Hoffnung! Es wird Alles gut gehen, hat uns Herr Lorenz geſagt, und glaube mir, der Director wartet auf Dich, wie die Juden auf den Meſſias, und hofft Dich für ſein Theater gewinnen zu können. Er wird entzückt ſein, wenn er eine Deiner Bravour-Arien hört, Dein Mienenſpiel und Deine Haltung bewundern kann.“

Bertha zog den Shawl über ihre Schultern zuſammen, legte ihre kleine Hand in den Arm ihres Vaters und lächelte ihm liebevoll entgegen. „Ich will mir Mühe geben, will mein Beſtes

verſuchen; aber ſchilt nicht, Vater, und verliere nicht den Muth, wenn ich Deine Erwartungen täuſche. Stände es in meiner Macht — das weißt Du, liebſter Vater, — dann wären wir aller Sorgen enthoben und Du lebteſt in Glück und Ueberfluß; kann ich Unglückliche aber nichts beitragen, Dir einen Theil deſſen zu verſchaffen, was ich Dir im vollſten Maße gönne, dann entzieh mir nicht Deine Liebe. Ich will Dich doppelt und dreifach lieben, Vater, wenn ich mit Dir darben muß; aber trauere nicht! Es iſt ja kein Unglück, arm zu ſein!"

„Aber ein Glück, Geld zu haben, meine Perlenſchnur! Nicht meinet-, ſondern Deinetwegen lechze ich nach den Schätzen Salomo's. Dir, mein Herzenskind, möchte ich Blumen auf den Pfad ſtreuen, Dich möchte ich glücklich, heiter, zufrieden ſehen, und weil ich ſelbſt nichts dazu beitragen kann, Dir holdem Engel das Leben zu verſchönern, und weil Alles von Dir kommen muß, und weil in der nächſten Stunden Schoße die Entſcheidung einer Welt liegt, — bitte ich Dich, mein Goldkind, habe Vertrauen zu Dir ſelber und habe Muth."

„Ich weiß, was von dem Urtheil abhängt, welches der Director über meine Stimme fällen wird; ich weiß das, mein theuerſter Vater, und wie groß meine Angſt auch ſein mag, die Liebe zu Dir ſoll und wird mich aufrecht erhalten. Ich habe inbrünſtig zu Gott gebetet, mir Kraft und Muth zu geben; er wird mich nicht verlaſſen, theuerſter Vater.“

Herr Güter zerdrückte mit den Wimpern eine Thräne, zwang ſich zu einem freundlichen Lächeln und pfiff den Anfang einer ſpaniſchen Romanze. Er blickte von Zeit zu Zeit in das blaſſe Geſicht ſeiner Tochter, ſchlug aber immer den Blick zur Erde, wenn er bemerkte, daß ſie ihn anſah; er fühlte ihren Arm zittern, that aber, als bemerke er es nicht. Sie durfte ja nicht ahnen, welche Gefühle ſein Herz beſtürmten, wie ihm bei dem Gedanken zu Muthe war, einen Andern über die Fähigkeiten, den Werth und die Zukunft ſeines eigenen Kindes entſcheiden zu laſſen, das er ſelbſt nicht anblicken konnte, ohne es aus väterlichem Herzen zu ſegnen. Ihm perſönlich war es ganz gleichgültig, ob er reich oder arm war, ob er Champagner oder Waſſer trank, ob er auf

Eiderdunen oder Stroh ſchlief; aber ſie, der ſchöne, reine Engel, die liebende Tochter, ſein angebetetes Kleinod durfte nicht hungern und frieren! „Nur das thue mir nicht zu Leide, gnadenreicher Schöpfer des Weltalls! Nur hungern und frieren laß ſie nicht! Nimm ſie zu Dir, allmächtiger Gott, ich werde ihr bald nachfolgen,“ betete er leiſe, und als er plötzlich vor der Wohnung des Directors ſtand und den Namen an der Hausthür las, ſchnürte es ihm die Kehle zu; aber er ermannte ſich, und mit einem kräftigen „Corpo di bacco!“ riß er an der Klingel, als wenn das Haus in Flammen ſtände, und es gälte, die Bewohner aus tiefem Schlafe zu wecken.

Der Director öffnete ſelbſt die Thür. Er war im Begriff auszugehen, denn es war ihm längſt entfallen, daß er verſprochen hatte, um ein Uhr zu Hauſe zu ſein. Er hatte, wie alle Schauſpieldirectoren, einen Pelzrock an und ein Mittelding von Hut und Schlafmütze auf dem Kopf; die Finger waren mit goldenen Ringen überſäet; ein ſpaniſches Rohr mit zierlich gearbeitetem Griff guckte unter dem linken Arm hervor.

„Sie wünſchen?“ ſagte der Director ärgerlich,

Corpo di bacco!

weil er fürchtete, von seinem Champagnerfrühstück abgehalten zu werden.

„Herr Lorenz hat uns gesagt, daß Sie um ein Uhr zu sprechen sein werden," antwortete Herr Güter. „Es ist ein Uhr, und diese Dame ist die Sängerin —" der Director warf einen prüfenden Blick auf die Toilette der jungen Dame und schüttelte den Kopf. Es fehlten Reifrock, Schleppe, falsche Goldsachen, Spitzen und Plunder. Bertha war einfach, aber sittsam und geschmackvoll angezogen.

„Es ist schon gleich ein Viertel nach ein Uhr," sagte der Director, indem er nachlässig seinen Hut berührte und ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß Vater und Tochter sich zum Henker scheeren möchten.

„Dürfte ich dann vielleicht um eine andere Stunde bitten?" fragte Bertha, die bisher im Hintergrunde stehen geblieben war und jetzt einen Schritt vorwärts that.

„Ganz wie Sie wünschen, mein Fräulein! Es ist jetzt meine Stunde, wo ich gewöhnlich beschäftigt bin; wenn es Ihnen vielleicht ein ander Mal conveniren sollte, werde ich in der That entzückt

ſein, Ihnen gefällig ſein zu können, obgleich ich Ihnen bei der Ueberfüllung des Perſonals und dem geringen Kunſtſinn des hieſigen Publicums nur ſehr ſchwache Ausſichten eröffnen kann.“ Der würdige Mann hielt in ſeiner Anrede inne, um eine Priſe zu nehmen, was er mit großem Geräuſch that, und fuhr dann fort: „Ich möchte Ihnen rathen, erſt auf einer kleinen Bühne aufzutreten, damit Sie die nöthige Routine erhalten, und wäre gern erbötig, Ihnen Empfehlungsſchreiben mitzugeben, ſobald ich mich überzeugt haben würde, daß Sie etwas Erſprießliches leiſten können.“

Der Director machte eine Verbeugung, die ſo viel heißen ſollte, als: „Und nun thun Sie mir den einzigen Gefallen, ſich zu empfehlen;“ aber Bertha, eingedenk des ihrem Vater gegebenen Verſprechens, wagte noch einen letzten Verſuch.

„Ich habe bereits auf größeren und kleineren Bühnen geſungen,“ ſagte ſie, „und wenn es nicht ſehr unbeſcheiden wäre, möchte ich Sie bitten, mir eine Stunde zu bezeichnen, wo ich Ihre Geduld auf die Probe ſtellen darf.“

„In dieſer Woche bin ich ſehr in Anſpruch genommen,“ antwortete der Director; nächſte Woche

wird eine neue Oper einſtudirt. Darf ich vielleicht bitten, mir nächſten Sonnabend über acht Tage die Ehre Ihres Beſuches zu gönnen?" Die Handbewegung des Directors hieß jetzt deutlicher, als vorher, daß er nicht länger geſtört zu werden wünſche. Bertha faßte den Arm ihres Vaters und wankte auf die Straße.

„Noch iſt nichts verloren," flüſterte ſie ihm zu, „er hat mich noch nicht ſingen hören; ich habe Zeit, mich zu üben; verliere nur den Muth nicht, lieber Vater!"

„Den Muth verlieren? O bewahre! Ich bin fröhlich und heiter, mein Kind! Wenn wir bis Sonnabend über acht Tage warten müſſen, bis es dem Director gefällt, uns Audienz zu geben, dann werden wir keines Troſtes mehr bedürfen; Du wirſt dann im Palmenhaine des Paradieſes wandeln und ich dem Lucifer Geſellſchaft leiſten, weil ich ein ſchlechter Menſch geweſen bin, der nicht jeden Groſchen ſparte, damit wir in böſen Stunden was zu beißen hätten. Es iſt wunderbar, meine Lotosblume, wie der Schöpfer Alles eingerichtet hat. Der Panther im Felſengebirge lebt vom Raube und würgt ohne Erbarmen, was

ihm in den Wurf kommt; die Schwalbe kreist nicht umſonſt in der Luft, mit geöffnetem Schnabel durchmißt ſie den Aether, um tauſende von unſchuldigen Inſecten zu verſchlucken, die ſich im hellen Sonnenſcheine ihres Lebens freuten; der Wallfiſch wandert vom Nordpol nach dem Südpol, um den biedern Häring zu freſſen, der Epheu trinkt das Herzblut der Eiche, in der ganzen unendlich bunten Welt ſehen wir, wie eins vom andern lebt. Für alle Geſchöpfe iſt mit gleicher Liebe geſorgt, alle finden den gedeckten Tiſch bereit, und wenn ſie auch oft meilenweit fliegen, laufen oder ſchwimmen müſſen, ehe ſie ihren Hunger ſtillen können, ſo iſt dies am Ende nur für ihre beſſere Verdauung zuträglich. Aber der Menſch, mein liebſtes Kind, findet keinen gedeckten Tiſch! Und wenn wir jetzt den Pilgerſtab in die Hand nähmen und bis zum Cap der guten Hoffnung wanderten — wir würden nichts finden als Hunger und Gendarmen, die uns auf den Schub brächten. Sind andere Geſchöpfe dieſen Qualen ausgeſetzt? Braucht der Adler ſich um einen Heimathsſchein und eine volle Börſe zu bekümmern, wenn er Europa durchwandert? Haben

Ratten und Mäuſe nöthig, ſich um Protection zu bekümmern? Geht der Buchfink betteln? Wird der Hamſter von ſeinem Wirth vor die Thür geſetzt, wenn er kein Geld hat?

Der Menſch iſt das Ebenbild Gottes, mein Kind, — ſo ſagen wenigſtens die alten Propheten und Schriftgelehrten. Er hat Verſtand, Vernunft, ein Gewiſſen, kann dichten und denken, Opern componiren und ſingen, zeichnen und malen, — aber was kann er, wenn er kein Geld hat? Was dem Rehbock ein junges Weizenfeld und was der Hyäne ein Leichenfeld bietet, mein Palmenblatt, das iſt für den Menſchen der Geldſack. Corpo di bacco! Der Menſch iſt trotz ſeines Ebenbildes mehr zu bedauern, als der Eisbär an Grönlands Küſte; dem Burſchen iſt es wohl in ſeinem warmen Pelze, und wenn er frühſtücken will, holt er ſich einen Grönländer oder ein Wallroß, und kein Wirth ſteht hinter ihm und fordert Bezahlung. Es giebt eine weiſe Kaſte in Indien, mein Kind, welche annimmt, daß der Menſch nach ſeinem Tode unter das Rindvieh verſetzt wird, und deswegen füttern und pflegen ſie das Vieh und laſſen ihre Nächſten verhungern, damit ſie ihnen recht bald eine warme

Streu geben können! Auch wir werden bald verhungern, mein theuerſtes Kind, und in die Ecke des Friedhofs geſcharrt werden. Und doch ſind auch wir Ebenbilder Gottes, und unſer ganzes Verbrechen beſteht darin, daß wir nicht das Ebenbild des Landesherrn in der Taſche haben. Aber Muth gefaßt, mein goldenes Kind! Länger als fünf Tage hält man das Faſten nicht aus! Und was ſind fünf Tage des Leidens in einem Menſchenleben? Was iſt ein Menſchenleben? Ein Nu! im ewigen Kreislaufe der Welt! Wir wollen zuſammen ſterben, mein Kind! Ich bin größer und ſtärker und werde es zwei Tage länger aushalten als Du. Genieße Du die Freuden des Lebens noch zwei Tage und laß mich meine Cur heute ſchon anfangen. Die Miethe iſt für eine Woche im Voraus bezahlt, und will der Wirth uns nach der Schlußſcene hinauswerfen, ſo verbietet ihm das nicht der Anſtand oder die Nächſtenliebe, ſondern die Polizei. Erhabener Gedanke! unter dem Schutze der Polizei zu ſtehen, wenn man unter ihrem Schutze verhungert iſt und aufgehört hat, zu ſein.

„Mache kein ſo trübſelig Geſicht, meine Bertha! Komm, laß uns fröhlich ſein! Siehſt Du unſern

Wirth, wie er am Fenſter ſteht und mit den Matroſen Witze macht? Verbeuge Dich, Bertha, der Mann hat Geld!“

Bertha riß ſich vom Arme ihres Vaters los und eilte raſchen Laufes die Treppe hinauf. In ihrem Zimmer angekommen, entledigte ſie ſich des Shawls und des Hutes, ergriff die Laute und hub an, eins ihrer reizenden Lieder zu ſingen. Eine Zeitlang hörte der Vater ihr mit ſcheinbarer Gelaſſenheit zu, plötzlich ſchleuderte er den Hut in die Ecke und rief: „Du ſollſt verhungern? Du! Du? Nein! Nein! Bertha! Ich ſchwöre es bei dem allmächtigen Gott, nein! Komm, Bertha, fort mit allen Illuſionen, fort mit Hoffnungen und Befürchtungen. Wir wollen leben, leben, mein Kind, und der Welt zum Trotze in unſerer Armuth glücklich ſein! — Ein Gedanke ſchießt durch meinen Kopf! Ich will Orgeldreher werden, und Du ziehſt mit mir durch die Straßen und ſingſt Deine herrlichen Lieder, während die Droſchken und Kutſchen raſſelnd vorüberfahren. Der Gedanke iſt praktiſch, und es hat ſchon mancher Biedermann, der auf Deutſchlands Schlachtfeldern einen Arm oder ein Bein begrub, in Wind und

Wetter ſein Lied abgeorgelt und umſonſt einen flehenden Blick in das Fenſter des reichen Mannes geworfen, der vor der Schlacht banquerott war, nach der Schlacht aber ein Millionair wurde, weil die Staatspapiere ſtiegen, die vorher um funfzig Procent gefallen waren. Allegro, mein Lilienſtengel! Wirf die Laute von Dir und binde Dir ein Tuch um den Kopf. Wir wollen nicht verhungern, wollen leben, leben und die Freuden des Lebens mit vollen Zügen genießen. Corpo di dio!"

Als aber Bertha fortfuhr, ihr rührendes Lied zu ſingen und ihren ſanften Blick auf den Vater zu heften, warf er ſich auf ſein Lager und brach in einen Thränenſtrom aus. „Nur ſie verſchone," betete er leiſe, „allmächtiger Vater; mit mir ſchalte und walte nach Deinem Gutdünken." Als er ſich ſatt geweint, erhob er ſich wieder und ſagte: „Es iſt ſonderbar, mein Kind, wie ein Gewitter ſich durch einen Platzregen entladen, und wie dann gleich darauf die liebe Sonne ſcheinen kann! Es hat vorhin in mir geblitzt und gedonnert; ich habe einen Strom von Thränen vergoſſen, und jetzt iſt Ruhe und Friede in mein Herz gezogen. An

Sonnenſchein fehlt es mir ohnedies nie, denn Dein mildes Auge erwärmt mein altes Herz und macht, daß ſchöne Blumen und Blüthen drin knospen und treiben.

„Komm, ſetze Dich zu mir, mein Kind! Wir wollen die Häupter unſerer Lieben nachzählen. Gieb die Börſe her, Bertha. Eins, zwei, drei ſpaniſche Thaler und fünf, zehn, funfzehn Groſchen. Die Wäſche iſt bezahlt, Schulden haben wir keine, die Miethe bis zu nächſtem Montag Abend iſt entrichtet, wir ſind alſo, im Grunde genommen, nicht ſo ungeheuer zu bedauern! Bis Sonnabend über acht Tage ſind zwölf Tage; kneift es, ſo laſſe ich mir den Trauring Deiner Mutter vom Finger feilen; ein Paar Stiefel könnte ich zur Noth auch noch entbehren; wenn Du Dich die paar Tage mit Kaffee und Kartoffeln behelfen könnteſt — Du weißt, es ſind nur ein paar Tage, und wenn man nicht viel Bewegung macht, braucht man am Ende wenig, und nachher, wenn Du engagirt biſt und Dein Ruhm durch ganz Europa dringt, fliegt das Gold Dir zu. Kannſt Du Dich bis dahin einſchränken, meine Bertha? Du biſt im Grunde ja eine enorm reiche Dame und lebſt nur zum

Vergnügen eine kurze Zeit incognito von Hülſenfrüchten. Sieh mich nicht an, wenn Du nicht lächeln kannſt; kannſt Du aber lächeln, kannſt Du einen Sonnenſtrahl in das alte dumme Herz Deines Vaters werfen —"

„Und muß ich nicht lächeln, theuerſter Vater, wenn ich Dir zuhöre, wie Du mir Fragen ſtellſt, die ich mich ſchäme zu beantworten. Freilich kann ich von Hülſenfrüchten leben! Mit tauſend Freuden, liebſter Vater! Und wenn ich erſt engagirt bin, dann miethen wir uns eine gemüthliche, heimliche Wohnung mit der Ausſicht auf den grünen Wald, und ich ſtelle Dir Blumen ins Fenſter, ſchaffe Dir Bücher und Gemälde und zuletzt auch ein Fortepiano. Gott, wie will ich Dir das Alles heimlich einrichten!"

„Ja, Blumen müſſen wir haben, Bertha! Hyacinthen und Roſen! Erinnerſt Du Dich noch an die ſchönen Roſen in Braſilien? Und Reſeda! Es war die Lieblingsblume Deiner Mutter, Kind. Bücher brauche ich am Ende keine, und doch, den Don Quixote, Shakeſpeare, Schiller und Immermann möchte ich haben, namentlich den Immermann! Weißt Du wohl, daß ich mir halb und

halb wie der alte Baron vorkomme, der immer Luftſchlöſſer baut und weint, wenn ſeine Lisbeth nicht zur Stelle iſt. Ach, daß ein Oswald da wäre, um meine Lisbeth glücklich zu machen! Ich möchte Dich wohl einem ſchönen, jungen, reichen und guten Grafen gönnen, der mit Dir auf ſein Schloß zöge und Dir ſein ganzes Eigenthum und ſich ſelbſt zu Füßen legte. Du würdeſt eine ſuperbe Rolle ſpielen, Bertha, im weißen Atlaskleide mit einer Krone auf dem Kopfe, zwölf Pagen voraus und zwölf hinterdrein, und der Hof des Königs entzückt von Deiner Anmuth und Liebenswürdigkeit — — — hätteſt Du wohl Luſt, mein Palmenblatt, eine reiche Gräfin zu werden?"

Bertha lächelte und ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Ich habe im ſüdlichen Brande der braſilianiſchen Sonne wohl an eine ſolche Möglichkeit gedacht; habe Dich im Traume ſogar mit einer Herzogskrone und im Hermelin geſehen, Du mein Lilienſtengel, habe den Truchſeß geſehen, wie er vor Dir niederkniet und auf goldener Schüſſel das köſtliche Mahl darreicht, und den Mundſchenk, wie er den perlenden Wein kredenzt. — Vorläufig,

meine Perlenschnur, laß mich Mundschenk und Truchseß in einer Person sein und Dir auf irdener Schüssel eine wässerige Kartoffel mit köstlichem Meersalz, und in gesprungenem Glase Gänsewein und Entenchampagner darreichen. Genieße, mein Herzenskind, ziehe die Schale von den Kartoffeln und lege sie neben Deinen Teller auf das schwärzliche Tischtuch, und wenn Du Durst hast, trinke aus dem zerbrochenen Glase."

Vater und Tochter setzten sich zu Tisch. „Wir brauchen die Kartoffelcur," sagte Herr Güter, der theils aus angeborener Neigung, theils um seine Tochter durch seine gute Laune zu zerstreuen, immerfort redete. „Wir brauchen die Kartoffelcur, wie andere Leute die Weintrauben- oder Erdbeerencur gebrauchen. Unsere Frucht hat den Nachtheil, daß sie erst gekocht werden muß, ehe man sie essen kann, während jene auch ungekocht zu genießen sind; namentlich von den Weintrauben soll dies gelten; dagegen hat unsere Frucht den großen Vorzug, daß sie Stärkemehl enthält und, wie einige Aerzte behaupten wollen, Scropheln erzeugt. — Aber in der That, der Duft von Sauerbraten, der aus dem Parterre heraufdringt, ist

nicht zu verachten! Kann man mich des Diebſtahls oder Schmarotzens bezüchtigen, wenn ich die Thür öffne und den Duft bitte, näher zu treten? Er wird uns das Mahl würzen, mein Lilienſtengel, wird dazu beitragen, dieſe ſeltene Frucht etwas beſſer rutſchen zu machen."

Herr Güter war bei den letzten Worten aufgeſtanden und hatte ſich der Thür genähert. Er öffnete ſie jetzt, ſteckte ſeinen langen Oberkörper über die Treppe und athmete mit Begierde den Geruch ein, der ihm aus der Küche entgegenkam. „Wenn nur die Kartoffeln etwas von dieſem Duft hätten," murmelte er — „nur etwas Aehnlichkeit mit Sauerbraten oder Haſenpfeffer" — aber plötzlich zog er den Kopf zurück, eilte raſchen Schrittes in ſein Zimmer und ſagte: „Herr Lorenz iſt mit einer Dame auf der Vordiele!"

Ehe Bertha Zeit hatte, die Kartoffelſchalen zu entfernen und eine Serviette über die Kartoffelſchüſſel zu decken, hatte Herr Lorenz mit ſeiner Begleiterin die Treppe erſtiegen.

„Da, da ſteht er, meine theuerſte Thereſe," ſagte Herr Lorenz, „da ſteht Dein Vetter, und dort jenes wunderliebliche Kind iſt Deine Nichte

Bertha! Erlauben Sie, Herr Güter, und Sie, meine liebſte Nichte, daß ich Ihnen meine Gattin vorſtelle; die Schwägerin des Herrn Burk iſt ſeit einer Stunde meine Gattin!"

Die Schwägerin, denn unter dieſem Namen haben wir ſie einmal kennen lernen — reichte Herrn Güter die Hand und ſtieß einen halben Seufzer aus, eilte dann aber auf Bertha zu und drückte ſie mit innigſter Liebe ans Herz. „Ganz die Mutter, lieber Lorenz, ganz die Mutter, lieber Vetter! Ach, ſie liegt im Lande der Täuſchungen; aber ich will Deine Mutter ſein, mein Herzenskind! Es war die erſte Bitte meines Gatten, und ich danke ihm, daß er mich zu Dir geführt hat."

Bertha umſchlang den Hals ihrer Verwandten mit beiden Armen und barg ihr weinendes Geſicht an ihrer Bruſt. Herr Güter ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, ſtöhnte wie ein verwundeter Löwe, ſchlug die Hände zuſammen und verſuchte ſich die Finger abzudrehen, athmete tief, als wenn er ſeit einer Stunde keine Luft gehabt hätte, und beging verſchiedene andere Extravaganzen. Endlich blieb er vor Herrn Lorenz ſtehen und

ſchlug ihm mit beiden Händen auf die Schultern, als wenn er einen Pfahl in die Erde treiben wollte, blickte ihm ſtarr in die Augen und ſagte: „Das habe ich auf dem Blumenteppich Braſiliens nicht geglaubt! Es iſt nicht Alles eitel, und Sie ſind ein Kerl, Lorenz, ein Kerl, den ich erwürgen könnte, wenn ich ihn nicht ans Herz drücken müßte.“

„Laſſen Sie,“ ſtöhnte Herr Lorenz, — „laſſen Sie, ich bitte Sie —“

„Sie bitten mich? Warum? Sagen Sie, was Sie von mir wollen und verlangen! Wenn ich nur mit dem Augenliede zucke, ſo will ich verdammt ſein! Soll ich auf den Maſtbaum jenes Dampfers hinaufklettern und in den glühenden Schornſtein hineinſpringen? Soll ich die Finger zwiſchen die Thür quetſchen? Soll ich? Und da Herr Lorenz nicht antwortete, ſondern tief gerührt in das aufgeregte Geſicht Herrn Güters blickte, eilte er nach der Thür, um eine Probe ſeiner Dankbarkeit abzulegen.

„Halten Sie ein!“ rief Herr Lorenz und faßte ihn bei beiden Rockſchößen. „Was thun Sie?“

„Ich glaube, daß ein Comanche ſich nicht geniren würde, dieſe Procedur als eine Probe echten

Muthes anzuerkennen," erwiederte Güter. „Ich muß irgend etwas Extravagantes thun, denn wenn ich die da weinen ſehe, Herr Lorenz, weinen vor Freude, dann — dann könnte ich auf die Kniee ſinken und heulen, heulen, Herr Lorenz! Aber ich will mich faſſen. Aus Liebe zu ihr will ich ruhig ſein. Laſſen Sie mich los, Herr Lorenz! Ich will keine Comanchenſtreiche machen, ſondern wie ein zahmer Europäer Ihrer Frau Gemahlin die Hand küſſen. Das darf ich doch thun?"

„Mit Vergnügen!" ſagte Herr Lorenz, der froh war, Herrn Güter wieder ruhig zu ſehen.

„Darf ich Ihnen die Hand küſſen, Couſine? Darf ich Ihnen durch einen Handkuß ſagen, daß Sie ein Engel ſind? Ein Engel, der dieſen Engel und mich miſerablen Menſchen glücklich gemacht hat? Verſtehen Sie mich wohl, ehe ich Ihnen die Hand küſſe! Ich danke Ihnen nicht, weil Sie aller Wahrſcheinlichkeit nach unſern dermalen derangirten Finanzen aufhelfen werden, ſondern weil Sie, eine reiche Frau, zu einem armen Vetter gekommen, ihm die Hand geboten und ſein Kind Ihr Kind genannt haben! Wenn Sie uns auch keinen Silbergroſchen leihen, ſo danke ich

Ihnen doch, ſo ſind Sie doch ein Engel! Darf ich Ihnen jetzt die Hand küſſen?“

„Ich könnte Ja ſagen, lieber Vetter; ich könnte Ihnen das gewähren; aber ich will nicht. Kommen Sie in meine Arme, Vetter. Laſſen Sie mich den einen Arm um Ihren, den andern um Bertha's Nacken ſchlingen, und wenn Sie erlauben, daß mein Gatte uns Alle insgeſammt umarmt, dann will ich Ihre treue Freundin und Bertha's liebevolle Mutter ſein.“ —

Wir wollen die glückliche Gruppe verlaſſen und es dem Leſer anheimſtellen, ſich die Wonne auszumalen, mit welcher vier Menſchen, die bisher wenig ſelige Stunden genoſſen hatten, ſich dem neuen Bunde hingaben, der ſie Alle umſchlang.

Wir wollen ſie verlaſſen, um Herrn Burk aufzuſuchen; aber ehe wir uns bei dem ſtürmiſchen Wetter hinauswagen und die weite Reiſe nach Wien antreten, wollen wir ein Schreiben unſerer ſehr verehrten Freundin beantworten, welches ſie uns zuſtellte, nachdem ſie obiges Capitel geleſen.

„Es iſt mir nicht recht klar geworden,“ ſchreibt ſie, „was Sie mit obigem Capitel bezwecken. Effect hätten Sie meiner Meinung nach nur

dann, aber dann auch gewiß machen können, wenn Sie die Kartoffelcur fortgeſetzt und das Elend bis auf die äußerſte Spitze getrieben hätten. Glauben Sie nicht ſelbſt, daß es einen wohlthuenden Effect gemacht haben würde, wenn Bertha und ihr Vater die letzte Kartoffel mit einander getheilt und mit Thränen benetzt hätten? Dann, im letzten Stadium der Cur, durfte die Schwägerin erſcheinen, eher aber nicht! Daß Sie die Verheirathung des Herrn Lorenz mit der Schwägerin ſo übers Knie brechen, halte ich für gut. Sie haben natürlich, da ſie nicht aufgeboten wurden, eine Civilehe geſchloſſen; und da ich entſchieden gegen dieſe verderbliche Neuerung bin, und glaube, daß der heilige Act nicht feierlich genug begangen werden kann, ſage ich Ihnen meinen Dank für den Schleier, den Sie über die Trauung der beiden Eheleute geworfen. Sehr zart haben Sie gefühlt, indem Sie die Schwägerin eine Bonne engagiren laſſen; weil es das weibliche Gefühl verletzt haben würde, einem tête-à-tête eines angehenden Ehepaars in einem Gaſthauſe

beizuwohnen, das nicht unter dem ehrbaren Schutze einer Bonne gestanden hätte.

„Es kommt bei einem Werke nicht blos auf die Ausstattung, die Bogenzahl, das Papier, den Druck und den Einband, sondern auch auf den Inhalt an; ein Buch ist eine Waare, wie am Ende jeder andere Handelsartikel, und wenn auch der äußere Schein die Hauptsache bleibt und Annoncen in den Zeitungen das beste Mittel sind, um die Waare an den Mann zu bringen, so darf der Inhalt doch nicht ganz gegen die Regeln des guten Geschmacks verstoßen. Eine Wassersuppe mit etwas gebranntem Mehle und reichlich Gewürz kann auch schmackhaft sein.

Ihre aufrichtig ergebene Freundin
Agathe von Relkendorf."

„Sehr geehrtes Fräulein!

Ich habe Ihre Zeilen nicht lesen können, ohne Ihnen im Geiste herzlich zu danken! Noch nie war mir die Bestimmung eines Schriftstellers klar und deutlich gewesen; jetzt weiß ich, welche Pflichten ihm obliegen. Er soll sich hinsetzen und denken: „Was liest das Publikum gern?" und

wenn er Bildung genug hat, um den Geſchmack der Herren und Damen zu würdigen, ſo ſchreibt er eine Liebesgeſchichte mit einigen falſchen Zeugen, etwas Meineid, mehreren gebrochenen Herzen und einem tugendhaften Fürſten, der Nacht und Tag für das körperliche und geiſtige Wohl ſeiner Unterthanen beſorgt iſt. In dem Schlußcapitel muß das Brautkleid, der Thränenſtrom, die Erbſchaft, der Landesorden und die Adelsverleihung beſchrieben werden. Denn mit der Hochzeit hat das Leben der Brautleute ſeinen Reiz verloren, und wie Schiller ſagt: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der ſchöne Wahn entzwei!“

Ihre Worte haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich verſpreche Ihnen, mich von jetzt an als Fabrikanten zu betrachten, der ſeine Producte der neueſten Mode anpaſſen wird. Sollte es aber wieder Mode werden, decolettirt zu gehen — darf ich dann? Oder muß ich mit Blindheit geſchlagen ſein, und nichts ſehen als das Kleid?

Sie ſagen ja ſelbſt, daß der Inhalt *auch* mit in Betracht gezogen werden muß, und daß der Einband allein nicht entſcheidet. Gilt dies nur von Büchern? oder darf ich es auch auf das

weibliche Geſchlecht anwenden? Daß ich Bertha nicht länger im Elend ſitzen ließ, iſt ein grober Verſtoß; ich fühle das deutlich! Aber, meine Gnädigſte, haben Sie jemals Noth gelitten? Wiſſen Sie, was es heißt, ſich auf den Hungertod vorzubereiten? Wüßten Sie es, ſo würden Sie mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß die Angſt vor dem Tode ſchrecklicher iſt, als der Tod ſelbſt.

Für die anerkennenden Worte in Ihrem geehrten Schreiben ſage ich Ihnen meinen herzlichſten Dank; den vierten Band der zweiundvierzigſten Auflage von Caſanova's Werken werde ich Ihnen morgen zuſtellen.

Mit unbegrenzter Verehrung Ihr
hochachtungsvoll ergebener

A. B."

Dedication und Nachrede zum erſten Bande.

„Willſt Du Dir einen guten Stil angewöhnen," ſagt Börne, „ſo denke Dir, während Du ſchreibſt, daß Du Deine Worte an eine Dame richteſt." Ich habe ſeinen Wink befolgt und während des Schreibens vorliegender Blätter fortwährend an Dich gedacht, liebe Clotilde. Ich weiß, daß Du mit mir gelacht und geweint, weiß, daß Du den Finger drohend erhoben und mir einen Kuß auf die Stirn gedrückt haſt, und ich weiß, daß mir der Kuß wie ein Lorbeerkranz ſitzen geblieben und ins Fleiſch gewachſen iſt. Warum ich aber gerade an Dich gedacht habe? — Ich darf es ja nicht ſagen! Laß mich daher ſchweigen und zu meiner Nachrede übergehen.

Mein Freund Meier fragte mich neulich, als

er in meinem Manuſcript geblättert, ob ich den und den und den, und die und die und die gemeint und zum Gegenſtande meiner Satire gewählt habe. Ich erklärte ihm, daß ich Niemanden gemeint, ſondern von Herrn Lorenz engagirt worden ſei, die wahren Begebenheiten, Reden, Träume und Gedanken der Familie Burk zu ſchildern und niederzuſchreiben. Nachdem der gerichtliche Contract unterzeichnet war, händigte mir Herr Lorenz ſeine geſammelten Notizen ein, die ich, ſo weit es mir möglich war, zuſammengeſtellt habe.

Sollte mir daher der oder der oder der einen Injurienproceß anhängen wollen, ſollten ſchwachköpfige Menſchen auf den oder den oder den mit Fingern zeigen und behaupten wollen, daß er der Herr Burk ſei u. ſ. w., ſo will ich hiermit vor ganz Europa erklärt haben, daß ich von alle dem, was oben über Herrn Burk geſagt worden iſt und in Zukunft geſagt werden wird, kein Wort glaube. Ich bin vielmehr der feſten Ueberzeugung, daß Herr Burk ein guter Patriot iſt, zum Nationalverein gehört und für die deutſche Flotte Beiträge ſammelt. Eben ſo wenig, wie ich an dem Patriotismus aller Burks zweifle, glaube

ich an die Putzmacherrechnungen der liebenswürdigen Auguſte. Ich halte mit einem Worte die Welt für zu vernünftig, als daß es Perſonen wie Bertha, Güter, die Schwägerin und Salomon Hirſch geben könne. Wenigſtens ſind mir ſolche Leute nie begegnet und was ich von den Hamburgern und anderen Großſtädtern geſehen habe, hat mich mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die deutſche Einigkeit noch gute Wege —

Aber ich werde zum Eſſen gerufen. Ich wünſche der großen Familie Burk geſegnete Mahlzeit!

In der Verlagshandlung von **Carl Rümpler** in Hannover ſind ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hüben und Drüben.

Loſe Blätter aus einem Menſchenleben.

Von

Graf Adelbert Vandiſſin.

Octav. Elegant geheftet. 1⅔ Thlr.

Erzählungen und Skizzen

von

Graf Adelbert Vandiſſin.

2 Bände. Octav. Eleg. geh. 2⅔ Thlr.

Chriſtian VII. und ſein Hof.

Hiſtoriſcher Roman

in drei Abtheilungen oder ſechs Bänden.

Von

Graf Adelbert Vandiſſin.

Erſte Abtheilung: Caroline Mathilde.

2 Bände. Octav. Elegant geheftet. 2⅔ Thlr.

Schleswig-Holſteiniſche Soldatengeſchichten.

Von

Graf Adelbert Vandiſſin.

Octav. Elegant geheftet. 10 Ngr.

Geſchichte des Schleswig-Holſteiniſchen Kriegs.

Von

Graf Adelbert Vandiſſin.

Groß Octav. Elegant geheftet. 3 Thlr.

Carl Scharnhorſt.

Abenteuer eines deutſchen Knaben in Amerika.

Von

Armand.

Mit ſechs Bildern in Farbendruck von A. Hengſt.

Octav. Elegant in Leinen gebunden. 1⅔ Thlr.

An der Indianergrenze.

Von

Armand.

4 Bände. Octav. Geheftet. 6 Thlr.

Sclaverei in Amerika
oder
Schwarzes Blut.
Von Armand.
3 Bände. Octav. Geheftet. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ralph Norwood.
Von
Armand.
5 Bände. Octav. Geheftet. 8 Thlr.

Gesammelte Erzählungen und Novellen
von Levin Schücking.
4 Bände. Octav. Geheftet. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine Actiengesellschaft.
Roman
von Levin Schücking.
3 Bände. Octav. Geheftet. 3 Thlr.

Annette von Droste.
Ein Lebensbild von Levin Schücking.
Octav. Geheftet. 20 Ngr.

Die Geschwornen und ihr Richter.
Roman
von Levin Schücking.
3 Bände. Octav. Geheftet. 4½ Thlr.

Novellen
von Golo Raimund.
Wohlfeile Ausgabe in vier Bänden.
Octav. Geheftet. 2 Thlr.

Ein hartes Herz.
Novelle
von Golo Raimund.
2 Bände. Octav. Geheftet. 2 Thlr.

Durch zwei Menschenalter.
Roman
von Golo Raimund.
3 Bände. Octav. Geheftet. 3 Thlr.

Die Familie Burk.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin.

Die Familie Burk,

ihre

Thaten, Träume und Gedanken.

Aufgezeichnet

von

Graf Adelbert Baudissin.

Zweiter Band.

Mit Portraits in Holzstich.

H 1013, 355

Hannover.
Carl Rümpler.
1863.

Kgl Univ Bibl
Berlin

Druck von August Grimpe in Hannover.

Zehntes Capitel.

Die einzelnen Acte eines Drama's kann man mit den einzelnen Bänden eines Romans vergleichen.

Iſt ein Act im Drama überſtanden, ſo dehnt ſich der Zuhörer, ſchöpft einmal friſche Luft, beſinnt ſich, ob er nach Hauſe gehen ſoll oder nicht — und wenn er gerade eine hübſche Nachbarin hat, oder wenn es Sonnabend iſt und die Kinder werden gewaſchen, oder die Frau hat „Viſite," oder es ſind anderweitige Gründe vorhanden, die ihn veranlaſſen, den nächſten Act auszuhalten, ſo benutzt er die Pauſe, um ſich zu reſtauriren und friſche Kräfte zu ſammeln. Aehnliche Vorgänge kann man bei dem Leſen eines Romans in der Pauſe zwiſchen zwei Bänden beobachten. Im

Theater bieten ſich nun tauſend verſchiedene Gelegenheiten dar, ſich zu erfriſchen. Man kann aufſtehen, über die Schienbeine ſeiner Nachbarn wegſteigen, die Nachbarinnen und deren Krinolinen in Verzweiflung bringen, mit den Damen in den Logen teleſkopiſche Rendezvous halten oder ſich vom Kuchenverkäufer eine Magenſtärkung geben laſſen. Alles dies geht aber nicht, wenn man die Pauſe benutzen muß, um den nächſten Band des Romans aus der Leihbibliothek zu holen. Denn ganz abgeſehen davon, daß er wahrſcheinlich nicht zu haben iſt, ſondern erſt in drei Wochen die Runde durch den Leſezirkel gemacht haben wird, giebt es nicht leicht etwas Verdrießlicheres, als an einem ſtürmiſchen November-Abend plötzlich ohne Lectüre zu ſein. Man hat einheizen laſſen, eine Taſſe Thee ſteht neben der friſch gefüllten Studirlampe, die Pfeifen ſind geſtopft, drei Cigarren ſind vorräthig, ſo ſpät des Abends kommen Schuſter und Schneider nicht mit ihren Rechnungen, draußen gießt eine Sündfluth vom Himmel herunter — was kann man da Vernünftigeres thun, als ſich der Länge nach auf das Sopha ſtrecken und leſen?

Da liegt ein Buch aus der Leihbibliothek, der

erſte Band eines Romans; ſagen wir: der erſte Band dieſes unſterblichen Werkes. Der beneidenswerthe Philoſoph legt ſich aufs Kanapee, fängt an zu leſen und ehe er ſich es verſieht, hat er den Band durchgeblättert. Aber was nun? Wir fragen, was nun? Abends neun Uhr? Bei Sturm und Regen?

Ins Bett gehen? Um neun Uhr? Nicht möglich! Aufbleiben? Ganz allein in der leeren Stube die Silhouetten an der Wand anſtarren und nachdenken über die Vergangenheit, den Gebrauch, den man von den ſchönſten Mannesjahren gemacht hat? Pläne ſchmieden oder gar Rechnungen addiren, die einſt ein Gott bezahlen wird? —

Schrecklich! Die Pauſe zwiſchen dem erſten und zweiten Bande eines Romans iſt fürchterlich — kann es wenigſtens ſein.

Wir haben bisher nur männliche Zuhörer und Leſer ſupponirt, ohne zu bedenken, daß die weiblichen ganz anders afficirt werden, wenn der Vorhang fällt oder der Band zu Ende iſt. Das empfindſamere und poetiſchere Gemüth der Frauen betrachtet eine Pauſe wie einen althergebrachten

Usus, der eigentlich nur aus Rücksicht gegen den Vorhang beibehalten wird, damit diesem die Gelegenheit nicht genommen werde, sich vor dem Publikum zu produciren. Die Frauen sind von den letzten Scenen des ersten Actes so ergriffen, daß sie in und mit ihnen fortleben, bis die ersten Scenen des zweiten Actes sie wieder aufs Neue fesseln und in Anspruch nehmen; sie üben ein nervös-sentimentales Nachempfinden, eine Art von Seelenkritik und moralischen Applaudirens, während die Musikanten des Orchesters ihre Empfindungen accompagniren. Frauen können fünf Acte ansehen, ohne einer einzigen Pause zu bedürfen; Frauen können stundenlange Pausen aushalten und würden gar nicht wissen, warum die Gallerie trommelt, wenn der herabgelassene Vorhang sie nicht daran erinnerte, daß eben eine Pause eingetreten sei.

Wie es ihnen im Theater geht, so geht es ihnen zu Hause beim Lesen eines Romans (wir sprechen immer nur von der Familie Burk, Madame). Ist der erste Band durchgelesen und giebt es keine Möglichkeit, den zweiten herbeizuschaffen, so finden sie im Strickstrumpf, einer

Häkelarbeit oder sonstigen weiblichen Beschäftigung einen elektro-magnetischen Drath, dem sie ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen, und da dieser Drath gewöhnlich in zwei Aeste ausläuft, deren einer das Herz des Gatten, deren anderer den Kopf der Köchin zum Endpunkt hat, so dürfte es dem Gatten und der Köchin, bei einigem Studium des Elektromagnetismus, leicht werden zu errathen, was die Dame des Hauses eben gelesen hat. Leute, die mit der Familie Burk nicht bekannt sind, schütteln lächelnd den Kopf; aber wir fragen, ob es im ganzen heiligen römischen Reiche eine Burk giebt, die Werthers Leiden lesen und daneben-an den Braten in der Küche oder an die Strümpfe des Gatten denken kann? Ja, wir fragen, ob eine Burk schnell oder langsam strickt, wenn sie Auerbachs Dorfgeschichten liest? Es ist dies eine Preisfrage für wissenschaftliche Erforscher der Seele, die wir aber selbst beantworten wollen, indem wir behaupten, daß eine Burk diese naturgetreuen Schilderungen schwarzwälder Ideale gar nicht liest. Eine Burk liest die Gartenlaube. Je mehr abgerissene Stücke mit dem Refrain „Fortsetzung folgt“ in einer Nummer

enthalten sind, desto lieber ist es ihr. Sie kann „eine Speculation aus dem amerikanischen Südwesten“ von Otto Ruppius lesen und sich in Sätze wie: „Nach kaum einer halben Minute neubelebten Ausstreichens des Schwimmenden wurden die Töne, die aus der Luft zu kommen schienen, in voller Deutlichkeit hörbar, und bald faßte Bob einen in das Wasser niederhängenden Zweig, während ein dunkeler Schein in dem Nebel dicht emporgeschossenes Gebüsch andeutete“ — vertiefen und träumerisch eine Masche nach der anderen aufnehmen. Und ist sie endlich mit dem amerikanischen Südwesten und Otto Ruppius bis zur Fortsetzung gekommen, so verirrt sie sich in „preußische Luftschlösser,“ macht einen Besuch beim „verlassenen Bruderstamm,“ steigt in die „Graubündener Hochalpen,“ vertieft sich in „Leipziger Erinnerungen,“ studirt den „politischen Werth des Dannevirke,“ löst das „Neujahrs-Orakel,“ schüttelt bei der „Chronik des deutschen Bundestages“ den Kopf, überschlägt „Phi-

loſoph und Politiker," runzelt die Stirn bei „Eine Frucht der polniſchen Adels- und Prieſterwühlereien," ſetzt ſich ſteif und gerade bei „Kaiſerlich-Königlich," begeiſtert ſich für den „Bürgermeiſter von Schwerin," ſeufzt bei „einer Berufung an Schleswig" und lächelt endlich über „einen intereſſanten Schwerenöther." Hat ſie das Alles geleſen — und eine Burk lieſt das Alles — ſo iſt ſie geladen, wie eine elektro-magnetiſche Batterie. Der Miſſiſſippi und die Schlei, Ruppius und Auerbach, das Dannevirke und der Bundestag — alle dieſe poſitiven und negativen Kräfte wirken zuſammen, der Telegraph fängt an zu arbeiten, die Köchin kann nichts recht machen, der Mann ballt die Fäuſte, aber vergebens — und ruhig und conſequent ſieht ſie dem nächſten Sonnabend entgegen, wo ein neues Quantum negativer und poſitiver Kräfte in ihren Condenſator hineingepackt werden. Fragt man ſie aber zu Ende des Jahres, was ſie eigentlich geleſen hat, wen ſie höher ſtellt, Ruppius oder Goethe, Auerbach oder Schiller, ſo antwortet ſie: „Gott, man lieſt ſo viel — ich finde Alles ſehr hübſch."

„Auch die Familie Burk?“

„Die kenne ich nicht.“

„Bedaure! Darf ich Ihnen daraus vorlesen? Es fängt gerade ein neues Capitel an. — Das eben beendete Capitel ist frei aus dem Hebräischen übersetzt.“

Eilftes Capitel.

„Thür zu!“ ruft der unſterbliche Lorenz Sterne mitten in ſeiner Erzählung, die er nach jahrelangem Kampfe mit ſeinen Nachbarn, nach unzähligen Fiſch- und Jagdpartieen und allen möglichen und unmöglichen Erlebniſſen eines engliſchen Vikars — unter dem Namen Triſtram Shandy herausgab. Auch wir möchten uns in dieſem Augenblick, wo wir uns hinſetzen, um Herrn Burk in Wien aufzuſuchen, erkühnen, denſelben Ruf durchs Haus erſchallen zu laſſen; denn es weht und ſchneit, Weihnachten iſt vor der Thür, Putzmacherinnen kommen und gehen, die Kinder jubeln über die Tannenbäume, die vorbeigefahren werden, die Thüren ſchlagen, die Oefen rauchen, der Wind treibt den Schnee durch die Fenſter-

ritzen und unſer Liebling, ein alter zahmer Häuſ-ling, der auf dem Rande des Tintenfaſſes ſitzt und uns luſtige Lieder vorpfeift, während draußen der Nordoſt ſein tolles Spiel treibt, ſträubt die Federn und ſperrt ächzend den Schnabel auf. Es iſt ein eigener Burſche, der alte Häuſling! Schrei-ben wir von Lorenz und Bertha, ſo hüpft er freudig hin und her und geht der Feder aus dem Wege, wenn ſie ins Tintenfaß will; handelt es ſich aber um Herrn Burk, ſo beißt er um ſich, wenn wir unſere Feder mit neuer Flüſſigkeit füllen wollen. Da er ſelbſt ein Lebemann iſt und den Kanarienſamen mit großer Vorliebe aufſucht, den Rübſamen dagegen verächtlich umherſtreut, ſollte er ſich unheimlich fühlen, wenn von Bertha die Rede iſt und ein Jubellied anſtimmen, wenn wir von Herrn Burk erzählen! Denn Herr Burk wohnt im goldenen Lamm in der Leopoldſtadt, Herr Burk hat funfzigtauſend verroſtete Gewehre mit Bajonetten gekauft, Herr Burk hat eine halbe Million Mark Banco verdient und Herr Burk giebt heute ein Diner, bei dem es hoch hergeht. Er ſitzt oben an der Tafel und iſt von reichen Kaufleuten, ungariſchen Edelleuten, Chriſten und

Juden umgeben, die Champagnerſtöpſel knallen, Kellner laufen mit den feinſten Leckerbiſſen ab und zu, Trüffeln und Gänſeleberpaſtete, Faſanen und Vogelneſter, Auſtern und Ortolane, was gut und theuer iſt, wird aufgetragen, und wenn der Appetit geſättigt iſt, tönt eine kriegeriſche Muſik aus dem Nebengemach, Ballettänzerinnen treten auf und entzücken das Kennerauge; — es iſt ein Jubel und eine Wonne in dem großen Eßſaale, daß uns angſt und bange wird, wenn wir Herrn Burk anblicken, der hochroth von Wein und Luſt und Freude auf den Stuhl ſpringt und einen Toaſt ausbringt, der von den Anweſenden mit donnerndem Applaus aufgenommen wird.

„Geehrte Gäſte, Grafen, Barone und Millionaire," ſagt Herr Burk, „ich erlaube mir, Ihr Wohl zu trinken! Meine Herren! In der Republik Hamburg bin ich Republikaner geweſen, in der Kaiſerſtadt Wien bin ich kaiſerlich geworden! Die Augen ſind mir aufgegangen! Ich habe das Ballet und die Equipagen geſehen, habe Sr. Majeſtät meine Aufwartung gemacht, mit Fürſten und Miniſtern unterhandelt und bin mir bewußt worden, daß es etwas Höheres giebt, als Ge-

ſchäfte zu machen. Ich reſpectire den Geſchäftsſtand, aber ich reſpectire auch das Leben der Cavaliere, den Hofton, das Vergnügen, das Ballet und die kaiſerlichen Stallungen! Meine Herren! Ich werde mein Geſchäft aufgeben und als Privatmann leben. Meine Mittel erlauben es mir. Für wen ſoll ich auch ſorgen? Ich habe zwei Töchter und ſonſt keine Verwandte! Drücke ich einſt die Augen zu, ſo werden meine Töchter zu leben haben! Meine Herren! Allen Reſpect vor dem Geſchäfte, aber auch allen Reſpect vor dem da!"

Bei dieſen Worten deutete Herr Burk auf ſeine linke Bruſt, wo ein nagelneuer Orden thronte, der Leopoldsorden mit obligatem Baronstitel! Herr Burk hieß „Baron von Burk," Herr Burk war Baron und Ordensritter geworden, Herr Burk gab Geſellſchaften und verkündete laut, daß er dem Geſchäfte entſagen wolle!

Dies Alles hatte ſeinen natürlichen Grund. Salomon Hirſch gebührt das Verdienſt, das erſte Samenkorn in den mit Eitelkeit gedüngten Acker haben fallen zu laſſen; die Ehrfurcht, mit welcher Wiener Speculanten die Geldrollen Herrn Burks

betrachteten, und der löbliche Brauch der Kaiſerſtadt, jeden anſtändig gekleideten Menſchen Herr von ... zu nennen, waren der Sonnenſchein geweſen, der das Samenkorn treiben machte; das glücklich beendete Geſchäft, der reine Gewinn einer halben Million, die Audienz bei Hofe und die Unterredungen mit Fürſten und Miniſtern waren der Wind, der die junge Pflanze in ihrem Wachsthum kräftigte, und einige Flaſchen Champagner endlich hatten dem Unkraut neue Nahrung gegeben. Wer aber ein eitles Herz, einen ſchwachen Kopf und einen Beutel voll Geld hat; wer in ſeinem funfzigſten Lebensjahre zum erſtenmale ins Ballet geht und, von Schmarotzern umgeben, den trügeriſchen Glanz der Hofburg kennen lernt; wer mit einem Worte ſeinen Schwager vor die Thür werfen und ſeine Nichte hungern laſſen kann, während ihm eine Million Mark Banco in der eiſernen Truhe liegen, der iſt zu Allem fähig, kann ſich alſo auch einen Orden kaufen und ſich baroniſiren laſſen. Man braucht nicht eine Laterne anzuzünden, wie Ehren Diogenes, um ſolche Leute auf jedem Straßenpflaſter aufzugreifen.

Es war unglaublich, welche Veränderung mit

Herrn Burk vorging, sobald er dreißigtausend Gulden für Orden und Titel ausbezahlt hatte. Schon bei der Liquidation benahm er sich abenteuerlich; anstatt 25 Procent für seine schönen Doppellouisd'or zu berechnen, verzichtete er auf das Agio und sagte: „Als österreichischer Baron ist es meine Pflicht, den Credit des Staats zu stützen! Ich zahle den Gulden voll aus, und damit Basta! und als ihm der Cassirer einwandte, daß er sich mit siebentausend Gulden im Lichte stände, rümpfte er die Nase und sagte: „Was sind siebentausend Gulden! Pah!"

Nach der Liquidation ließ er sich mit dem Orden auf der Brust daguerreotypiren, photographiren, ambrotypiren und lithographiren; nur schmerzte es ihn, während zweier dieser Procedueren den Orden in das rechte Knopfloch stecken zu müssen, und nur weil ein Cavalier Alles wissen muß und sich zu hüten hat, daß er sich nicht blamirt, erfüllte er die Wünsche des Künstlers mit einem verlegenen „Ach so! Ja ganz richtig!" Erhielt er nachher die Bilder und fand er den Orden auf der rechten Stelle, so sagte er: „Das

wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn wir vergessen hätten, ihn umzustecken."

„Dergleichen kann doch nur einem ausgemachten Schöpse begegnen," antwortete der Künstler und erhielt fünf Louisd'or mehr, damit er sich nur schnell entfernen und keine weiteren Anspielungen machen möge.

Nach dem Photographiren ging Herr Burk zum Adelsmarschall und ließ sich sein Wappen geben. Aus Vorliebe für seinen Guanovogel hatte er gebeten, man möge ihm einen Schwan mit goldenem Halsbande malen, unter dem Vogel sollte „multum", ebenfalls in goldenen Buchstaben stehen; als Wappenhalter endlich hatte er ein paar Jungfrauen gewünscht, die statt des Schwertes eine Feder in der Hand hielten. Weil aber die eine Jungfrau unverkennbare Aehnlichkeit mit seiner Schwägerin hatte, änderte er seinen Plan, und ließ den rechten Wappenhalter eine Kanone, den linken ein Gewehr mit Bajonnet sein. Das Wappen bekam dadurch einen kriegerischen, ritterlichen Anstrich und schmeckte nicht so verdammt bürgerlich!"

Als dies in Ordnung gebracht war, ließ Herr

Burk ſich einen Siegelring aus maſſivem Golde machen. Wäre es Mode geweſen, einen Armring oder ein Halsband mit dem Wappen darauf zu tragen, ſo würde Herr Burk ſich einen zolldicken Ring beſtellt haben. Nach dem Siegelring kamen die Couverts und Briefbogen an die Reihe; ihnen folgten Hemden, Strümpfe und Taſchentücher — Alles, was ihm gehörte, wurde mit dem Namenszug, der Baronenkrone oder dem Wappen derer von Burk geſtempelt oder gezeichnet. Der Guanovogel lächelte ihm entgegen, wenn er ſein Taſchentuch gebrauchte; der Guanovogel ſaß auf dem Kopfkiſſen und hörte verwundert zu, wenn der Herr Baron ſich im Traume mit Fürſten und Miniſtern „Du" nannte, der Guanovogel ſtand mit ſeinem Wahlſpruch multum (welches „viel" heißt, Madame —) im Suppenteller und auf der Theetaſſe, auf der Gabel und dem Eßlöffel und nickte ſeinem Herrn und Verehrer bei jedem Biſſen ein „Wohl bekomm's" zu.

Es ſchwindelte dem ehrlichen Herrn Burk — denn ehrlich war er, wie die meiſten Geſchäftsleute, die den höchſten Ehrgeiz darin ſuchen, im Geſchäft reell zu ſein — wenn er des Morgens

ſein weiches Lager verließ und überall Zeichen ſeiner neuen Würde begegnete. An ſechs verſchiedenen Stellen hing ſein Portrait; auf dem Schreibtiſch, bewacht von zwei damascirten Piſtolen, lag der Leopoldsorden; daneben, unter Glas und Rahmen, ruhte der Guanovogel; ein Packet Viſitenkarten mit dem Namen „Monsieur le Baron Frédéric Guillaume de Burk“ lächelte aus einem hübſchen Carton hervor, und ein Dutzend Couverts mit derſelben Aufſchrift lagen auf einem ſilbernen Präſentirteller und warteten, bis es dem Herrn Baron genehm ſein werde, ſie zu erbrechen.

Herr Burk war wie von der Tarantel geſtochen. Es fiel ihm gar nicht ein, an ſeine Vergangenheit, ſein Geſchäft in Hamburg, ſeine Töchter und die Schwägerin zu denken; ſein ganzes Sinnen und Trachten war vielmehr darauf gerichtet, ſich den rechten Ton, das rechte savoir vivre anzueignen und den Wiener Freunden zu zeigen, daß er ſich nicht „lumpen“ laſſe, das heißt, daß es ihm auf tauſend Louisd'or mehr oder weniger nicht ankäme.

„Man muß ſich Reſpect verſchaffen,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „und den Leuten zeigen, daß man

Geld hat. Aber man muß auch die Augen aufhaben und ſehen, wie es die alten Cavaliere treiben, damit man ſich nicht blamirt! Da iſt der Fürſt Einepinſel! Hat der Menſch eine Maſſe Bücher! Drei Stuben voll! Und mich ſoll gleich ein Gewitter, wenn er je in ſeinem Leben eins geleſen hat. Aber macht nichts; ſieht nobel aus! Ich werde mir auch eine Bibliothek anſchaffen! Da iſt der Graf von Knauffenburg! Meine Zeit! Alle Stuben voll Bilder und Gypsfiguren, und der Plunder iſt Fideicommiß und darf nicht verauctionirt werden. Aber es ſieht vornehm aus! Werde mir Bilder kaufen! Und nun erſt die Manier, mit welcher der Knauffenburg ſich vor ſo ein Bild hinſtellen und Einem die Perſpective erklären kann! Er ſpreizt die Beine auseinander, lehnt den Kopf zurück, guckt durch die hohle Hand und wiegt ſich in den Hüften, daß es ein Plaiſir iſt, ihm zuzuſehen! Die nobelſte Paſſion hat noch der Teufelskerl, der Baron von Wupdikutz! Iſt ein raſender Kerl! Fährt den ganzen Tag ſpazieren und beſucht Abends die Tänzerinnen! Muß ein koloſſales Vermögen haben! Iſt überhaupt ein angenehmer

Mann, hat etwas Gewinnendes! Wer weiß, was noch werden kann! Wenn er Wort hält und mich nach Hamburg begleitet, Auguſte iſt ein nettes Geſichtchen! — Wäre das ein Leben in Hamburg, wenn das Haus Burk einen Baron zum Schwiegerſohn bekäme! Es iſt freilich Schade, daß er nicht Officier iſt und in zweierlei Tuch auf die Wache ziehen kann — aber für Geld iſt ja Alles zu haben! Ich kriege ihn dazu, ſich einen Generalstitel zu kaufen, und wäre es auch nur von der Hamburger Bürgerwehr! General bleibt General und Uniform bleibt Uniform!

„Ich muß mir nur das savoir vivre ein bischen einüben," fuhr Herr Burk fort, indem er ſich vor einen großen Spiegel ſtellte und ſich ein vornehmes Weſen zu geben bemühte. „Vor allen Dingen alſo langſam gehen, patzig und wenn möglich grob ausſehen. Letzteres wäre nicht ſchwer. Dann den Bauch vorgeſtreckt, die Hand in der Taſche, eine Cigarre im Mundwinkel und ein Glas in den Augenwinkel geklemmt. Iſt eine verfluchte Mode, das Ding fällt immer wieder herunter! Na, ſo ſitz' doch! Aber wie iſt es mit dem Barte! Der Börſenmann trägt hal-

ben Backenbart, keinen Henry quatre und keinen Schnurrbart. Ich werde mir einen Henry ſtehen laſſen! — Jetzt noch das Grüßen. Bekannte werden, wie Wupdikutz ſagt, mit einem flotten „bon jour!“ begrüßt, hochgeſtellte Perſonen mit halb militairiſcher und halb civiler Haltung, Bürger mit einem „Ah, wie geht's?“ und Schuſter und Schneider mit einem gleichgültigen „servus.“

„Werde mir das Alles beſſer einüben müſſen; denn nichts iſt unangenehmer, als wenn man Anſtoß giebt. Alles in der Welt; nur keinen Anſtoß! Weder nach Oben noch nach Unten — nur immer die goldene Mittelſtraße gehalten, bis man unter ſich iſt! Dann kann man thun, was man will!“

Ob Herr Burk trotz ſeines eifrigen Beſtrebens dahin gekommen wäre, ſich die nöthigen adligen Formen und Eigenſchaften zu erwerben, wenn ihm nicht in der Perſon des Barons Wupdikutz ein Freund und Mentor erſtanden wäre, der als vollendeter Cavalier mit den Myſterien ſeiner Kaſte genau bekannt war und eine eigenthümlich leichte Manier hatte, ſeinem Schüler

Unterricht zu geben, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Was Herrn Burk ohne den Baron Wupdikutz vielleicht nie gelungen wäre, das gelang ihm mit und durch den Baron in unglaublich kurzer Zeit. Es waren keine acht Tage verſtrichen, als ſchon Herr Burk vor jedem hübſchen Pferde ſtehen blieb und entweder das Maul öffnete, um die Zähne zu beſehen, oder die Kothgelenke, Feſſeln, Kruppe und andere beſonders ſchöne Partieen zu bewundern; es waren keine acht Tage verſtrichen, als Herr Burk bereits ein halb Dutzend Tänzerinnen kannte, mit einem Operngucker umzugehen wußte, einen „manierlichen“ Gang angenommen hatte und herablaſſend zu grüßen verſtand. Wer Herrn Burk über die Straßen von Wien gehen ſah, konnte nicht umhin zu denken, daß er eine alte Stütze des Thrones, ein eingefleiſchter Ariſtokrat ſei, und es paſſirte ihm zweimal, als er das Gold mit vollen Händen ausgab, daß man ihn für den bekannten Inhaber des Erlöſerordens, Melchior Habakuk Rothſchild hielt.

Da er es aber für nobel hielt, ſeinen Haß gegen die Juden auszuſprechen, hatte er geant-

wortet: „Ich bin kein Jude!“ war aber vom Baron Wupdikutz heftig auf den Fuß getreten und zur Ruhe verwiesen worden. Als sie allein waren, sagte der Baron: „Sie müssen sich in Acht nehmen, nicht über Rothschild zu schimpfen, mein lieber Baron Burk.“

„Ich kann aber die Juden nicht ausstehen.“

„Macht nichts! Man schimpft nur über Schacher-, Buckel-, Band-, Preß- und Pferdejuden. Ueber hübsche Judenmädchen und reiche Judenbarone schimpft man nicht; oder höchstens dann, wenn man einen Korb von ihnen bekommen hat und Beide sich weigerten, uns ihrer Güter Höchstes anzuvertrauen!“

„Das haben Sie so verflucht gut weg,“ antwortete Herr Burk, „so durch die Blume zu sprechen. Das fehlt mir noch so, mein lieber Baron Wupdikutz! Der Güter Höchstes! Ich weiß recht gut, was Sie darunter verstehen — Sie sind eigentlich ein unbezahlbarer Mensch, mein lieber Baron!“

„Unbezahlbar? Je nun! Wie man es nehmen will. Meine Schulden sind unbezahlbar — ich aber? Nicht daß ich wüßte!“

„Schulden? Haben Sie Schulden?“

Der Baron ſchlug ſich mit der Reitgerte auf den blankgeputzten Reitſtiefel, lachte unmäßig und ſagte: „Ja, wovon ſollte ich denn wohl leben, wenn ich keine Schulden hätte? Was glauben Sie wohl, wie viel mir mein Leben jährlich koſtet? Vierzigtauſend Gulden, wenn nicht mehr!“ Der Baron warf einer Griſette einen zärtlichen Kuß zu und fragte Herrn Burk, ob er wünſche, die junge Dame kennen zu lernen.

Herr Burk blies die Backen auf, bohrte ſeine Hände in die Weſtentaſche, ſpreizte die Beine und ſagte: „Erklären Sie mir die Möglichkeit, von Schulden zu leben! Wenn ein Geſchäftsmann Schulden hat, ſo eröffnet er Concurs — bei Euch Cavalieren ſcheint das anders zu ſein. Bitte, erklären Sie mir das!“

„Nichts einfacher,“ erwiderte der Baron. „Ich beſitze in Polen mehrere Güter, die unter Adminiſtration ſtehen. Die Einnahme beträgt circa dreißigtauſend Gulden; davon werden achtundzwanzigtauſend zur Abtragung meiner Schulden verwendet, zweitauſend zahlt man mir, um ſtandesgemäß leben zu können. Weil ich aber

conſervativ bin, wie jeder Adlige, und das Alte aufrecht zu erhalten ſuche; ſogar einen Anflug von Reaction habe, hüte ich mich wohl, durch ſogenannte Sparſamkeit oder Aufſtellung eines Budgets meine Finanzen zu rangiren, lebe im Gegentheil darauf los und habe im ſchlimmſten Fall immer zweitauſend Gulden, freie Wohnung auf meinen Gütern, Jagd und einige hundert Bauern, die ich zwiebeln kann; wäre alſo ein completer Narr, wenn ich mein Leben nicht genießen wollte."

„Aber die neuen Schulden, die Sie machen?"

„Werden alle den Adminiſtratoren zugeſchickt! Die Bauern müſſen höhere Abgaben zahlen, der Werth des Beſitzes ſteigt — kurzum, wie im Kleinen, ſo im Großen."

„Schon wieder ſo eine verflucht feine Wendung," ſagte Herr Burk; — „das müſſen Sie mir beibringen, lieber Baron! Ich mag nichts lieber, als einen kleinen Hieb über die Schnur. Alſo in Polen liegen Ihre Güter. Sie ſind alſo eigentlich kein Deutſcher, ſondern ein polniſcher Edelmann!"

„Ich, ein Deutſcher? Ich bitte Sie, Baron,

thun Sie mir den einzigen Gefallen! Nein, Gott sei es gedankt! Ich bin kein Deutscher."

„So! So! Mögen Sie die Deutschen nicht?"

„Die deutsche Nation als solche mag ich nicht nur nicht, sondern ich hasse und verachte sie. Den einzelnen Deutschen habe ich gern. Was sollte ich auch an der deutschen Nation lieben? Wer liebt die deutsche Nation? Liebt sie sich selber? Liebt der Preuße den Baiern, der Schwabe den Pfälzer, der Rheinländer den Brandenburger? Liebt das Ausland die deutsche Nation? Können Sie mir ein Land der Welt nennen, in welcher die deutsche Nation geachtet, geehrt und geliebt wird?"

„Ich besinne mich allerdings nicht."

„Ja, besinnen Sie sich nur; Sie werden mir keinen Fleck der Erde nennen können, wo der Deutsche geliebt und geachtet ist! Und wer ist daran Schuld? Das deutsche Volk! Ich bitte Sie doch um Gottes Willen! Erst lassen sich die Deutschen den Elsaß nehmen; dann zerreißen sie Polen; lassen sich von den Franzosen treten und schinden, schlagen den Feind endlich aus dem Lande und statt sich zu einigen, schaffen sie sich

einen Bundestag und 35 souveraine Fürsten. Dann die Blamage mit Belgien, Kurheſſen, Schleswig-Holſtein, die Wirthſchaft in Preußen und Mecklenburg, der Katechismus in Hannover, von den Vorgängen des Jahres 1848 nicht zu ſprechen! Nein, mein lieber Baron! Ich liebe die Deutſchen nicht! Ich verlange von einer Nation, daß ſie ſich als ſolche fühlen und benehmen ſoll, wie es z. B. die Italieniſche in den letzten Jahren gethan hat! Da iſt doch Kraft und Saft in der Nation. Jeder opfert und ſteuert bei, um das Vaterland zu befreien! Gehen Sie aber nach Deutſchland mit ſeiner Fortſchrittspartei, ſeiner Judenpreſſe, ſeinem Nationalverein, groß- und kleindeutſchen Parteien und wie die verſchiedenen politiſchen Färbungen alle heißen mögen — wer ſteuert da etwas her für das Vaterland? Hat Deutſchland es ſo weit gebracht, einen einzigen Kriegshafen zu beſitzen? Hat Deutſchland eine Nationalfahne? Einen Schatten von Eintracht und Einmüthigkeit? Kommen Sie dagegen nach Polen! Sehen Sie unſere Weiber an! Die Jungfrau reicht nur dem Manne die Hand, der für Polen erglüht, und die Mutter erzieht ihre

Kinder in Liebe zum Vaterlande! Es giebt keinen Polen, der nicht ein Pole wäre; es giebt aber verzweifelt wenig Deutſche, die Deutſche ſind. Sind Sie z. B. ein Deutſcher, lieber Baron Burk?"

„Das heißt, ich bin ein Hamburger," antwortete Herr Burk.

„Ein Hamburger! Und möchten Sie, dem deutſchen Vaterlande zu Liebe, einen Kaiſer und Herrn über ſich haben, Ihre Flagge gegen die Deutſche vertauſchen, an den Laſten, Kriegen, dem Elend, den Siegen und Schlachten Deutſchlands Theil nehmen?"

„Gott ſoll mich in Gnaden bewahren! Das wäre eine ſchöne Geſchichte! Nein! Eine Flotte möchten wir Hamburger wohl haben, damit die Dänen nicht auf den Einfall kommen, mit einem Kanonenboot in die Elbe zu fahren und unſere ganze Kauffahrteiflotte anzuzünden, (— was ihnen nebenbei geſagt unter obwaltenden Umſtänden kein Menſch wehren würde —), eine Flotte und eine Brücke über die Elbe — aber für alles Andere danken wir."

„Und ob Schleswig-Holſtein Däniſch wird oder nicht, wäre Ihnen perſönlich ganz einerlei?"

„Toute même chose. Die leidige Geſchichte koſtet mich fünfundvierzig Mark Banco.“

„Haben Sie wirklich ſo viel für Schleswig-Holſtein hergegeben?“

„Ich mußte wohl! Wir hatten ja Oeſterreicher und Preußen in Hamburg! Ich ſelbſt hatte acht Mann, die ich ausquartieren und für die ich fünfundvierzig Mark bezahlen mußte. Für den Krieg ſelbſt habe ich nichts hergegeben; denn was kümmert es mich, ob der König von Dänemark oder ein anderer Monarch in Schleswig-Holſtein regiert. Ich habe ja doch nichts von ihm!“

„Ganz richtig! Aber geſetzt den Fall, ein Däne, verſtehen Sie mich wohl, ein eingefleiſchter Nationaldäne, der Deutſchland aus dem Grunde ſeines Herzens haßt und ſeine Nation für die erſte der Welt hält, geſetzt, ein ſolcher Vollblutdäne wollte eine ihrer Töchter heirathen. Würden Sie Ihre Einwilligung geben, oder wäre Ihnen ein Vollblutdeutſcher lieber?“

„Nicht daß ich wüßte,“ antwortete Burk nach einigem Beſinnen. „Was geht mich die Nationalität und Geſinnung meines Schwiegerſohnes an,

vorausgeſetzt, daß er ſonſt eine annehmbare Partie iſt!“

„Ganz vollkommen richtig! Und was halten Sie von den Vaterlandsfreunden, die aus Liebe zu Deutſchland Alles hingeopfert, Ihr Vermögen ruinirt, im Zuchthauſe gebüßt oder gar zu Pulver und Blei begnadigt wurden? Was halten Sie von den Männern, welche heute noch unausgeſetzt dafür ſtreben, die Freiheit und Einheit Deutſchlands, eine Flotte, ein Parlament und einen Kaiſer zu ſchaffen? Nicht wahr, Sie lächeln doch mitleidig über die Schwärmer, die ſich mit Hirngeſpinnſten befaſſen, ſtatt ſich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern? Denn die Sorge für das Vaterland geht ja nur eine beſtimmte Claſſe von Menſchen, nicht aber den ſteuerzahlenden Unterthan an!“

„Sie ſprechen mir aus der Seele, lieber Herr Baron! Ich begreife in der That nicht, wie es Narren geben kann, die ſich mit Politik befaſſen, beſonders da bei der ganzen Geſchichte doch nichts herauskommt.“

„Und wie Sie, ſo denken ſehr viele andere Deutſche, bitte um Verzeihung, Hamburger, Lü-

becker, Berliner und Magdeburger, Preußen, Baiern, Heſſen, Schwaben und Mecklenburger?"

„Von den Hamburgern erdreiſte ich mich das zu behaupten. Es giebt dort ſehr Viele, die ſo denken, wie ich."

„Und im übrigen Deutſchland auch. Sie ſind aber ein guter Hamburger und würden, wenn Hamburg mit einer andern Macht Krieg bekäme, den letzten Thaler hergeben, um Ihr Vaterland zu retten?"

„Ich denke nicht daran! Krieg? Wie ſoll Hamburg Krieg bekommen! Wir thun Niemand etwas zu leide und leben mit der ganzen Welt in Frieden, zahlen unſere Steuern, halten Militair — wozu weiß ich nicht — haben keine Kriegsſchiffe, warum nicht — weiß ich auch nicht, geht mich auch nichts an — kurzum ich verſtehe Sie nicht und finde, offen geſtanden, an Ihrem politiſchen Geſpräche weit weniger Gefallen, als an Ihrer ſonſtigen Converſation. Wollen wir in den Wurſtelprater und den Eisbären ſehen? Oder iſt Ihnen ein Beſuch bei der Tiggliponi lieber? Das Mädchen hat einen reizenden Arm. — Aber,

mein Gott! was fehlt Ihnen? Sie ſind ganz blaß geworden! Fehlt Ihnen etwas?“

„Mir iſt übel geworden. Es wird gleich vorübergehen; ängſtigen Sie ſich nicht; kommen Sie, ein Gang nach dem Prater wird mir wohl thun; wir haben Oſtwind, und der Oſtwind kommt aus Ungarn, mein lieber Baron Burk, aus einem Lande, in welchem eine Nation wohnt, vor der ich Reſpect habe. Der friſche Luftzug wird mir wohlthun. Kommen Sie.“

Sie waren vor einer Kuchenbude angekommen. Baron Wupdikutz ließ ſich einen Schnaps geben, um ſeine Uebelkeit zu vertreiben, was ihm indeſſen erſt nach mehreren ſtarken Doſen gelang. Er verabſchiedete ſich bald von Baron Burk und ließ ſich die erſten drei Tage nicht wieder bei ihm ſehen.

V. R. W.

Zwölftes Capitel.

Herr Burk, denn wir können uns nicht dazu verſtehen, ihn Baron Burk zu nennen, weil er uns als Herr Burk lieb und werth geworden iſt, in ſeinem neuen Titel aber einen fremden und unbehaglichen Eindruck auf uns macht — Herr Burk war noch immer in Wien. Das Geſchäft war beendet und „abgewickelt," die Gewehre waren verpackt und bezahlt; ſie waren in Hamburg wieder ausgepackt und in Reparatur genommen, der amerikaniſche Conſul hatte Proben (von den neu polirten) geſehen und gut geheißen — es war ſomit Alles in Richtigkeit und nichts hinderte den Glücklichen, ſich in den Strom des Lebens zu ſtürzen, der ihm bisher ganz unbekannt geweſen war, jetzt aber auf einmal ſo viele ungeahnte

Freuden eröffnete, daß er ſich ſogar herabließ, in einer Anwandlung von väterlicher Liebe an ſeine Töchter zu ſchreiben und ihnen auf baroniſirtem Papier anzuzeigen, daß ſie jetzt um eine Stufe höher geſtiegen ſeien. Wir haben durch einen glücklichen Zufall den Brief in unſern Beſitz bekommen, und können ihn ſowohl wie die Antworten ſeiner Töchter der günſtigen Beurtheilung des Leſers empfehlen. Da es aber Sünde wäre, dieſe werthvollen Beiträge zur Beurtheilung des Menſchengeſchlechts, und ſpeciell der Familie Burk, wie eine Litanei abzuleſen, wollen wir dem Leſer das Vergnügen machen, mit den Töchtern den Brief des Vaters, und mit dem Vater die Briefe der Töchter zu leſen. Wir bitten ihn daher, ſich in Gedanken in das Zimmer zu verſetzen, wo der Guanovogel als Hauspenate verehrt wurde, und dort angekommen, Platz zu nehmen.

Es iſt Sonnabend Nachmittag. In dem ganzen Burk'ſchen Hauſe iſt kein Platz von der Größe eines Thalerſtückes, der nicht naß wäre. Erneſtine hat acht Scheuerweiber kommen laſſen, die in Gemeinſchaft mit den Hausmädchen einmal gründlich rein machen. Matthis hat eine Schürze vor

und trägt einen Eimer Waſſer nach dem andern ins Haus. Alle Möbeln ſind von ihrem Platz geſchoben, die Bilder und Vorhänge ſind herunter-genommen, die Thürgriffe ſind mit Kreide und Mützenpulver eingeſchmiert, ſämmtliche Fenſter ſind ausgehoben, die Weiber liegen auf den Knieen und ſchrubben, überall ſchwimmen Stücke gelber Seife, Aufwiſchtücher, Bürſten und Strohwiſche liegen umher, Thüren und Fußböden dampfen vom warmen Seifenwaſſer. Während die Harpyen des Menſchengeſchlechts, die Schrubbweiber, ihre teuf-liſche Arbeit kichernd und lachend vollbringen, eilt Erneſtine, mit einem Tuch über dem unfriſirten Haar und einem Haarbeſen in der Rechten von Ecke zu Ecke, um ein Spinngewebe zu entdecken, und wehe der unglücklichen Hausmagd, wenn ſie in einem verborgenen Winkel eins findet. „Ueberall muß man ſelbſt ſein, überall nachſehen!“ ſchilt ſie — „nirgends iſt Ordnung! Die Mädchen wer-den von einem Tage zum andern ſchlechter! Gar keine Zucht! Schon wieder ein Spinngewebe! Komm 'mal her, Anna! Sagteſt Du nicht, Du hätteſt geſtern erſt hier rein gemacht, und das Nachſehen thäte nicht Noth? Iſt da nicht ein

Spinngewebe? Warum haſt Du das nicht weggekehrt?"

„In der Ecke ſteht ja der Kleiderſchrank! Ich kann doch nicht den ſchweren Schrank wegſchieben, um nachzuſehen, ob da Spinngewebe ſind! Seien Sie doch nicht gar ſo, Fräulein!"

„Ich werde es meinem Vater ſagen, wenn er wieder kommt," antwortet Erneſtine. „Ich mag mich mit den Dienſtboten nicht zanken."

Anna geht ingrimmigen Blickes.

Wir wollen den Hausfrieden unſerer verheiratheten Leſer nicht ſtören, indem wir die Schrecken eines gründlichen Reinmachens weiter ſchildern. Genug, Auguſte hatte von dem Zug und dem Seifenwaſſergeruch Zahn- und Ohrſchmerzen, und Erneſtine bekommt morgen beides, und muß drei Tage das Bett hüten und die furchtbarſten Qualen ausſtehen; ſobald ſie aber ſich erholt haben wird, geht die Geſchichte von Neuem wieder an. Wer die Schrubbſucht hat, iſt unheilbar! Es ſollte daher Jeder, ehe er heirathet, in dem Stadtviertel nachfragen, in welchem die Auserwählte wohnt, ob ſie an dieſer fürchterlichen Krankheit leidet, ob ſie in ihrer Familie erblich iſt, oder ob ſie in der

Nachbarschaft grassirt. Man hat Beispiele, daß [illegible] durch das böse Beispiel ihrer Vis-à-vis oder ihrer Nachbarinnen angesteckt wurden und daß die Schrubbsucht auch einmal mit verheerender Kraft aufgetreten und außer dem bedauernswerthen Ehemann ganze Familien an den Rand des Verderbens gebracht hat. Wir haben selbst als Junggeselle eine Familie an dieser Krankheit zu Grunde gehen sehen. Der Ehemann starb an einer Schlinge, die er sich im Pferdestall um den Hals legte; drei Söhne — sonst talentvolle junge Leute, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten — wanderten nach Amerika aus, und fünf Töchter litten an den unerträglichsten nervösen Kopf-, Zahn- und Ohrschmerzen, so daß sie im achtzehnten Jahre Greisinnen waren. Nur die Mutter hielt Stand und scheuerte sogar am Begräbnißtag ihres Gatten die Kellertreppen ab. Sie war früher eine brave Frau gewesen, und wir hatten manche glückliche Stunde in ihrem Hause verlebt. Seit sie aber von der Schrubbsucht befallen wurde, war mit ihr kein Auskommen mehr! Wir behaupten, daß Moses bei Abfassung seiner Gebote auch eins mit eingeschaltet hat, welches

also lautete: „Du sollst nicht schrubben mit warmem Seifenwasser Deines Mannes Zimmer, Fußboden, Fenster und Thüren.“ Wir behaupten, daß dies Gebot auf das Gebot folgte: „Du sollst nicht tödten,“ daß es aber später, weil man schrubben und umbringen für gleichbedeutend hielt, ausgelassen wurde. Wir sind bereit, diese Behauptung in Augsburg zu vertreten.

Während Ernestine im Hause „nachsah,“ saß Auguste in ihrem Zimmer und schrieb in ihr Betrachtungsbuch einen Aufsatz über den Wohlthäter des Menschengeschlechts. Das arme Kind hatte Zahn- und Ohrschmerzen, ein Kräuterkissen auf jeder Backe, ein spanisch Fliegenpflaster hinter jedem Ohr und eine Flasche Kreosot auf dem Tisch. Sie sah leidend aus, die gute Seele, und wimmerte leise, wenn Matthis einen Eimer nach dem andern die Treppe hinauftrug und einen künstlichen Niagarafall fabricirte; jede Welle, die plätschernd herabstürzte und unten von den Scheuerfrauen empfangen wurde, gab ihr einen Stich in das schmerzende Gesicht. Sie schlug die Augen auf, faltete flehend die Hände und betete leise: „Herr Gott, wenn es möglich ist, laß diesen Kelch an

mir vorübergehen!“ Aber es war nicht möglich. Unſer Herrgott vermag Nichts gegen Schrubbſüchtige; er ſpart ſeine Beſtrafung auf für jene Welt, und da er ein gerechter Gott iſt, wird er keine Gnade kennen.

Ob Auguſte auch zu dieſer Erkenntniß gekommen war, oder ob ſie in ſtiller Ergebung das Entſetzliche zu tragen beſchloſſen hatte, wollen wir nicht poſitiv entſcheiden. Gewiß iſt nur, daß ſie die Feder ins Tintenfaß ſtieß und eine Art von Reſignation zu ſchreiben anfing, in welcher ſie den Freuden dieſes Erdenlebens Lebewohl ſagte und den Guanovogel um ſeine Ruhe beneidete. Mitten im vierten Satze, bei den Worten: „O Vogel, bei Dir wird nie geſchrubbt, und wenn geſchrubbt wird, fühlſt Du es nicht, weil Du ausgeſtopft und ans Naſſe gewöhnt biſt“ — ertönte ein lauter Schrei auf der Vordiele. Auguſte fuhr erſchrocken auf, da ſie aber Erneſtinens Stimme erkannte, ſetzte ſie ſich wieder nieder. Aber dem erſten Schrei folgte bald ein zweiter, ein dritter, und als endlich die Schrubbweiber mit einſtimmten und auf der Vordiele ein Gemiſch von kreiſchenden Stimmen jammerte und ſchrie,

glaubte Auguſte nicht länger warten zu dürfen, wenn ſie ihre Schweſter überhaupt noch am Leben finden wollte. Sie eilte an die Thür, die ſie zur Vorſicht abgeſchloſſen und verriegelt hatte, damit ihr Zimmer nicht auch „gründlich rein gemacht“ werde und fragte mit zitternder Stimme: „Was iſt denn! Erneſtine, was iſt?“

Aber Erneſtine antwortete nicht. Halb ohnmächtig lehnte ſie ſich an Matthis und Anna; ſie hielt in der einen Hand einen Brief, in der andern den Haarbeſen und ſeufzte laut: „Der Vater! Der Vater!“

„Der Vater?“ ſchrie Auguſte. „Um's Himmels Willen, was fehlt ihm?“ Sie eilte auf die Schweſter zu, entriß ihr den Brief, las die Aufſchrift und ſtieß einen ſo gellenden Schrei aus, daß ſelbſt Matthis davor erbebte.

Die Scheuerweiber hörten den neuen Angſtruf und ſtimmten gleich getreu mit ein; die Dienſtmädchen kreiſchten laut, Matthis zitterte vor Aufregung und es war auf der Vordiele des Herrn Burk eine Jammerſcene, wie man nicht leicht eine zweite antrifft. Worüber eigentlich gejammert wurde, wußten natürlich nur die beiden Töchter;

da dieſe aber nur ſchrieen und auf alle Fragen, was es denn eigentlich gäbe, nur ein neues Jammergeſchrei ausſtießen, blieb den Schrubbweibern natürlich nichts Anderes übrig, als immer von Neuem in den Schmerzensſchrei mit einzuſtimmen. Endlich ermannte ſich Erneſtine und ſagte: „Geh, Matthis, zur Tante Thereſe; ſie ſoll um Gotteswillen gleich herkommen; ein ſchreckliches Unglück iſt paſſirt!“

Matthis ließ den Eimer fallen, den er bisher in der Hand gehalten, und eilte zur Tante Thereſe. „Habe ich es nicht geſagt, daß etwas paſſiren könnte?“ rief dieſe aus. „Komm mit, mein lieber Lorenz! Den Waiſen muß Hülfe werden; es ſind die Kinder meiner Schweſter.“

„Aber vielleicht iſt noch Hoffnung,“ ſagte Herr Lorenz, indem er einen neuen Hut aus der eigenen Fabrik aufſetzte — „vielleicht erholt er ſich, liebe Thereſe!“

„Wer? Der Herr Burk? Todt, ſage ich Dir, Mann! Ueberfahren, in Stücke geriſſen, in die Luft geſprengt — paß auf, Lorenz, das Entſetzlichſte von allem Entſetzlichen iſt geſchehen!“

Herr Lorenz trabte neben ſeiner Gattin her,

die, von dem Verlangen beſeelt, zu helfen und zu tröſten, im Sturmſchritt dem Hauſe zueilte, das ſie ſeit ihrer Verehelichung nicht wieder betreten hatte.

„Ach, ihr armen Waiſen!“ ſchluchzte ſie, als ſie die beiden Mädchen händeringend im Guanovogelzimmer auf und ab gehen ſah. „Ihr armen Doppelwaiſen! Wißt Ihr ſchon die näheren Umſtände? Wie kam es? Iſt er gleich todt geweſen, oder haben ſie ihn erſt trepanirt?“

Erneſtine hielt ihr den Brief entgegen und jammerte: „Ach, Tante! Wer hätte das gedacht?“

„Lorenz!“ rief die Schwägerin, „lieber Lorenz, Herr Burk iſt übergeſchnappt!“

„Uebergeſchnappt?“

„Ja, übergeſchnappt! Da ſieh! O du mein Herr und Heiland!“

Herr Lorenz nahm den Brief zur Hand und las:

A Mademoiselle la Baronne Ernestine de Burk

Hambourg.

„Baronne?“ ſagte Herr Lorenz.

„Ja, Baronne! Siehſt Du denn nicht, daß

er in der Zwangsjacke ſteckt, daß er von vier Wächtern an eiſernen Ketten gehalten wird? Er iſt verrückt geworden! Aus Reue über ſeine Tigernatur verrückt geworden! Ach, Lorenz! Ich habe es ja gleich geſagt, daß etwas paſſiren würde!"

„Wollen wir den Brief nicht leſen?" fragte Herr Lorenz.

„Um Gottes Willen nicht!" kreiſchten die Töchter.

„Doch, wir wollen ihn leſen. Er könnte uns Aufſchluß geben, liebe Kinder; wir könnten aus ſeinem Inhalte ſchließen, ob es rathſam iſt, den Unglücklichen hierher kommen zu laſſen. Ich bin der Meinung, daß wir den Brief leſen."

„Aber leiſe, beſte Herzenstante!" flehte Auguſte. „Wenn Papa verrückt geworden iſt und tolle Sachen geſchrieben hätte! Ach, Tante!"

Die Schwägerin gab Herrn Lorenz ein Zeichen, den Brief zu öffnen. Er ſtellte ſich an das Fenſter, öffnete vorſichtig das Siegel, faßte das Blatt an, als fürchte er, daß es explodiren oder ſonſtiges Unheil anrichten möge und hub an zu leſen:

„Meine Kinder!"

Die Mädchen ſchauderten und klammerten ſich an die Tante.

„Es iſt Gottes Wille geweſen, daß ich einen bedeutenden Gewinn aus dem Waffengeſchäfte gezogen habe. Ich bin ein ſehr reicher Mann geworden und habe, ſo gering auch meine Verdienſte ſein mögen, durch Gottes unerforſchlichen Rathſchluß den Leopoldsorden und den Rang und Titel eines Barons erhalten. Ich bin Baron und Ihr ſeid Baroneſſen. Das Leben hat neuen Reiz für mich bekommen; hoffentlich werdet auch Ihr jetzt mehr Genüſſe haben. Es iſt eine große Sache, mehr zu ſein, als Andere. Tragt Euer Glück mit Stärke, ſeid nicht hochmüthig, benehmt Euch aber ſtandesgemäß. Bald werde ich zu Euch zurückkehren. Vergeßt den Vogel nicht und laßt Lorenz und Güter mit Hunden hetzen, wenn ſie es wagen ſollten, Euere Ruhe ſtören zu wollen. Je weniger Ihr mit der Schwägerin über Eure neuen Verhältniſſe ſprecht, deſto lieber ſoll es mir ſein. Sie paßt jetzt weniger als je zu Euch. Zu mir hat ſie nie gepaßt.

Euer Euch liebender Vater

Baron F. W. von Burk.

Meine Adreſſe iſt:

Sr. Hochwohlgeboren

Dem Herrn Baron F. W. von Burk,

Ritter des Leopoldsordens.

Wien."

Herr Lorenz ließ das Blatt aus ſeiner Hand fallen, richtete ſich ſtolz empor und nickte wie ein junger Kampfhahn.

Die Schwägerin ſtemmte die Arme in die Seiten, Erneſtine ſchlug die Hände zuſammen und Auguſte barg ihr Geſicht hinter ihrem Taſchentuche. Ob ſie weinte oder lachte, hat bis zu dieſer Stunde Niemand erfahren.

„Er will Dich mit Hunden hetzen laſſen, Mann!" ſagte die Schwägerin.

„Und Du paſſeſt nicht mehr zu ſeinen Töchtern und haſt nie zu ihm gepaßt," ſchnaubte Herr Lorenz.

„Er entwickelt ſeine Tigernatur! Er iſt Doppeltiger! Wohl Euch, Kinder, wenn Ihr Doppelwaiſen wäret! Beſſer Doppelwaiſe ſein, als einen Doppeltiger zum Vater haben, zumal wenn er übergeſchnappt oder Baron geworden iſt."

„Mein Vater iſt kein Doppeltiger, Tante! Mein Vater darf in meiner Gegenwart nicht beleidigt werden, Tante! Mein Vater hat mir befohlen, Matthis zu rufen, wenn Herr Lorenz unſer Haus betritt. Herr Lorenz hat unſer Haus betreten. Ich werde Matthis rufen.“

„Um Gottes Willen, Erneſtine!“

„Still, Auguſte! Du biſt ein Kind und thäteſt beſſer, Dich Deinen Betrachtungen hinzugeben, als Dich in Dinge miſchen, die Du nicht verſtehſt. Wünſchen Sie, Tante, daß ich Matthis rufen laſſe?“

„Ich könnte das wünſchen! Es könnte mir Freude machen, das Kind des Tigers in ſeiner Mordluſt zu ſehen. Aber ich will gehen. Vergeßt nie, Kinder, daß ich die Schweſter Eurer Mutter bin. Braucht Ihr mich, ſo ruft mich oder kommt ſelbſt. Es könnte Euch Noth thun, eine Tante und einen Onkel zu haben, die nicht den Leopoldsorden haben; und wenn es Noth thut, dann kommt zu Onkel Lorenz und Tante Thereſe. Lebt wohl, Kinder!“

„Und auch ich muß Ihnen ſagen,“ hub Herr Lorenz an — „daß —“

„Schweige, Mann! Die Doppelwaiſen ſollen kein hartes Wort aus Deinem Munde hören.“

Herr Lorenz ſchwieg, und da er nicht ſprechen durfte, nickte er den Reſt ſeiner Rede mit dem Kopfe. Als er geendet, ergriff er Hut und Frau und eilte mit Beiden nach Hauſe.

Als die beiden Schweſtern allein waren, verriegelte Erneſtine die Thür und hub alſo an:

„Wir ſind jetzt von Adel, Auguſte, müſſen daher unſerem Stande gemäß leben. Ich denke, daß wir Matthis Plüſchhoſen und Gamaſchen machen laſſen; auch wird es nothwendig ſein, einen Hut mit Kokarde für ihn zu beſorgen. Ich werde nachher mit Matthis Rückſprache nehmen. Was uns betrifft, ſo müſſen wir uns von den Dienſtboten jetzt Baronne nennen laſſen —“

„Baroneſſe heißt es,“ antwortete Auguſte.

„Baronne heißt es — lies doch die Adreſſe.“

„Baronne iſt franzöſiſch und Baroneſſe iſt deutſch,“ ſagte Auguſte; „ich habe ſchon hundertmal den Titel in einem Roman geleſen.“

„Und ich bleibe dabei, daß es Baronne heißt. Warte mal! Eine Grafentochter heißt Comteſſe.“

„Siehſt Du, Erneſtine! Es kommt „eſſe“ hintenan! Siehſt Du!“

„Warte nur! Eine Freiherrntochter heißt — ja, wie nennt man die Tochter vom Freiherrn Feldberg, das kleine hübſche Mädchen mit den blonden Locken?“

„Fräulein Feldberg! Wie anders?“ ſagte Auguſte.

„Dummes Zeug! Wir waren Fräulein! Eine Freiherrntochter kann doch nicht denſelben Titel haben, wie eine Kaufmannstochter!“

„Aber die Stubenmädchen heißen doch auch Fräulein. Haben wir nicht erſt vor einem Monat ein Zeugniß mit Photographie bekommen, worin uns ein Fräulein zum Alleindienen und als Mädchen für Alles empfohlen wurde?“

„Das iſt nur ein Verſehen geweſen,“ ſagte Erneſtine. „Die Stubenmädchen ſind „Jungfern,“ die Kaufmannstöchter ſind „Fräulein,“ die Freiherrntöchter „Freifräulein,“ die Barontöchter „Baronnen“ und die Grafentöchter „Conteſſen.“

Auguſte blickte ihren Vogel an und hielt ihr Betrachtungsbuch vor den Mund, um ihr Lächeln zu verbergen. Sie ließ ſich's gefallen, eine Ba-

ronne zu heißen. Als Erneſtine kraft ihrer mütterlichen Autorität die Sache entſchieden hatte, ließ ſie Matthis, Anna, das Stubenmädchen, und Lene, die Köchin, kommen.

„Ich habe Euch etwas zu ſagen!“ hub Erneſtine feierlich an. „Mein Vater iſt Baron geworden und hat einen Orden bekommen. Wenn er alſo wiederkehrt, ſo redet Ihr ihn „Herr Baron“ an. Wir, d. h. ich und Auguſte, heißen von jetzt an Baronne. Wenn Du, Matthis, oder Du, Anna, oder Du, Lene, von jetzt an zu mir oder meiner Schweſter ſprecht und Geld für den Milchmann oder ſonſt etwas haben wollt, ſo ſagt Ihr nicht mehr „Fräulein Erneſtine“ oder „Fräulein Auguſte,“ ſondern „Baronne Erneſtine“ oder „Baronne Auguſte.“ Du, Matthis, kannſt zum Schneider gehen und Dir eine Livree anmeſſen laſſen. Sage ihm, er ſolle Dir einen ſchwarzgrauen Frack, gelbe Weſte, rothe Plüſchhoſen und drapfarbene Gamaſchen machen; auch eine weiße Halsbinde, weiße Baumwollenhandſchuhe und einen Hut mit einer Kokarde mußt Du Dir machen laſſen. Sorge dafür, daß Alles bald fertig wird, damit Du den Baron in der Livree

am Bahnhofe abholen kannſt; ſage aber dem Schneider, daß er gutes Zeug nimmt, was nicht gleich verſchießt.“

Matthis betrachtete lächelnd ſeine Säbelbeine und konnte ſich gar nicht vorſtellen, wie ſie ſich in rothen Plüſchhoſen ausnehmen würden. Da es aber bekanntlich keinen Mann giebt, der ſich nicht gern in Uniform ſieht — ſelbſt Adam machte ſich eine Uniform aus Feigenblättern — ſo machte Matthis keine Einwendungen, ſondern eilte von dannen, um den Schneider an die Arbeit zu ſetzen.

Anna und Lene folgten ihm auf dem Fuße nach und wisperten mit den Scheuerfrauen über die Veränderungen, die im Hauſe vorgingen. Am meiſten intereſſirte ſie, daß Matthis feuerrothe Plüſchhoſen anziehen würde.

Nachdem auf dieſe Weiſe der äußere Glanz des Hauſes Burk ſicher geſtellt war, entſchied Erneſtine, daß zwei Schreiben an den Vater erlaſſen werden müßten, in welchen die Töchter ihre Glückwünſche darbrächten. Auguſte ſtimmte für eine Collectivnote, gab aber den Vorſtellungen ihrer Schweſter nach, welche behauptete, daß jede von

ihnen ihren eigenen Weg gehen und ihre Ansichten und Meinungen auf ihre Weise ausdrücken solle.

„In kleinen Dingen magst Du Recht haben, Auguste. Da kommt es nicht darauf an, daß Jede ihre Meinung und Ansicht vertritt, und es ist oft vielleicht besser, wenn wir gemeinschaftlich handeln und denken. In wichtigen Angelegenheiten aber — und ich finde, die Huldigung, die wir unserem Vater bringen, ist eine wichtige Angelegenheit — muß Jede ihren Standpunkt festhalten! Schreibe Du Deinen Brief, wie ich den meinigen schreiben werde. Wir wollen sie ungelesen in ein Couvert legen und abschicken."

Wir müssen den Leser schon wieder incommodiren und ihn bitten, sich nach Wien ins goldene Lamm der Leopoldstadt zu begeben, um mit Herrn Burk die Briefe der beiden jungen Damen zu lesen.

Der Baron sitzt, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, zu oberst der Tafel und hat eben eine Tischrede gehalten, welche von sämmtlichen Zuhörern beklatscht ward. Er ist stark echauffirt und hat des Guten eigentlich schon zu viel gethan. Der Kellner bringt auf einem silbernen Präsentirteller einen großen, das heißt eigentlich einen kleinen

aber dicken und mit vielen Oblaten zugeklebten Brief. Er trägt die vorschriftsmäßige Adresse und dieselbe ist von Auguste geschrieben, die trotz ihrer vielen Fehler eine sehr hübsche Hand schreibt.

„Von meinen Töchtern!“ sagt Herr Burk.

„Von seinen Töchtern? Von Ihren Töchtern? Nun, was schreiben die lieben Kinder?“ fragen seine Nachbarn, ein ungarischer Edelmann und ein Gutsbesitzer aus Böhmen.

„Müssen scheene Kinder sein, wenn sie gleichen Ihnen, Herr Baron!“ sagt ein Courier des Hauses Rothschild, der sich zwei Stunden in Wien aufhält und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des Herrn Burk gemacht hat.

„Entschuldigen Sie!“ sagt Herr Burk und fängt an zu lesen:

„Theuerster Vater!

Daß Du, mein lieber Vater, ein glückliches Geschäft abgeschlossen und zugleich Titel und Orden bekommen hast, hat uns sehr gefreut. Wir ließen gleich Tante Therese kommen, die sich, wie Du wohl noch nicht weißt, mit Herrn Lorenz verheirathet hat —“

Alle Teller und Gläser in Herrn Burks Nähe sprangen plötzlich in die Höhe, als Herrn Burks Faust auf den Tisch so vollwichtig traf, daß sie Tags darauf mit Opodeldok gerieben werden mußte.

„— verheirathet hat. Aber ihr Benehmen war wie gewöhnlich. Sie nannte Dich einen Doppeltiger und sagte, daß Du mit Ketten belastet von vier Wächtern gehütet würdest."

Alles Blut des Herrn Burk schien sich in seinem Gesicht concentriren zu wollen. Die Augen traten aus ihren Höhlen, die Schläfen erglühten und der Mund murmelte sonderbare Beschwörungsformeln.

„Ich habe Herrn Lorenz gebeten, zu gehen, ehe ich Matthis holen ließe —"

Herr Burk machte einen Versuch zu lächeln.

„— holen ließe. Er ging mit seiner jungen Frau und ließ uns allein. Darauf schickte ich Matthis zum Schneider, um sich rothe Plüschhosen, gelbe Weste und drapfarbene Gamaschen anmessen zu lassen. Matthis ist eben hier gewesen und hat mir gesagt, daß der ganze Anzug auf hundert und funfzehn Mark Banco zu stehen kommen würde."

Herr Burk ſchüttelte lächelnd den Kopf und rieb ſeine rechte Hand.

„Auch den Mädchen habe ich aufgetragen, uns jetzt Baronne zu nennen.“

„Dumme Gans!“ murmelte Herr Burk.

„Das ganze Haus iſt gründlich rein gemacht, lieber Vater, und wenn Du wiederkommſt, wirſt Du Alles in beſter Ordnung finden.

Deine Tochter Erneſtine.“

P. S. Hirſch kommt täglich und frägt nach Dir. Soll ich ihm ſagen, daß Du den Leopardorden bekommen haſt? Bitte, ſchreibe es mir ſogleich, damit ich weiß, wie ich mich morgen zu verhalten habe, wenn er kommt. Warum haſt Du denn einen Leopardorden?

D. O.

P. S. Die Bücher, die Du in Verſatz hatteſt, habe ich an Salomon Hirſch für acht Mark verkauft. Es waren eine Menge Mäuſe, große und kleine, hineingekommen, und da ich doch wußte, daß Du die Bücher nicht brauchteſt, und ich für acht Mark die Schrubbweiber haben konnte, glaubte ich, ein gutes Geſchäft zu machen. Bekomme ich auch einen Orden?“

„Ja, ein paar Ohrfeigen!“ knirſchte Herr Burk, indem er den Brief zuſammendrückte und in die Taſche ſteckte.

Der Brief ſeiner zweiten Tochter ſchien ihm mehr Vergnügen zu machen. Er lautete:

„Mein liebſter Papa!

Wie nett, daß Du Baron biſt! Jetzt können wir doch in eigener Equipage ſpazieren fahren und einen Kutſcher mit großem Bart vorn auf dem Bock haben! Nun darf ich auch wohl geſtehen, daß ich bei der Putzmacherin noch immer mit hundert und zwanzig Mark im Rückſtande bin? Nicht wahr, Papa, Barone dürfen Schulden haben? Du ſagteſt ja früher immer, wenn ein Mann ſchlecht wirthſchaftete, daß er Schulden wie ein Baron hätte! Gott, wie freue ich mich auf all die ſeidenen Kleider und goldenen Armbänder! Bekomme ich auch einen Siegelring mit unſerem Wappen? Wie ſieht Dein Wappen aus, liebſter Papa? Iſt es blos ein B mit einer Krone darüber? Ich wollte mir meine Battiſttaſchentücher gern ſticken laſſen; kommt das Wappen wohl in alle vier Ecken, wie Erneſtine ſagt, oder in die Mitte?

Ich freue mich unausſprechlich, Dich bald mit Deinem Orden zu ſehen! Nimmſt Du ihn mit auf die Börſe? Wird es nicht bald in die Nachrichten kommen?

Deine treue Tochter Auguſte.

P. S. Heißt es Baronne oder Baroneſſe? Bitte, ſchreibe uns das gleich.

D. O.

Gott, Papa, wie ich mich freue! Aber Dein Hauptbuch addire ich jetzt nicht mehr, und wenn ich ausgehe, muß Matthis in den rothen Plüſchhoſen mit einem Regenſchirm hinter mir hergehen!

Nochmals Deine Auguſte."

Herr Burk ſteckte auch dieſen Brief in die Taſche, wurde aber bald darauf von ſeinen Freunden ins Bett geſteckt und ſchlief bis zum nächſten Mittag, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, daß im Nebenzimmer zwei junge Franzöſinnen alle möglichen Verſuche machten, ihm ihr Mißfallen über ſein lautes und ſonores Schnarchen zu erkennen zu geben.

Dreizehntes Capitel.

Wenn ein Buch nichts anderes ist, als eine schriftliche Erzählung, so sind die Leser nichts anderes, als Zuhörer; weil sie aber nicht mit den Ohren hören können, was der Erzähler niederschreibt, sondern sich auf ihre Augen verlassen müssen, haben sie während des Zuhörens viel Aehnlichkeit mit den Taubstummen, die ihrem Lehrer absehen, was er spricht. Wir gefallen uns in dem Gedanken, ein Auditorium von Taubstummen vor uns zu haben, die je nach ihren verschiedenen Ansichten, Fähigkeiten, Vorurtheilen ꝛc. verschieden über unsere Vorträge urtheilen. Wir sehen einige lächeln, andere ballen die Fäuste; einige schließen die Augen, hören also gar nichts, und andere wieder fragen: „Was macht denn

der Herr Lorenz?“ „Nun, was ſollt er machen? Er iſt verheirathet. Genügt Ihnen das nicht?“ „Nein!“ — Nein? Wollen Sie ihn in die Kammern gewählt wiſſen? Soll er einen Hochverrathsproceß beſtehen? Er ruht noch in unſerer Hand, wir können ihn formen und kneten, wie wir wollen!“ — Sie wollen ſeine Vergangenheit kennen lernen, wollen wiſſen, weß Geiſtes Kind er iſt, ob er hübſch wohnt und wie es ihm im Eheſtande geht? Vielen Dank für Ihren Wink!“

Die anderen Taubſtummen haben während dieſes Dialoges ärgerlich den Kopf geſchüttelt. Warum, lieben Freunde, ſchüttelt Ihr den Kopf? Wenn Ihr es in Eurer Gewalt habt, vom Erzähler das zu hören, was Ihr gern hört, braucht Ihr denn den Kopf zu ſchütteln? „Ich will aber nichts von Herrn Lorenz hören,“ ſagt der eine, „und ich nichts von Herrn Burk, und ich nichts von der Schwägerin,“ rufen ein zweiter und ein dritter. Was iſt da zu thun! Geben wir unſeren Zuhörern nicht nach, ſo verlieren wir unſere Schüler und der Verleger, der Herr Oberſchulrath, entläßt uns ohne Penſion. Allen auf ein Mal können wir aber nicht gerecht werden und es

bleibt uns nichts anderes übrig, als uns in dem Perrückenmacher, der über Herrn Lorenz nähere Auskunft wünscht, einen Alliirten zu ſuchen. Setzen Sie den Herrſchaften nur den Kopf zurecht, lieber Freund, wenn ſie den Stab über uns brechen wollen; wir werden Ihnen dagegen Alles zu Gefallen thun und Ihnen unſere Bekannten zuſchicken, wenn ſie einer Oelung bedürfen. — „Aber! Herr Lorenz!“ — Richtig, der Herr Lorenz!

Wer die Eltern des Herrn Lorenz waren, iſt unbekannt. Er wurde als ganz kleiner Weltbürger in einer Lichtkiſte gefunden, die inwendig mit Watte und Moos ausgefüllt war. Die Kiſte war an „edle Menſchenfreunde“ adreſſirt und wurde von der Polizei in Empfang genommen, kam alſo, in des Wortes verwegenſter Bedeutung, nicht an die rechte Adreſſe. Menſchenfreundlich kann man eigentlich die Polizei nicht nennen; unbeſtechlich, tugendhaft, wachſam, grob und entbehrlich — ja! — menſchenfreundlich aber? — Nein! Die Kiſte kam alſo nicht an die rechte Adreſſe, ſondern an die Polizei, welche mit dergleichen Dingen beſſer umzugehen weiß, als der

gewöhnliche Unterthan, und immer einige Dutzend Ammen an der Hand hat, welche bereit ſind, gegen Entſchädigung einen ausgeſetzten Säugling zu nähren. Es würde zwar hübſcher, oder dürfen wir ſagen, edler? ſein, wenn wir Menſchen uns von den Thieren unterrichten ließen, und von ihnen Vorleſungen über Nächſtenliebe nähmen, und wenn wir es z. B. machten, wie die Rothkehlchen und Grasmücken, die nicht nur den jungen Kuckuck, ſondern auch andere junge elternloſe Vögel gratis auffüttern; aber wir wollen nicht edler ſagen, denn der Menſch iſt ja Gottes Ebenbild und Rothkehlchen und Grasmücken werden in Dohnen gefangen und von Gottes Ebenbild ſchockweiſe verſpeiſt; hübſcher wäre es nun freilich geweſen, wenn eine Amme um Gottes willen die Lichtkiſte ſammt Inhalt angenommen und letzteren an die Bruſt gelegt hätte; praktiſcher dagegen war es, daß die Frau des Obernachtwächters dieſen Liebesdienſt um des Geldes willen übernahm. Es war aber doch ein Glück, daß der kleine Lorenz in die Obernachtwächterfamilie kam; denn eine friedlichere Familie gab es in Norddeutſchland nicht. Er, d. h. der Gatte, ſchlief von Morgens

ſechs bis Abends ſechs Uhr, und ſie, d. h. die Gattin, ſchlief von Abends ſechs bis Morgens ſechs. Hatte er ausgeſchlafen, ſo ging er ins Wirthshaus und ſpielte bis um zehn Uhr Domino. Von zehn Uhr Abends bis ſechs Uhr Morgens patrouillirte er in den Straßen und ſtörte durch ſeine laute Stimme den Schlaf der erbgeſeſſenen Bürger. Weil ihr aber die Zeit lang wurde, wenn ſie allein zu Hauſe war, legte ſie ſich in dem Augenblicke ins Bett, wo er es verließ, und da ſie eine Freundin von langem Schlafen war, verließ ſie es erſt wieder, wenn er ſich hineinlegte. Eine der vielen Folgen, welche dieſe Lebensweiſe hatte, war, daß die Obernachtwächtersfamilie niemals in Verlegenheit kam — und daß die Obernachtwächterin ein Kind auf die Flaſche zu nehmen wünſchte, damit ſie nicht allein zu ſchlafen brauche, und da ſie als eine häusliche und verträgliche Frau bekannt war, erhielt ſie den kleinen Lorenz zugeſchickt. Da ſie die Pflege nicht umſonſt übernehmen und da die Polizei unmöglich viel für den Kleinen hergeben konnte, wurde feſtgeſetzt, daß monatlich ein Thaler preußiſch Courant für das junge Ebenbild bezahlt werden ſolle, und da die

gute Frau ſich mit dieſem „Spottgelde“ endlich einverſtanden erklärte, wurden ihr drei Thaler für die erſten drei Monate angewieſen. Lorenz wurde nun aus der Lichtkiſte ausgepackt und mit Milch und Waſſer genährt. Da er aber ein friedliches Gemüth beſaß und mit Allem zufrieden war, folglich nie ſchrie und mit den Füßen trampelte, ſich auch ganz an die Lebensweiſe ſeiner Pflegemutter gewöhnte, ſo kam es, daß er, als er endlich mit dem funfzehnten Jahre bei Herrn Burk in die Lehre trat, von ſeinem Pflegevater nie geſehen worden war und nie ein Wort mit ihm gewechſelt hatte. Alles, was er von ihm wußte, war, daß er den ganzen Tag über ſchlief und ein langes Horn beſaß, das neben einem Morgenſtern in der einen Ecke des Zimmers ruhte, oft die Neugierde des guten Lorenz erregt und die Ruthe der Obernachtwächterin in Bewegung geſetzt hatte.

Als Lorenz ſein funfzehntes Jahr erreicht, erhielt er einen Brief von unbekannter Hand, worin ihm angezeigt wurde, daß er ſich am folgenden Morgen zweihundert Mark bei Herrn Burk holen und auf dem Comtoir dieſes Ehrenmannes nützlich beſchäftigen könne. Er holte das Geld, trat als

Lehrling ein und ſchenkte ſeiner Pflegemutter zwei Pfund Kaffee und Zeug zu einer Schürze, weil ſie ihm oft geſagt hatte, daß er in ſeiner Jugend ihre ſchönſte Schürze verdorben habe. Die gute Frau weinte vor Rührung, als Lorenz ihr die Schürze überreichte, und da ſie ihm gern einen Beweis ihrer Liebe geben wollte, erlaubte ſie ihm, das Horn ihres Mannes zu nehmen und einen Ton darauf zu blaſen. Seit ſeinem zweiten Jahre, alſo dreizehn Jahre lang, hatte Lorenz gebeten, nur einmal blaſen zu dürfen. Immer war ſeine Bitte abgeſchlagen worden; endlich durfte er! Mit freudefunkelnden Augen ergriff er das Horn, triumphirend ſetzte er es an den Mund, und ſo voll war der Ton, den er dem Inſtrumente entlockte, daß ſein Pflegevater zum erſten Male in ſeinem „Dienſtleben“ vor der Zeit aufwachte.

„Wer iſt der Bengel?“ fragte der Obernachtwächter, als er, die Augen reibend, aufrecht im Bette ſaß.

„Dein Pflegeſohn,“ ſagte die Frau, die halbohnmächtig wurde, als ſie nach einem Viertelſahrhundert zum erſten Male ihren Mann ſprechen hörte.

„Pflegeſohn! Teufelskerl! Haſt Du einen Pflegeſohn! Warte, ich will Dich! Nicht einmal Ruhe hat man mehr in ſeinem eigenen Hauſe! Aber ich will Dich!“

Wir bedauern, erzählen zu müſſen, daß es eine Scene ſetzte, in welcher es zum Gebrauch des Morgenſterns kam; erſt Abends ſechs Uhr herrſchte wieder Friede in Troja's Hallen, aber das Unglück war einmal geſchehen, der Obernachtwächter war einmal um vier Uhr geweckt, hatte einmal um vier Uhr mit ſeiner Frau zu zanken angefangen, und regelmäßig jeden Nachmittag Punkt vier Uhr erwachte er und prügelte er ſeine Ehehälfte, weil ſie einen Pflegeſohn hatte, und weil der Pflegeſohn das Horn geblaſen.

Und dennoch dachte Herr Lorenz, der um dieſe Folgen ſeines Blaſens recht wohl wußte, mit einem Entzücken an den Augenblick zurück, wo er eine bisher glückliche Ehe geſtört hatte, das er nicht für alle Schätze Salomo's eingebüßt haben würde! Es war das einzige Mal in ſeinem Leben geweſen, daß Herr Lorenz einen ſehnlichen Wunſch befriedigt, es war das einzige Mal geweſen, daß er einen Witz gemacht hatte; und wenn

es ihm ſpäter im Leben bisweilen recht traurig erging, flüſterte ihm eine Stimme zu: „Da blaſe, mein Lorenz!“ oder er lachte laut auf, weil er ſeinen Pflegevater aus dem Schlafe auffahren und verwundert um ſich blicken ſah.

Herr Lorenz lebte einige Jahre von dem, ihm unverhofft und — uns des Amtsſtyls zu bedienen — unbewußt woher — zugegangenen Capitals minus dem Gelde für Schürze und Kaffeebohnen, und erhielt endlich eine Art von Beſoldung für ſeine, im Comtoir des Herrn Burk geleiſteten Dienſte. Mit der beſſeren Einnahme erwachte auch ſein Verlangen nach einer beſſeren Wohnung, und da er mit einem alten Förſter Bekanntſchaft gemacht hatte, der davon lebte, daß er Vögel ſchoß und ausſtopfte, nahm er mit dieſem zuſammen in einem ehemaligen Kloſter zwei kleine Zimmer, deren eins als Schlaf-, das andere als Wohnzimmer diente. Es waren glückliche Stunden für den armen Lorenz, wenn er ſeinem Stubenkameraden helfen durfte, eine Seeſchwalbe oder einen Buntſpecht auszuſtopfen, und nichts gewährte ihm größeres Vergnügen, als ſich von den Abenteuern erzählen zu laſſen, die mit der Jagd verbunden ſind.

Herr Lorenz hatte mehrere Jahre in ungeſtörter Harmonie mit ſeinem alten Freunde gelebt, als er eines Tages durch die niederſchmetternde Nachricht überraſcht wurde, daß der Förſter ſich durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd erſchoſſen habe. Die Leiche mit Flinte und Jagdtaſche wurde ihm ins Haus gebracht; erſtere ließ er auf ſeine Koſten begraben (die Erben des Förſters verzichteten auf die Erlaubniß, den Ausſtopfer einzuſtopfen), letztere, die Flinte und die Jagdtaſche, hing er an ihren alten Platz und betrachtete ſie fortan wie heilige Reliquien.

Der Förſter war, wie ſo viele ſeines Standes und Alters, nicht ganz frei von Ahnungen und Geſpenſterfurcht geweſen und hatte ſeinem jungen Freunde bisweilen wunderbare Geſchichten über das Umgehen einer Nonne erzählt, die in dem alten Gebäude lebendig eingemauert geweſen und nun im Grabe keine Ruhe finden konnte, weil ihr Kopf mit in den Sarg des Beichtvaters gekommen, ihr aber durch Verſehen ſein Kopf als Beilage mitgegeben worden war. Auf ſeine Frage, woher man das wiſſe, hatte Herr Lorenz nie eine befriedigende Antwort erhalten, und er hatte die

Geſchichte angehört, ohne ein beſtimmtes Urtheil über ihre Glaubwürdigkeit zu fällen.

Nach dem Tode des Förſters wurde Herr Lorenz durch unheimliches Ticken ſeiner Uhr, durch Klappern der Fenſter und andere ſonderbare Erſcheinungen häufiger an die Nonne erinnert, als ihm lieb war; aber es blieb nicht beim Klappern der Fenſter und dem Ticken der Uhr; es verbreitete ſich in ſeinem Zimmer ein eigenthümlicher, durch nichts zu erklärender Geruch, der ſelbſt ſtärkere Nerven als die des Herrn Lorenz erſchüttert haben würde. Woher der Geruch kam, war und blieb ein Räthſel. Alles Oeffnen der Fenſter und Thüren, Räuchern mit Wachholderbeeren und Chlorkalk half nur für Augenblicke; ſobald mit einer dieſer Procedüren innegehalten wurde, entwickelte ſich der Geruch mit neuer Intenſität.

Endlich glaubte Herr Lorenz das Phänomen erklären zu können. Die Nonne mußte unter dem Fußboden ſeines Zimmers ruhen, die Nonne gab ihm ein Zeichen, das nicht weg zu disputiren war, ihm im Gegentheil die heftigſten Uebelkeiten und eine auffallend blaſſe Geſichtsfarbe zuzog.

Hätte der Förſter noch gelebt, ſo würde er Rath gewußt haben, denn er präſervirte ja die Vogelbälge ſo, daß ſie nicht im Mindeſten die Riechorgane verletzten; warum hätte er nicht daſſelbe mit einer Nonne thun können? Aber der Förſter war nicht mehr da und je länger es her war, daß er ſich ſelbſt erſchoſſen hatte, deſto unerträglicher wurde der Geruch. Er hatte am Ende eine Höhe erreicht, die jeder Beſchreibung ſpottet.

Der arme Herr Lorenz wurde bei den fortwährenden Zeichen, welche die Nonne ihm gab, melancholiſch und las viel und fleißig in frommen Schriften über das Vermögen abgeſchiedener Seelen, ſich theils durch Tiſchklopfen, theils durch Rauſchen, Knittern, Erbſengeräuſche und andere übernatürliche Töne zu erkennen zu geben, und war ſchon halb und halb entſchloſſen, die vielen werthvollen Schriften über dieſen Gegenſtand um eine Abhandlung über den Einfluß der Bürger jener Welt auf die Geruchsnerven ſterblicher Menſchen zu bereichern, als er eines Tages unter der Einwirkung der Nonne ſtärker litt, als ihm erträglich ſchien, und deswegen mit Ungeſtüm die Fenſter aufriß.

Sei es nun, daß er hierbei unvorsichtig oder stürmisch zu Werke ging, sei es, daß er in seiner mystischen Stimmung im Finstern tappte und das Licht des Fensters nicht gleich zu finden wußte — gewiß ist, daß er, bevor er ein Fenster geöffnet hatte, das Vermächtniß des seligen Försters von der Wand riß und daß die Nonne in diesem Augenblick solche Zeichen gab, daß jeder Zweifel an ihrer Existenz — aber freilich auch jedes Verweilen unmöglich wurde.

Herr Lorenz stürmte gesträubten Haares zur Thür hinaus; es war ihm, als folge eine unheimliche Gestalt seinen Schritten, als hielte sich etwas an ihm fest und suche ihn am Gehen zu hindern.

Das Sonnenlicht, das schon so manches Verborgene hat entdecken helfen, theilte und verscheuchte auch die Wolken, die Herrn Lorenz' Horizont verdunkelt hatten. Bei ihrem milden Scheine entdeckte der brave Jüngling, daß der Riemen der Jagdtasche sich um seinen Fuß geschlungen hatte, und daß in ihr die letzte Jagdbeute des Försters weilte. Der Gute hatte einen Fuchs geschossen und zur weiteren Einbalsamirung in seine Jagd-

taſche geſteckt; bald nachher hatte er ſich ſelbſt erſchoſſen und die Sorge für den Fuchs ſeinen Freunden und Erben überlaſſen.

Da die Unthat im Julimonat geſchehen war, und Füchſe um dieſe Jahreszeit geſchont werden müſſen, läßt ſich gegen das Verhalten des, gegen alle Jagdgeſetze ſchändlich gemordeten nichts einwenden, und war es ganz natürlich, daß Herr Lorenz die Strafe erduldete, die ſeinem verblichenen Freunde von Rechtswegen zugekommen wäre.

Für Herrn Lorenz hatte die Sache keine weiteren Folgen, als daß er eine andere Wohnung nahm und die myſtiſchen Bücher, Schriften und Flugblätter zu der Jagdtaſche legte und auf dem Schindanger einſcharren ließ.

Er mied von jetzt an die Kopfhänger und Mucker, mit denen er bisher zum großen Nachtheile ſeiner Seelenruhe und geſunden Einſicht verkehrt hatte, und widmete ſich mit verdoppeltem Eifer ſeinem Geſchäfte, weil er glaubte, daß kaufmänniſche Berechnungen und Studien des Agio's das beſte und ſicherſte Mittel gegen alle überflüſſigen Gedanken ſeien. Herr Burk hatte ihm mehrmals geſagt: „Nur den Kopf voll Rechnenexempel ge-

packt, mein lieber Lorenz, dann bleiben die Liebesgedanken, politische Narrheiten und sonstige überflüssige Ideen Ihnen fern. Wie ein Soldat nichts Höheres kennen darf, als den Parademarsch, so darf ein Geschäftsmann nichts denken, wissen, lesen, kennen oder lieben, als sein Contobuch. Wenn Sie Sonntags Zeit haben und nicht wissen, was Sie thun sollen, so lernen Sie die Rechnentabellen auswendig, die hier an der Wand hangen. Hier ist die Zinsenrechnung von eins bis hundert Tausend Mark, dort hängt die Reducirungstabelle von Hamburger Banco in alle übrigen Münzsorten der Welt. Wie viel Zinsen können Sie z. B. für siebenzehn Tausend drei Hundert und ein Mark Banco geben, die Ihnen auf einundsiebenzig Tage geliehen werden? Wie viel Realen sind ein Tausend neun Hundert fünfundsiebenzig Mark Banco? — Ja, sehen Sie? Es fehlt Ihnen noch! Lernen, lernen, lernen, rechnen, rechnen, rechnen, mein lieber Lorenz — alles Andere ist überflüssig und schädlich!"

Diese und andere Lehren nahm Herr Lorenz sich zu Herzen; er lernte und rechnete, vergaß darüber Fuchs und Förster, Nonne und Mysti-

cismus, und wurde täglich ein beſſerer Geſchäftsmann und ein zahmeres und geduldigeres Mitglied der Firma Burk.

Als er endlich die höchſte Leiter in der Gunſt Herrn Burks erſtiegen und es bis zum Buchhalter gebracht hatte, wurde er als Haupt des Comtoirs betrachtet, und mußte an Neujahrs-, Geburts- und anderen Feſttagen im Namen des ganzen Perſonals bei Herrn Burk erſcheinen, allda im ſchwarzen Frack eine kleine Anſprache halten, dann der Schwägerin und den Töchtern ein Compliment machen und endlich ein Glas Portwein und ein Stück geräucherten Lachs genießen. Bei dieſen feierlichen Gelegenheiten hatte Herr Lorenz ein Auge auf die Schwägerin geworfen, und weil ſie ihm immer nur bei feierlichen Gelegenheiten, alſo in höchſter Toilette und in jener „friſirten Stimmung“ erſchienen war, in welcher alte Jungfern Gratulationen annehmen, hatte er ſich ein Bild von ihr entworfen, dem ſie im Grunde nicht ganz entſprach. Anſtatt „übertrieben accurat in ihrem Anzuge“ zu ſein, wie Lorenz glaubte, war ſie eher ein wenig unordentlich; anſtatt eine ſteife und vornehme Tournüre zu haben, war ſie eher ein

wenig eckig und unbeholfen, und anstatt bescheiden und schweigsam zu sein, machte sie von ihren Sprachwerkzeugen lebhaften Gebrauch. Sie war aber eine gutherzige Dame, die gern an ihre ärmeren Nebenmenschen kleine Gaben austheilte und namentlich für ihre Verwandten die regste Theilnahme empfand. Da sie außerdem nicht häßlich war, sondern eher ein gutes hausbackenes Gesicht besaß, das eben so gut Jemand anderm hätte gehören können, doch nun einmal ihr Eigenthum geworden war und recht gut zu ihrer übrigen Figur paßte —; da sie ferner zweimal hundert Tausend Mark Banco in sechsprocentigen Papieren besaß, und ihrem Gatten, nach einem sehr richtigen Grundsatze, vor der Hochzeit die Hälfte davon geschenkt hatte, damit sie sich in pecuniairer Hinsicht gleichstehen möchten — hätte Herr Lorenz ein sehr zufriedenes und glückliches eheliches Leben mit ihr führen können, wenn er nicht — in der Lichtkiste gelegen hätte. Welchen Einfluß aber die Lichtkiste auf Herrn Lorenz' Ehe hatte, wollen wir im folgenden Capitel zeigen.

Vierzehntes Capitel.

Herr Lorenz und die Schwägerin hatten sich, wie Fräulein von Nelkendorf richtig vermuthete, von einem Friedensrichter trauen lassen. Gleich nach der Trauung waren sie zu Herrn Güter gefahren, um ihm und Bertha ihre Hülfe anzubieten, und Abends hatten sie sich neben einander aufs Sopha gesetzt, wie das unter Neuvermählten, welche ein Sopha besitzen, wohl schon vorgekommen sein mag.

Sie waren Beide über den ersten Lenz der Jugend hinaus, Herr Lorenz zählte dreiundvierzig und die Schwägerin sechsundvierzig Jahre; Herr Lorenz hätte aber recht gut für einen Sechsziger gelten können, denn er hatte ein blasses, mit unzähligen Falten bedecktes Gesicht. „Wir wollen

uns nicht täuschen," hub die Schwägerin an, indem sie ihre Hand in die ihres Gatten legte; „wir wollen uns nicht täuschen, lieber Lorenz; wir fangen da an, wo Andere aufhören. Wir werden keine Flitterwochen feiern. Wir wollen wie ein altes ehrbares Ehepaar neben einander hergehen und uns das Leben so angenehm zu machen suchen, wie möglich. Nicht wahr, mein guter Lorenz?"

Lorenz näherte sein Gesicht dem Gesichte seiner Frau, um durch einen Kuß ihre Grundsätze zu widerlegen. Sie zog aber den Kopf zurück und sagte: „Das schickt sich nicht, mein guter Lorenz! Lassen wir das und alles Andere."

Es ist für einen Neuvermählten eine verlegene Partie, wenn die Neuvermählte sagt, daß es sich nicht schicke, und wenn nicht mädchenhafte Schüchternheit, sondern vorgerückte Jugend an diesem Ausspruch schuld ist. Drang Herr Lorenz in seine Gattin, ihm einen Beweis ihrer Liebe zu geben, so konnte sie antworten: „Ich habe Dir hunderttausend Mark Banco gegeben —," drang er nicht in sie, so konnte sie fragen: „Wofür habe ich Dir hunderttausend Mark Banco gegeben?" Schwur er ihr zu, daß zu seinem Glücke nichts fehlte, als

ein Kuß, so riskirte er ausgelacht zu werden, und verzichtete er gutwillig auf einen Kuß, so entstand eine peinliche Pause, in welcher sie sowohl wie er die Vorhänge vor den Fenstern betrachteten, ohne ein Wort zu sprechen.

Herr Lorenz wählte in seiner Verlegenheit Letzteres, das heißt, Herr Lorenz verzichtete auf den Kuß und blickte die Vorhänge an. Eine Pause trat ein. Endlich brach die Schwägerin das Schweigen und sagte: „Bertha hat einen sehr liebevollen Vater."

„Außerordentlich," antwortete Herr Lorenz.

„Es muß ein großes Glück sein, einen liebevollen Vater zu haben."

„Oder liebevolle Kinder!" sagte Herr Lorenz.

„Hattest Du liebevolle Eltern, mein guter Lorenz?"

„Ich?" fragte Herr Lorenz. — „Nein!"

„Gerechter Gott, also Du hattest keine liebevollen Eltern, mein guter Lorenz?"

„Ich hatte gar keine," antwortete Herr Lorenz.

„Gar keine Eltern?" fragte die Schwägerin, indem sie die Hände zusammenschlug und ihren Gatten erstaunt ansah.

Herr Lorenz ſenkte das Haupt und erzählte, was er von ſeiner Pflegemutter erfahren hatte.

„Und Du haſt keine Ahnung," fragte die Schwägerin, — „wer die grauſame Tigerin war, die Dich in jene Lichtkiſte hineinpackte? Keine Ahnung, wer der grauſame Tiger war, der ſich von Dir abwandte, ohne Dich in ſeine Vaterarme zu ſchließen?"

„Keine!" antwortete Herr Lorenz. „Gar keine!"

„Aber ich habe eine Ahnung! Ich könnte eine Ahnung haben, mein guter Lorenz! Wie? wenn? — ich hatte einen Vater, mein guter Lorenz!" Die Schwägerin hielt beide Hände vor das Geſicht und ſchluchzte krampfhaft.

„Du hatteſt einen Vater, liebe Thereſe? Warum weinſt Du, mein gutes Weib?"

„Lorenz!" ſagte die Schwägerin, „mein Vater lebte in Unfrieden mit meiner Mutter. Mein Vater — o Gott, ſo verſtehe mich doch, mein guter Lorenz! Die Dienſtboten blieben nie lange in unſerm Hauſe, weil — weil —"

„Nun weil?"

„Weil mein Vater mit meiner Mutter in

Unfrieden lebte, Lorenz. Dies und die zweihundert Mark bei Herrn Burk, mein guter Lorenz, könnten darauf hindeuten, ich ſage es könnte uns ein Fingerzeig ſein, daß —"

„Was, meine liebe Thereſe?"

„Daß — ach Gott, daß —"

„Mein Himmel, ſo ſprich doch, Herzensweib —"

„Nein, es ſchickt ſich nicht, mein guter Lorenz! Es könnte Dich verletzen; ich könnte Deinem oder meinem Vater Unrecht thun. Aber bis ich Gewißheit habe, mein guter Lorenz, bis ich vollſtändige Gewißheit habe —

„Ritter, treue Schweſterliebe" u. ſ. w.

Und ſo kam Herr Lorenz um ſeinen Kuß! Aber er kam auch um ſeine Ruhe, denn die Schwägerin wollte wiſſen, ob ſie ihm einen Kuß geben dürfe, und deswegen ließ ſie ihrem Gatten keine Ruhe, ſondern beſtürmte ihn den ganzen Tag (Nachts war ſie in ihrem Zimmer eingeriegelt), er möge ſeinen Vater ausfindig machen. Bis zu dieſer Stunde geht der Unglückliche in Hamburg herum und ſtudirt alle alten Familiengemälde; bis jetzt iſt aber ſein Forſchen ohne Erfolg geblieben, und da der Nachtwächter ſammt ſeiner Gattin hinüber

gegangen sind in das Land, das keine Täuschungen kennt, dürfte es schwer sein, einiges Licht auf die Lichtkiste zu werfen.

Sollte sich aber Einer oder der Andere unserer Leser für Herrn Lorenz interessiren und über seine Herkunft etwas erfahren, so bitten wir, uns in den Stand zu setzen, dem Guten, dem wir zu einer Frau und einem „hübschen" Capital verholfen haben, auch zu einer glücklichen Ehe zu verhelfen; denn, Madame, was ist eine Ehe ohne Kuß? Eine Ehe, in welcher die Frau behauptet, daß es sich nicht schicke? Eine Ehe ohne Flitterwochen? Eine Ehe, die da anfängt, wo andere aufhören?

Wahrlich! Herr Lorenz war nicht zu beneiden! Die Schwägerin setzte sich auf den Conjunctiv und erging sich in so vielen Möglichkeiten, daß es dem ehrlichen Gatten angst und bange wurde, wenn sie des Morgens nach einer unruhigen Nacht seinen Besuch annahm und ihm mittheilte, was Alles passirt sein könnte und noch passiren würde. Es gab kaum einen Mann von sechszig Jahren, kaum einen Potentaten, den sie nicht im Verdacht hatte, ihr Schwiegervater zu sein, und es gab keinen

Daguerreotypisten in Hamburg, dem sie nicht den heimlichen Auftrag gegeben hätte, ihr ein Register von allen Persönlichkeiten einzuhändigen, welche mit Herrn Lorenz mehr oder weniger sprechende Aehnlichkeit hätten. Herr Lorenz ist auf den Einfall gekommen, sich für einen Sohn Napoleon's des Großen zu halten, die Schwägerin fängt an, eine Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn zu finden — hoffen wir das Beste!

Funfzehntes Capitel.

Herr Lorenz hatte nicht nur unter dem Conjunctiv der Schwägerin zu leiden, sondern auch unter ihrer Bonne, und da es unsere heiligste Pflicht ist, Alles haarklein zu berichten, was wir über Herrn Lorenz und seinen Ehestand erfahren haben, so dürfen wir die Bonne nicht übergehen, die, nach dem Ausspruche des beklagenswerthen Opfers sociater Mißverhältnisse, als chinesische Mauer zwischen ihm und seiner Gemahlin fungirte. Es war eine kleine, corpulente Person, mit einem Grübchen in jeder Wange, einem falschen Gebiß, einem lauernden Blick und einem consequenten Lächeln; sie würde bei der Hinrichtung des Herrn Lorenz gelächelt haben, wie sie einer Tasse Kaffee, einer Rechnung oder dem Thron-

Die Gouar.

wechſel in Griechenland entgegen lächelte. Was ſie mit dieſem Lächeln bezweckte, wußte Niemand; und es gab Niemanden, der nicht das Abendmahl darauf genommen hätte, daß ſie — wenn ſie allein war — ihr Geſicht in ernſte Falten legte und die rachſüchtigſten und mordgierigſten Gedanken hegte. Mit ihrem Lächeln verband die Bonne einen vollen Buſen und zwei dicke, fette, ſtark geröthete Arme, die durch die weiten Gaze-Aermel durchſchimmerten und den Beobachter mit Schrecken erfüllten; aber die Bonne hatte nicht blos einen vollen Buſen und runde rothe Arme, ſondern auch ein lebhaftes Schicklichkeitsgefühl, eine tiefe Baßſtimme, einen kleinen Schnurrbart und Courage wie ein Mann. Wo die Bonne bisher gelebt hatte, wußte Niemand zu ſagen; ihren Reden nach zu urtheilen, hätte ſie Sir Franklin nach dem Nordpol begleitet, der Erſtürmung des Malakoff beigewohnt, die Menſchenopfer in Afrika mit angeſehen und die Verlobung des Prinzen von Wales mit der ſchönen Alexandra eingeleitet haben können. Sie wußte von Allem, was ein unverheirathetes weibliches Weſen wiſſen darf, ganz genau Beſcheid, und wenn man ſie fragte, wie ſie zu dieſer ge-

nauen Kenntniß komme? — lächelte ſie. So vollſtändig ihr Wiſſen nun in allen verſchiedenen Richtungen war, ſo gänzlich unerfahren war ſie in dem, was unverheirathete Damen nicht wiſſen dürfen: ſie lächelte, wenn man von Amor ſprach; ſie lächelte, wenn man das Wort Liebe nannte, ſie lächelte — aber man ſah ihrem Lächeln an, daß es ein erkünſteltes, unſchuldiges, unbewußtes, ſchüchtern-mädchenhaftes Lächeln war, ein Lächeln, welches die Frage enthielt: „Wollen Sie nicht die Güte haben, mir das deutlicher zu erklären, denn ich verſtehe Sie nicht; ſollte Ihre Erklärung aber auch nur an das anſtreifen, was ich als Mädchen nicht wiſſen darf, dann ſchonen Sie meiner Unſchuld und rauben Sie meinem Herzen nicht ſeine heilige Reinheit!“ Alles dies lag in dem Lächeln der Bonne!

Die Bonne war, wie der Leſer ſchon ſelbſt bemerkt haben wird, ganz auf ihrem Platze. Die Schwägerin hatte ihr keine ſüßen Geheimniſſe anzuvertrauen, Herr Lorenz wurde nicht durch ungewohnte Erſcheinungen beunruhigt, es brauchten keine beſonderen Gerichte gekocht zu werden, es gab nichts zu fragen, zu erzählen, zu beobachten —

kurzum, die Bonne erfuhr nichts, was ein Kind von achtzehn Monaten nicht hätte erfahren dürfen.

Dieſes „unſchuldige“ Verhältniß gefiel der Bonne. Es gefiel ihr ſo ſehr, daß ſie unaufhörlich bedacht war, Alles zu beſeitigen, was möglicher Weiſe die Fortdauer dieſes Verhältniſſes hätte beeinträchtigen können; wenn daher Herr Lorenz Morgens der Schwägerin die Hand reichen, die Wange ſtreicheln oder ſonſt einen kleinen, an das Unſchickliche anſtreifenden Liebesdienſt erweiſen wollte, drängte ſich die Bonne wie eine Wagenburg zwiſchen die jungen Eheleute und lächelte. In dem Lächeln lag aber wieder die Bitte: „Mir zu Gefallen, — es ſchickt ſich nicht. Schaffen Sie erſt die Beweiſe, mein lieber Herr Lorenz!“

Wollte Herr Lorenz ein Wort im Geheimen mit der Schwägerin ſprechen, über Bertha, Herrn Burk, Güter, Auguſte, Erneſtine oder ſonſt irgend einen Menſchen oder einen Gegenſtand, und gab er ihr einen verſtohlenen Wink, ihm in die Fenſtervertiefung zu folgen, ſo pflanzte ſich die Bonne in das Fenſter und lächelte. Hatte die Schwägerin für Herrn Lorenz eine extra feine Cigarre zum Nachmittagskaffee, eine extra ſaftige Orange

(er aß gern Orangen, der Herr Lorenz) und wollte ſie ihm eine Ueberraſchung mit der Cigarre oder mit der Orange machen, ſo nahm die Bonne die kleinen Liebespfänder und überreichte ſie dem Herrn Lorenz mit — einem Lächeln. Zog ſich Herr Lorenz Abends in ſein Zimmer zurück, ſo ſchloß die Bonne ſeine Thür zu und ſteckte den Schlüſſel in ihre Taſche; legte ſich die Schwägerin ins Bett, ſo wurde auch ihre Thür verſchloſſen, und um keine Vorſichtsmaßregel zu verſäumen, ſchlief die Bonne in dem Mittelzimmer und ſtörte durch ihr lautes Schnarchen Herrn Lorenz und die Schwägerin.

„Es iſt ein Glück, daß wir die brave Perſon bekommen haben," ſagte die Schwägerin eines Tages beim Spazierengehen — denn die Bonne ließ ſie allein ausgehen — nur nicht ins Theater.

„Ja!" antwortete Herr Lorenz.

„Sie könnte nicht beſſer ſein," ſagte die Schwägerin.

„Nein!" antwortete Herr Lorenz.

„Sie hat ſo viel Schicklichkeitsgefühl," ſagte die Schwägerin.

„Sehr!" antwortete Herr Lorenz.

„Immer ſanft und freundlich lächelnd, nie widerſprechend, immer auf das Schickliche bedacht,“ ſagte die Schwägerin.

„Ach Gott ja!“ ſagte Herr Lorenz.

„Der alte Herr ſieht Dir ſprechend ähnlich, mein guter Lorenz!“ ſagte die Schwägerin.

„Welcher?“

„Der dort mit dem Stern auf der Bruſt. Er könnte! — Lorenz, mein guter Lorenz, thue mir den Gefallen, Dich nach ihm zu erkundigen. Er geht in Streit's Hotel — erkundige Dich.“

Herr Lorenz verſpricht, ſich zu erkundigen und geht weiter. Unterwegs begegnen ihm noch fünfundzwanzig Perſonen, mit denen er Aehnlichkeit hat; in allen Schaufenſtern iſt ſein Portrait ausgehängt, damit der unnatürliche Vater, wenn er zufällig das Bildniß ſeines Sohnes erkennt, die theuren Züge kaufen und ſich melden möge; denn die Adreſſe des Herrn Lorenz ſteht hinten auf der Photographie; aber die Menſchen ſtehen vor den Schaufenſtern und betrachten Alles, kaufen Alles — nur Herrn Lorenz nicht!

Der Spaziergang iſt beendet, Herr Lorenz und die Schwägerin betreten ihr Haus; er will

ihr den Ueberwurf abnehmen, aber ehe er nur die Hand darnach ausſtrecken kann, hat die Bonne den Shawl erwiſcht und lächelt Herrn Lorenz entgegen.

„Noch immer nichts?“ frägt die Bonne die Schwägerin.

„Doch, eine Spur, und wie ich diesmal glaube, eine untrügliche Spur. Der Herr iſt in Streit's Hotel gegangen. Herr Lorenz wird nachher Erkundigungen einziehen.“

Die Bonne lächelt, nimmt die Nachrichten zur Hand und lieſt „angekommene Fremde in Streit's Hotel.“

„Leſen Sie laut,“ ſagt die Schwägerin.

Die Bonne lieſt: „Se. Königliche Hoheit der Prinz Chriſtian zu Däne—“

„Der kann es nicht ſein,“ ſagt die Schwägerin —

„Fürſt Bedinofsky mit Bedienung —“

„Streichen Sie den Namen, bitte, an; der Mann ſah mir fürſtlich aus; weiter —

„Herr Sören Nis Sörenſen, Seehundsthranhändler aus Kopenhagen, Herr Nis Sören Niſſen, Herr Sören Sörenſen, Herr Nis Niſſen, Herr

Nis Sörenſen, Herr Sören Niſſen, Dannebrogsmänner aus Kopenhagen.“

„Dannebrogsmänner?“ frägt die Schwägerin. „Was heißt das?“

„Jeder Däne heißt Sören oder Nis,“ antwortet die Bonne mit einem Lächeln, „und wer Sören oder Nis heißt, hat den Dannebrog, ein Kreuz, das einſt vom Himmel herabfiel und daher hoch in Ehren ſteht.“

„Ich habe nie davon gehört,“ ſagt die Schwägerin.

Die Bonne lächelt und behauptet, daß der Dannebrog eine Art ſcandinaviſchen Heftpflaſters ſei, ein probates Mittel, um Militairs Courage zu machen, altgediente Beamte über die Vergänglichkeit des Irdiſchen zu tröſten und geſinnungsloſe Menſchen loyal zu machen.

„Was heißt denn eigentlich loyal?“ fragte die Schwägerin, die in Herrn Burk's Hauſe keine Gelegenheit gehabt hatte, mit Fremdwörtern vertraut zu werden.

„Loyal heißt, wenn man einräumt, daß der Landesherr mehr Verſtand hat, als die Unterthanen zuſammengenommen.“

„Das hat er aber nicht,“ ſagte die Schwägerin.

„Glauben die Dannebrogsmänner auch, daß ihr Landesherr geſcheidter iſt, als die ganze übrige Nation?“

„Gewiß! Wofür bekämen ſie ſonſt den Orden?“

„Na, meinetwegen!“ ſagte die Schwägerin verdrießlich. „Sie mögen glauben, was ſie wollen, und ich glaube, was ich will. Das ſage ich Ihnen aber, Bonne, bringt mir der Herr Lorenz ſo einen Damenbock oder Dannerpflock ins Haus, dann könnten Dinge paſſiren —! Mein Mann mag ſein, wer er will, und kann zum Vater haben, wen er will — aber das Knopfloch muß er mir rein halten, Bonne — oder es könnte ein Unglück geben. Alles könnte ich meinem guten Lorenz verzeihen, Bonne, einen Raubmord, einen Meineid und Einbruch unter erſchwerenden Umſtänden; du lieber Gott, wir ſind Alle ſchwache Menſchen und können auf unſerm Wege ſtraucheln. Aber das Straucheln muß ein Ende haben, Bonne, man muß nicht liegen bleiben, ſondern ſich wieder aufraffen und ſich beſſern. Wer aber ſo ein Ding Jahr aus, Jahr ein im Knopfloch trägt, weil er glaubt, daß die ganze Menſchheit zuſammen genommen nicht ſo viel Verſtand hat, wie ein einziger Menſch, ſehen Sie, Bonne, vor ſo einem

Menſchen wird mir bange; das iſt der rechte Sünder gegen den heiligen Geiſt, ein Tellerlecker und ein Krummbuckel! Wenn ich denke, daß Herr Lorenz einen Dannenboom bekommen könnte! Bonne, wenn ich mir das denke — und Herr Lorenz bekommt einen, paſſen Sie auf, das Unglück verfolgt unſre Ehe, ich ſehe ihn ſchon ſitzen — ach du mein Herr und Heiland, Alles, Alles will ich dulden, nur mit dem Dinge im Knopfloch verſchone meinen guten Lorenz! Giebt es denn gar kein Mittel, wodurch man ſich gegen ſo'n Ding ſicher ſtellen kann? Sie erfinden jetzt ja allerlei; hat man keine Sicherheitsmaſchine gegen den Thranenboom erfunden?

„O gewiß!“ ſagte die Bonne. „Herr Lorenz braucht nur tauſend Mark an den ſchleswig-holſteiniſchen Invalidenfonds zu zahlen —“

„Iſt es dann ſicher, gewiß?“

„Meinen Kopf zum Pfande!“

„Es iſt ja aber eine gute Handlung, Invaliden etwas zu ſchenken —“

„Hilft aber gegen den Orden, verlaſſen ſich Madame darauf!“

„Gleich auf der Stelle, liebe Bonne, machen

Sie ſich auf den Weg. Hier ſind tauſend Mark! Fahren Sie zum Vorſteher und bitten Sie ihn um eine Quitung für Herrn Theodor Lorenz. Aber er muß es auch in die Zeitung rücken, daß Herr Lorenz zur Vermeidung des Dannerbocks tauſend Mark bezahlt habe. Machen Sie es, wie Sie wollen, Bonne; nur dafür ſorgen Sie, daß Herr Lorenz das Ding nicht bekommt!“

Am folgenden Morgen ſtand der Dank des Vorſtehers des ſchleswig-holſteiniſchen Invalidenfonds in den Nachrichten; hiermit war der erſte Grundſtein zu dem ehelichen Glücke des Herrn Lorenz gelegt, und die Schwägerin fing an, die Aehnlichkeit ihres Gatten mit Napoleon III. ſo auffallend zu finden, daß ſie gar nicht begriff, warum er ſich nicht nach Paris begeben habe, um ſeine Anſprüche geltend zu machen.

Wäre die Bonne nicht mit ihrem lebhaften Schicklichkeitsgefühl da geweſen, Gott weiß, wozu die Aehnlichkeit noch geführt haben würde; da ſie aber noch da war und ihre Pflichten treulich erfüllte, hatte die Aehnlichkeit vorläufig keine anderen Folgen, als daß die Schwägerin ihren Gatten portraitiren ließ und das Bild über ihrem Bette

aufhing. . Es ſtimmte dieſes allerdings nicht ganz mit den Anſichten der Bonne überein, und ſie erröthete ſchamhaft, wenn ſie in die Schlafſtube ihrer jungfräulichen Madame trat, ergab ſich aber am Ende in das Unvermeidliche, weil wir Menſchen ja nun einmal ſündhafte Geſchöpfe wären.

Das Portrait des Herrn Lorenz ſah aber ſo aus.

Sechszehntes Capitel.

„So wäre denn der letzte Spartaner gewechselt," sagte Herr Güter mit einem Stoßſeufzer. „Noch zwei Tage und wir ſind blanco und müſſen die Vermittelung Deiner Tante in Anſpruch nehmen, meine Lotosblume. Ein Glück nur, daß wir heute Abend zu ihr eingeladen ſind; wir werden uns ſatt eſſen, mein Palmenblatt, und in Erwartung der Dinge, die da kommen werden, heute wenig Geſchmack an dieſer rundlichen Knolle finden, die einſt in Deutſchland durch Militairzwang eingeführt werden mußte, jetzt aber auch ohne Cabinetsordre angebaut wird. Es iſt dies der einzige ſichtbare Vortheil, mein Goldkind, den das Militair den Deutſchen gebracht hat; der Vortheil iſt aber ein ſo großer und nachhaltiger,

daß die jetzt lebende Generation übel daran thut, ſich der Vermehrung des Militairs zu widerſetzen. Das Militair zwang die Bauern, die Kartoffel zu pflanzen, zu bearbeiten und zu eſſen; das Militair wurde dadurch der Nährſtand des Bauern, der Wohlthäter des Staates, und es iſt ein trauriger Beweis menſchlicher Undankbarkeit, wenn man jetzt den Soldaten vorwirft, daß ſie den Nährſtand an den Bettelſtab bringen. Was wäre der Nährſtand ohne Kartoffeln? Was, meine Moosroſe, wären wir ohne Kartoffeln? Die Kartoffel iſt im eigentlichſten Sinne eine militairiſche Frucht, und da wir dem dankbar ſein müſſen, der uns eine Wohlthat erweiſt, wollen wir jedes Mal, wenn wir eine Kartoffel genießen, dem Militairſtande unſern Dank ausſprechen.

Sieh Dir dieſe Knolle an, meine Amaryllis! Es iſt eine rohe Kartoffel! Hat ſie nicht Aehnlichkeit mit einem rohen Bauernburſchen, einem Rekruten, der noch nicht dreſſirt iſt. Koche ſie aber, mein Kind, laß ſie das hölliſche Feuer der Disciplin genießen, ſo wirſt Du die Veränderung wahrnehmen, die mit ihr vorgeht. Die rohe Hülle verſchwindet, eine glatte Oberfläche lächelt Dir

entgegen; ſie iſt hoffähig geworden und findet Platz an Jedermanns Tiſche! Bricht in einer armen Fabrikgegend der Hungertyphus aus und ſchickt die Regierung Militair und Kartoffeln, gleich iſt der Typhus gebannt und es herrſcht Ruhe nicht blos unter den Todten, ſondern auch unter den Lebenden. Für die Kartoffel, mein Kind, intereſſirt ſich ein Jeder, wie ſich ein Jeder für das Militair intereſſirt; je reicher die Kartoffelnernte, deſto größere Steuern erhebt der Staat; je größer das Militair, deſto mehr muß der Unterthan in die Landescaſſe zahlen. Die Kartoffel gedeiht am beſten im ſandigen Boden, auch der Soldat zieht den Sandboden dem Gebirge oder Marſchlande vor; ſo lange ein Feſtungscommandant Soldaten und Kartoffeln hat, kann er ſich behaupten; mit Soldaten ohne Kartoffeln, oder mit Kartoffeln ohne Soldaten läßt ſich ſelbſt Gibraltar nicht vertheidigen. Wird die Kartoffel deſtillirt, ſo bekommt ſie Geiſt und wird Fuſel genannt; auch das Militair hat Geiſt und Fuſel, meine Perle; in den Kartoffeln iſt enthalten die Stärke, und iſt nicht das Militair der Inbegriff der Stärke; die Kartoffel hat Ausläufer und

Kraut, ſie blüht und trägt Früchte; auch das Militair hat Ausläufer und Krautjunker, die da blühen und Früchte tragen. Aber die ſichtbaren Früchte der Kartoffel ſind nicht gut, mein Lilienſtengel, und auch die ſichtbaren Früchte des Militairs ſind nicht ſonderlich, und nur die unſichtbaren ſind zu loben. Die Kartoffel geht durch die Hände der Köchin; auch das Militair hat mit Köchinnen zu thun; zwiſchen den Kartoffeln wuchert das Unkraut —, aber in der That, mein Palmenblatt, Du nimmſt Dich in Deinem kornblauen Kleide vortheilhaft aus, und wenn Du erſt bei dem Stadttheater engagirt biſt und die Welt durch Deinen Geſang entzückſt —"

Bertha hatte ſich während der langen Rede ihres Vaters angekleidet und trat ihm mit einem ſchelmiſchen Lächeln entgegen. Sie hatte ein Geheimniß auf dem Herzen, das ſie ihrem Vater nicht mittheilen wollte, damit ſeine Ueberraſchung um ſo größer ſei. Die Schwägerin hatte eine kleine Geſellſchaft gebeten und den Director des Stadttheaters eingeladen. Bertha ſollte ſich an das Fortepiano ſetzen, ohne vorher dem Director vorgeſtellt zu werden; Bertha ſollte ſingen und

der Director ſollte ſich um ihre Gunſt bewerben, ohne zu ahnen, wer ſie ſei; denn daß er ſie wiedererkennen würde, ſchien nicht wahrſcheinlich. Mit welch unſäglicher Freude, mit welch unausſprechlicher Angſt ſah ſie dem Augenblicke entgegen, der für ihr ganzes Leben entſcheidend werden ſollte! Mißfiel ihre Stimme und ſollte der Director ihr keine Hoffnungen machen können, ſo war ſie entſchloſſen, das Gnadenbrod anzunehmen, welches Herr Lorenz und die Schwägerin ihr ſo freundlich und liebevoll angeboten hatten. Herr Güter ſollte Hutreiſender für das neue Geſchäft werden und neben anſtändiger Proviſion ein feſtes Gehalt beziehen; Bertha ſollte bei Onkel und Tante wohnen und wie Kind im Hauſe gehalten werden. „Und wenn ich einſt die Augen zudrücke," hatte die Tante hinzugefügt, „wirſt Du finden, daß Deine Tante Dich reichlich bedacht hat. Ich habe mein Teſtament gemacht und Alles angeordnet; man weiß nie, was paſſiren kann. Es kann ſo Vieles paſſiren, mein Kind!"

So freundlich und liebevoll dieſe Eröffnungen nun auch waren, ſo dienten ſie doch nur dazu, Bertha zu betrüben. Der Gedanke, von ihrem

Vater getrennt zu werden, ſeine ſchönſten Hoffnungen zu täuſchen, ſeinen Erwartungen nicht zu entſprechen, ließ die Freude über die Güte ihrer Tante in ihrem Herzen nicht aufkommen. Sie wollte ſelbſt verdienen, wollte eine berühmte Sängerin werden, ihren Vater glücklich machen und mit ihm unter einem Dache wohnen, ihm ein heimliches Stübchen einrichten, Blumen ins Fenſter ſtellen und den Morgenkaffee bringen. Der Vater ſollte glücklich werden; an ſich dachte ſie nur als an das Mittel, durch welches ihm ein frohes Alter bereitet werden könne.

Bertha war nicht eitel; aber ſie wußte, daß ſie eine ungewöhnlich helle und volle Stimme hatte; ſie wußte, daß ſie die höchſten und die tiefſten Töne mit wundervoller Reinheit ſang; ſie wußte, daß ſie ein hübſches Geſicht und eine ſchöne Figur beſaß. Dies Bewußtſein flößte ihr Vertrauen zu ſich ſelber ein; durch dies Vertrauen geſtärkt, ſah ſie der Begegnung mit dem Director muthig entgegen, ſo lange ſie nur an ſich ſelbſt dachte; blickte ſie aber ihren Vater an und las ſie in ſeinem Geſichte die Angſt um ſein Kind, ſo brach auch ihr Muth und ſie mußte ſich Gewalt

anthun, um nicht das Vertrauen zu ſich ſelber zu verlieren.

„Laß uns gehen, Väterchen, es wird Zeit,“ ſagte ſie. „Tante hat uns gebeten, ja recht pünktlich zu ſein.“

„Anfang präciſe ſieben Uhr, Caſſenöffnung ſechs Uhr,“ erwiderte Herr Güter lächelnd. „Wir werden ins Theater gehen, mein Lilienſtengel, denn ſage mir, iſt nicht jede Geſellſchaft ein Act aus einem Schau-, Luſt- oder Trauerſpiel? Was ſind das Rennen und Jagen der Dienſtboten, das Commandiren der Hausfrau, das Klingeln des Kuchenbäckers, das Anzünden und Wiederausblaſen der Wachslichter, das Einheizen und Räuchern, das Friſiren und Anziehen und all die zehntauſend anderen Ungeheuerlichkeiten vor dem Thee wohl anders, als Vorbereitungen zum erſten Acte? Der Thee iſt die Ouverture, meine Ceder, und was darauf folgt, nichts als ein mehr oder weniger improviſirtes Luſt- oder Trauerſpiel. Der Hauptunterſchied zwiſchen einer Geſellſchaft und einer Theatervorſtellung beſteht darin, daß man ſein Billet zur Geſellſchaft erſt beim Weggehen löſt, während man gezwungen iſt, die

Einlaßkarte fürs Theater pränumerando zu zahlen. Es ist ein Glück, daß wir Verwandte sind und als solche zum neuen Jahr unsere Karte lösen; denn sollte ich heute Abend dem Dienstmädchen einen Thaler auf den Leuchter legen, so würde ich in einige Verlegenheit gerathen. Ich habe kein Kleingeld bei mir, bin augenblicklich nicht bei Casse, gehe aber dennoch ins Theater, weide mich an der Ouverture, freue mich auf das Finale (Deine Tante hat einen Rehrücken gekauft, mein Engel) und applaudire der Bonne, wenn sie wie ein Frachtwagen zwischen Deinem Onkel und Deiner Tante Posto faßt. Wenn Du erst engagirt bist, will ich das Thema zu einer neuen Oper benutzen. — Aber es ist Zeit, daß wir gehen; ich sehe in Gedanken, wie Herr Lorenz seinen Frack ausbürstet und wie die Bonne sich die Lippen mit Lippenpomade einreibt, weil sie von dem vielen Lächeln geplatzt sind — komm Kind, die Welt ist ein Narrenhaus!"

Herr Güter hatte nicht so ganz Unrecht. Bei der Schwägerin ging es bunt her. Herr Lorenz mußte die Gaslampen anzünden, die Bonne wischte die Spiegel und Möbeln ab, Tische wurden

gerückt, Stühle zurechtgeſtellt, Vorhänge zuſammengeſteckt, Weinflaſchen wurden gebracht und entkorkt, das Tiſchtuch wurde gelegt, Servietten in alle denkbaren Formen gezwängt — mit einem Worte, die Schwägerin erwartete Geſellſchaft und da es die erſte Geſellſchaft war, die ſie als verheirathete Dame gab, und da Herr Lorenz ebenfalls noch niemals eine Geſellſchaft gegeben hatte, gab es eine Menge zu überlegen und zu bedenken. Es war nur ein Glück, daß die Bonne Beſcheid wußte!

„Da in der Ecke des Sopha's muß der Herr Director ſitzen," ſagte die Bonne. „Neben ihm kann Herr Dr. Milchner ſitzen, das heißt, in dem Stuhl neben dem Sopha. Wenn wir den Tiſch ein wenig abrücken, kann er ſich ſetzen, ohne mit dem Knie gegen das Tiſchbein zu ſtoßen. Im Sopha können Madame Lorenz oder Fräulein Güter ſitzen; ich denke aber, daß es beſſer ſein wird, wenn Madame ſich zu Herrn Director ſetzen und wenn Fräulein Güter vielleicht neben Herrn Dr. Milchner zu ſitzen kommt; denn wo ich noch geweſen bin, Madame Lorenz, da hat die Hausfrau immer den Sopha eingenommen; es ſchickt ſich ein-

mal so, und der Herr Director könnte sich beleidigt fühlen, wenn Madame ihm nicht die Ehre anthun" u. s. w. u. s. w.

Madame Lorenz hörte der Bonne mit jener unbegreiflichen Geduld und Fassung zu, mit welcher Frauen im Stande sind, einen Vortrag über Nichts anzuhören. Wir kennen Frauen, die ungeduldig werden, wenn ihr Schooßhündchen an der Thür kratzt, wenn eins ihrer Kinder das Tischtuch mit der Lampe und dem Theeservice vom Tisch reißt, wenn die Köchin den Hasenbraten in die Asche fallen läßt, wenn der Mann zu früh wiederkommt oder zu spät weggeht, oder umgekehrt — aber wir kennen keine Frau, die ungeduldig wird, wenn eine Nähterin von Morgens neun bis Abends zehn Uhr über den Besatz eines Kleides, den Schnitt einer Taille, die Weite eines Rockes, die Farbe einer Garnitur spricht; wir kennen keine Frau, die den Starrkrampf bekommt, wenn das Stubenmädchen frägt, welche Serviette auf den Kaffeetisch gelegt werden soll; wir kennen keine Frau, die sich zur Ader lassen muß, wenn ein Packjude vierhundert verschiedene Spitzen über den Tisch ausbreitet und sie alle mit derselben

Stimme anpreiſt; wir kennen keine Frau, die das Fenſter aufreißt und um Hülfe ruft, wenn eine Freundin ihr von dem Anzuge einer anderen Dame erzählt, — ja wir kennen keine Frau, die über das ungeduldig wird oder werden könnte, was einem Manne zum ſchönſten Schlagfluß verhelfen würde! Wir kennen aber eine Frau, die mit ewig gleichbleibender Sanftmuth und Liebe unſere Tage verſchönert, einen Sonnenſtral in unſer jämmerliches Leben wirft und unſere Achtung, Liebe, Freundſchaft und Dankbarkeit im höchſten Grade verdient; wir leben nur für ſie und durch ſie; ihr Lächeln iſt ein Frühlingsgruß, ihr Ernſt iſt ein kalter Novemberſturm; ihre Gunſt iſt unſer höchſter Lohn, ihre Unzufriedenheit iſt unſere größte Strafe; mit einem Worte, Louiſe, Du biſt eine Gattin, Mutter, Freundin und Lebensgefährtin, wie ſie der Himmel ſelten einem Manne beſchieden hat —; aber gnade Gott, wenn wir ſpazieren gehen und vor einem Schaufenſter in Hamburg ſtehen bleiben! Da wird Alles angeſehen, die Manſchette und der geſtickte Unterrock, der Tüllkragen und der Schleier, die Haube und der Hut, die Schürze und das Kleid, der Strumpf und

das Mieder, die Krinoline und die Schnürbruſt, der Friſirkamm und die Toilette-Seife, die Haarbürſte und der Gummiſchuh, das Taſchentuch und der Shawl, der Mantel und der Muff, die Stecknadel und die falſchen Locken! Stundenlang kannſt Du ſtehen bleiben und den miſerabeln Plunder anſehen! Bei jedem neuen Gegenſtande entſchlüpft Dir der Ausruf „Gott, wie reizend!“ und wenn Rothſchild auf den Einfall käme, Dir das ganze Schaufenſter zu ſchenken, würdeſt Du aufhören, die Sachen zu bewundern, ſie ſogar für eben ſo miſerabel erklären, wie Dein Gatte, der bisher neben Dir ſtehen geblieben und das Vater Unſer in allen bekannten und unbekannten Sprachen gebetet hat! Warum denn, meine Liebe, eine Sekunde Deines koſtbaren Lebens, warum einen Blick Deines ſchönen Auges dem Plunder widmen? Warum? Ja, warum?! Warum iſt die Bonne drei Stunden lang wie eine Lokomotive auf und ab gefahren, warum haben Köchin und Stubenmädchen den Dienſt gekündigt, warum flucht der Director über die hölliſche Langeweile, die er ſich von dem muſikaliſchen Thee verſpricht, warum ſinnt Dr. Milchner ſchon drei Stunden

in fieberhafter Aufregung über eine Entſchuldigung nach, warum hat Herr Lorenz ſchon die achte Flaſche Selterswaſſer getrunken, warum kann die Schwägerin auf keinem Fuß mehr ſtehen? Macht es Euch Vergnügen, Euch ſo abzuquälen? Macht es Euern Gäſten Vergnügen, ſich von Euch abſpeiſen zu laſſen?

Eine Bitte haben wir. Mit aufgehobenen Händen, auf den Knieen rutſchend, mit bebender Lippe und Thränen im Auge flehen wir: Schickt uns keine Karte mit der Inſchrift: „Herr und Frau N. N. bitten Herrn und Frau N. N., Sonntag Mittag um fünf Uhr eine Suppe mit ihnen eſſen zu wollen. Abends wird getanzt. Um Antwort wird gebeten.“

Thut es nicht, werthe Herren und Damen! Bitte, nicht! Wir haben Euch belauſcht, als Ihr zuſammenſaßet und über die Einladungen ſpracht. Der Mann hat geflucht und ſich die Haare ausreißen wollen; die Frau behauptet, es ginge nicht an, ſie müßten einmal eine allgemeine Abfütterung halten; endlich hat der Mann nachgegeben, vor Wuth hat er die Cigarre auf die Kaffeeſerviette fallen laſſen und ein Loch hinein gebrannt, und

die Frau hat Alles mit angesehen und kein Wort gesagt, um ihn nicht mehr zu reizen; aber morgen bekommt er seinen Text; morgen, wenn die Einladungen fort sind und es zu spät ist, in die Zeitungen zu rücken: „Bleibt ums Himmels Willen zu Hause!“ Wir sind Zeuge gewesen, wie die Hausfrau einen langen Zettel aus der Tasche zog und sich vergebens bemühte, die Namen abzulesen, die sie mit Bleifeder aufgeschrieben hatte (Frauen schreiben immer mit einer Bleifeder, wo wir Männer lieber einen Theerquast gebrauchen würden); wir sind dabei gewesen, wie der Mann den Theekessel sammt dem Comfort umstieß und hoch und theuer schwur, den und den und die und die nicht einladen zu wollen; wir haben es mit angehört, wie unser Name in allen Tonleitern eines röchelnden Ehemannes verwünscht wurde, wie er uns vorwarf, immer zu spät zu kommen und bei Tisch nur von den feinsten Weinen zu trinken, den Tischwein aber mit unerträglicher Consequenz von uns zu schieben; wir haben die Hausfrau sagen hören, daß man uns nicht gut umgehen könne, weil wir dort und dort kämen, und was wir von ihnen denken sollten, wenn

wir nicht eingeladen würden; wir haben den Ehemann nachgeben ſehen, haben ihm geholfen, die Karten zu adreſſiren und haben ſie ſelbſt umhergetragen; wir haben die ſchlimmen Worte und Verwünſchungen angehört, mit denen die Einladungskarten in die Ecke geſchleudert wurden, haben das Sticheln, Gloſſenmachen, den Neid, die Verachtung, die Klatſchereien, die Stoßſeufzer, das Naſenrümpfen und die Eheſcheidungen erlebt, die auf ſolche Karten folgten, und deswegen, liebe Herren und Frauen! Schießt mit Revolvern nach uns; dingt Diebe, die uns beſtehlen; thut uns alles Böſe an, nur mit einem verſchont uns — mit einer Einladungskarte! Wenn aber alles Bitten nichts fruchtet, wenn Ihr uns einladen wollt und müßt, wenn roſafarbene Briefe, Karten mit Golddruck und andere Ungeheuerlichkeiten uns nicht erſpart werden können, dann formulirt Euch ſelbſt einen Eid, aber einen bündigen und kräftigen, und wir wollen ihn freudig beſchwören, daß wir die Briefe und Einladungskarten in den Ofen ſtecken und auch keine Secunde in Zweifel ſein wollen, ob wir Ja oder Nein ſagen werden.

Wir kommen nicht!

Siebenzehntes Capitel.

Der Director saß im Sopha neben der Schwägerin; sie saß ihm zur Linken, Herr Dr. Milchner saß ihm zur Rechten. Herr Lorenz und Herr Güter saßen in Armsesseln vor dem Theetisch. Die Bonne servirte Thee und Zwieback. Bertha saß vor dem Piano; das Piano stand aber im Nebenzimmer, und wenn auch die Flügelthüren geöffnet waren, so konnte man aus der Sophaecke doch weder Bertha noch das Piano erblicken. Weder der Director noch Dr. Milchner hatten Bertha gesehen.

Aber wir haben sie gesehen, wie sie die Locken aus dem Gesichte strich, die Hand auf das Herz drückte, die Hände in den Schoß legte und die Farbe wechselte; wir haben sie beobachtet, wie sie

zwei- oder dreimal die kleinen Hände auf die Taſten legte und Miene machte, zu ſpielen, dann aber wieder eine Thräne aus dem Auge wiſchte und einen flehenden Blick gen Himmel ſchickte. Sie erſchien uns deswegen ſo bezaubernd ſchön und anmuthig, weil wir wußten, daß ſie nur eine Bitte an den lieben Gott richtete: „Gieb mir Kraft, daß ich meinen Vater ernähren und glücklich machen kann!“

Endlich ermannt ſie ſich. Die Noten ſind aufgeſchlagen, die Lichte brennen; ſie hebt die Hände, greift einen Akkord, noch einen — und ſpielt. Das Vorſpiel iſt beendet — ſie beginnt zu ſingen. Der Director ſtellt ſeine Taſſe auf den Tiſch und horcht mit Kennermiene. Es iſt eine Arie aus Robert dem Teufel. Er kennt die Arie, er hat ſie ſchon tauſendmal ſingen hören. Aber auch ſo? Mit ſolchem Feuer, ſolch weicher, reizender Stimme? Nein, niemals! Er ſteht auf, aber ganz leiſe, um kein Geräuſch zu machen, ſein Geſicht drückt Erſtaunen, Entzücken und Ueberraſchung aus. Länger kann er ſich nicht halten; er applaudirt, ruft Bravo, Braviſſimo! und eilt in das Nebenzimmer. Aber er bleibt

nicht allein. Auch Herr Dr. Milchner ist entzückt. Blaß vor Aufregung hat er seinen Stuhl auf die Seite geschoben; Erinnerungen, die lange in seinem Innern geschlummert, sind wach gerufen; einst hat er eine ähnliche Stimme gehört, ein Engel, eine Venus Amathusia hatte dasselbe Lied zur Zither gesungen, und wie er das Nebenzimmer betritt und die holde Sängerin gewahr wird, rufen tausend Stimmen in sein Herz: „Diesen Engel lieben, von diesem Engel geliebt werden, wäre das höchste Glück, das einem Gotte geboten werden könnte!“ Er träumt sich in die Alpen, der Frühling mit seinem Blumenkörbchen tritt ihm kosend entgegen, der Ruf der Sennerin dringt in sein Herz — Alles ist wie damals, nur das Gewitter und die Alpen, Schneeglöckchen und Alpenröschen fehlen, und dennoch fühlt er, wie damals, daß ein Gott in seinem Herzen wohne!

Bertha blickte auf und begegnete dem Blicke Herrn Milchners. Sie schlug das Auge nieder, dunkele Röthe überflog ihr Gesicht, und als der Director ihr die größten Lobeserhebungen machte, sie eine Catalani und Lind nannte, als er ihr

eine glänzende Zukunft eröffnete und ihr ein brillantes Engagement anbot, horchte Bertha nur mit halbem Ohr; denn Dr. Milchner hatte ihre Hand ergriffen und ihr gesagt, daß sie ihn nicht nur entzückt, sondern erschüttert habe.

Und Herr Güter?

Lange hatte er gegen sein Gefühl angekämpft, lange — wie er sich ausdrückte — nur innerlich geweint; als aber der Director, Bertha an der Hand' — zu ihm trat und ihm sagte: „Ihre Fräulein Tochter, mein Herr, ist die Königin des Gesanges, ein Phänomen, wie die Welt selten eins erlebt, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn sie ein Engagement an unserer Bühne annehmen würde" — da brach ein Thränenstrom aus den Vatcraugen und mit einem lauten Schrei stürzte er an das Herz seiner Tochter.

„Ich habe es ja immer gesagt, Du mein Liliensiengel, daß es so kommen würde, wie ich es auf dem Blumenteppich der brasilianischen Ebene geträumt habe. Arm, arm wie die Kirchenmäuse, haben wir die Güte dieser Deiner braven Verwandten nicht in Anspruch zu nehmen gebraucht; arm wie wir sind, sind wir reicher als

Dein Onkel Burk und hunderttauſend Andere, die nichts beſitzen, als einen Beutel voll elenden Goldes; wir ſind reich durch unſere Liebe, unſer Selbſtvertrauen und die Gaben, die uns ein gnädiger Himmel geſchenkt hat. Das heißt, Du mein Herzensengel biſt reich; ich habe nichts als ein Herz voll der innigſten, innigſten Liebe für Dich, mein Palmenblatt, und alle anderen Menſchen, Deinen ſchäbigen Onkel mit eingerechnet."

„Eine magnifique Scene," ſagte der Director zu Dr. Milchner, „eine ganz magnifique Scene! Sehen Sie nur den Pathos des Vaters und die claſſiſche Liebe der Tochter. Wir werden eine brillante Acquiſition an der jungen Dame machen; ſie wird volle Häuſer ſchaffen, Furore machen, ſage ich Ihnen; die jungen Herren werden die Pferde ihres Wagens ausſpannen und ſie im Triumph nach Hauſe ziehen! Ich verſichere Sie, dieſer brünette Teint mit etwas rouge wird koloſſale Wirkung machen; — und der Wuchs — iſt ſie nicht zum Entzücken? Sie ſind doch auch ein Kenner, iſt es nicht eine himmliſche Erſcheinung?"

Dr. Milchner zuckte zuſammen, als er Bertha

anpreiſen hörte, wie er ſchon ſo oft in Theatern eine Sängerin oder Tänzerin hatte loben hören. Sie, die ihm wie eine Göttin der Schönheit und Liebe erſchien, die wie durch einen Zauberſchlag die Nacht verſcheuchte, die ſeit Jahren ſein Inneres umfangen hatte und ſtatt ihrer einen Frühling voll Blüthen wach rief; ſie, die mit ſeligem Entzücken am Halſe ihres Vaters hing und im wonnigen Schauer Thränen der Freude vergoß — ſie war nichts, als ein Gegenſtand der Speculation? ſollte dem Director das Haus und die Caſſe füllen? durch tauſend Operngucker angeglotzt, den Bemerkungen feiler Recenſenten, eitler Gecken und Thoren preisgegeben werden?

„Sehen Sie ihren Arm, ihre Schulter, den Fuß," fuhr der entzückte Director fort. „Denken Sie ſich das Alles auf der Bühne beſſer ſichtbar —"

Dr. Milchner erbleichte und war nicht weit davon entfernt, dem Director die Gurgel zuzuſchnüren, als Herr Güter ſich aus der Umarmung ſeiner Tochter losmachte und, mit den Händen in der Luft ſägend, raſchen Laufes im Zimmer auf und ab eilte.

„Ganz ſo, bis in die zarteſten Nüancen der Schattirung habe ich mir das im ſüdlichen Brande der braſilianiſchen Sonne ausgemalt! Du mußteſt ſiegen, Bertha! Wäre ich ein Mahommedaner, ſo würde ich glauben, daß bei Erſchaffung der Welt Dein Triumph ſchon beſchloſſen worden ſei; da ich aber ein Chriſt bin, wäre es ſündhaft, an das Fatum zu glauben, und ich ſupponire dafür die Gerechtigkeit und allumfaſſende Liebe des Schöpfers. Ich ſage Dir, Bertha, Du mußteſt ſiegen, und hätte uns der Herr Director neulich ſchon empfangen, als wir ihm in Beſcheidenheit unſere Aufwartung machen wollten, ſo würdeſt Du ſchon früher geſiegt haben."

„Sie hätten mir Ihre Aufwartung machen wollen?" fragte der Director, der keine Ahnung davon hatte, daß Herr Güter und Tochter ſchon vor zehn Tagen bei ihm geweſen und auf der dunkeln Vordiele von ihm abgefertigt worden waren.

„Ihnen zu dienen, Herr Director. Corpo di bacco! Eine Lind, eine Luzer, eine Devrient — ach was, meine Tochter Bertha hat Sie gebeten, Ihnen etwas vorſingen zu dürfen; aber

Sie hatten keine Zeit und wir haben die ganze Zeit über — — na, einerlei, Bertha hat geſiegt, und wenn ſie Ihnen ein andermal die Ehre erweiſt, zu Ihnen zu kommen, ſo beſtellen Sie ſie nicht auf Sonnabend über acht Tage und laſſen ſie leben von — — einerlei! Corpo di Dio! Es iſt mein Kind, Herr Director, ein braves, gutes, ſittſames, talentvolles, gebildetes und liebevolles Kind, und wenn ſie auch ſo arm iſt, Herr, daß ſie ſich den Biſſen am Munde abſpart, damit ich alter Sünder ſatt werde, ſo iſt es nicht mehr als Menſchenpflicht, daß Sie das Kind empfangen, wenn es in Beſcheidenheit zu Ihnen kommt! Gott tröſte die Armen und Beſcheidenen und Gott beſſere die Vornehmen und Reichen! — So, jetzt bin ich meine Galle los!"

Die Heftigkeit Herrn Güters brachte die übrige Geſellſchaft in keine geringe Verlegenheit; am betretenſten fühlte ſich der Director, der ſich plötzlich zu der allerſchlimmſten Rolle verdammt ſah und ſein ungeſchicktes Benehmen durch tauſend Entſchuldigungen und Complimente gut zu machen bemüht war.

Auch dem Director ſchien die Bonne am

meiſten zu leiden. Sie pflanzte ſich zwiſchen Herrn Lorenz und die Schwägerin, blickte bald den vaterloſen Ehegatten und bald die gattenloſe Ehefrau an, lächelte nach rechts und links, ſchlug die Augen auf und nieder, öffnete den Mund, wie ein Fiſch, der über Waſſer iſt, und ſchüttelte den Kopf, weil ſie fühlte, daß es ſich nicht ſchicke, vor fremden Leuten ärgerlich zu werden, wenn man vor Freuden ſeiner Sinne nicht mächtig iſt und den vor ſich ſtehen ſieht, der die einzige geliebte Tochter gezwungen hat, für acht Tage von Kartoffeln und Salz zu leben.

Anderer Meinung ſchien Dr. Milchner zu ſein; wenigſtens ſchoß er dem Director ſo giftige Blicke zu, daß — wenn Blicke überhaupt auf einen Theaterdirector Eindruck machen könnten, der arme Mann wahrſcheinlich bald einen Nachfolger erhalten haben würde.

Im entſcheidenden Augenblicke, das heißt, genau fünf Minuten, nachdem eine quälende Pauſe entſtanden war, öffnete das Stubenmädchen die Nebenthür und meldete, daß ſervirt ſei.

Es giebt Erfahrungsſätze in dieſer Welt, die ſich nicht wegdisputiren laſſen; Niemand bezweifelt

z. B., daß die Erde sich um ihre Axe drehe, und Niemand glaubt, daß ein Fährmann sich erkälten oder ein Postillon sich wund reiten könne; das Eine bezweifeln und das Andere glauben wollen, würde ein ungeheures Armuthszeugniß sein; das heißt, man kann sehr viel Geld, ein recht großes Bank-Conto besitzen und sich dennoch ein Armuthszeugniß ausstellen, in welchem allerdings nur der Mangel einer unbedeutenden Kleinigkeit — des gesunden Menschenverstandes — attestirt wird, und man kann umgekehrt ohne einen Pfennig disponibeln Vermögens doch sehr reich an gesundem Unterthanenverstande sein.

Wir hatten aber drei unwiderlegliche Axiome aufgestellt, die eben so wenig bestritten werden können, wie die Unfehlbarkeit des Papstes und der Einfluß des Mondes auf Ebbe und Fluth, nämlich: die Umdrehung der Erde, die wasserdichte Constitution eines Fährmannes und das dicke Fell eines Postillons; fügen wir diesen drei Axiomen ein viertes hinzu, und stellen wir den Grundsatz auf, daß zur rechten Zeit und am rechten Orte ein duftender Rehbraten mit der Zugabe von leckerem Salat und Compot und

einigen Flaschen Rheinwein und Champagner auf einen Magen, wie den des Herrn Güter Eindruck machen kann. Wir wollen nicht sagen, daß er Eindruck machen *muß*, behaupten aber, daß er Eindruck machen *kann*. Zur Vertheidigung unseres Grundsatzes wollen wir anführen, daß Herr Güter, als die Magd meldete, daß servirt sei, sich um anderthalb rheinische Schuhe streckte, die Nasenflügel aufblies und mit einer Grandezza vor die Schwägerin trat und ihr den Arm bot, um welche ihn Knigge hätte beneiden können.

Mit einem freundlichen Druck ihrer Hand erwiderte die Schwägerin die galante Höflichkeit ihres Vetters und Beide schritten in das Eßzimmer und etablirten sich in der nächsten Nähe des Bratens. Ihnen folgten Herr Dr. Milchner und Bertha, der Director mit der Bonne und zuletzt Herr Lorenz mit zwei Armleuchtern, die dazu bestimmt waren, auf dem Credenztische Wunder zu verrichten.

Es ist nun auf der Welt nichts leichter, als die Reden niederzuschreiben, welche von Anderen gehalten werden; schwieriger dagegen ist es, die Gedanken zu verzeichnen, welche im innersten Her-

zen ſitzen bleiben und ſich durch nichts verrathen wollen, durch keine Geberde erkennen laſſen.

Wir müßten aber jeder Befähigung entbehren, Menſchen und Charaktere zu ſchildern, wenn wir nicht auf ein Haar wüßten, was jeder Einzelne während der Rehbratenſitzung dachte, und wollen unſern Leſern auch nicht einen einzigen Gedanken vorenthalten.

„Es iſt ſündhaft," dachte Herr Güter, „zu Hungerkuren verdammt zu ſein, wenn die Wälder voll von Rehböcken ſind, die ſich ſo vortrefflich ſpicken und mit Rahmſauce begießen laſſen. Wenn Bertha erſt engagirt iſt, wollen wir wenigſtens zweimal in der Woche einen Braten mit Salat haben. Was nur Alles in der Schüſſel enthalten iſt? Rothe Rüben, Eſſig, Oel, Salz, Pfeffer, Senf, Oliven, Kopfſalat, Aepfelſcheiben, Häring, Kappern, Kalbfleiſch, Hummer, Kartoffeln! Es iſt ein vortrefflicher Salat!"

„Warum ich gerade am unterſten Ende des Tiſches ſitzen und nur die Stücke bekommen muß, die von allen Anderen bei Seite geſchoben werden," dachte Herr Lorenz. „Wäre es nicht Bertha's wegen, ſo könnte ich wünſchen, daß ich den

Braten mit meiner Frau und der Bonne allein gegeſſen hätte. Aber wie das prächtige Mädchen glücklich iſt! Ihr Auge leuchtet vor Glückſeligkeit! Es muß doch eine unausſprechliche Wonne ſein, eine ſolche Tochter zu haben! Wüßte ich nur erſt, wie ich meiner Frau ihre Grillen vertreiben kann; ſie iſt freilich nicht mehr jung, aber Doctor Felder ſagt mir, daß man Beiſpiele habe —"

„Wie die Bonne Alles nett arrangirt hat," dachte die Schwägerin; „unten am Tiſch liegen die Silberſachen, die nicht gebraucht werden, aber blinkern; der Aufputz der Torte iſt ſehr geſchmackvoll und das Eſſen iſt vorzüglich gerathen. Ich werde Bertha, das liebe Kind, bitten, morgen mit ihrem Vater zum Frühſtück zu kommen, um die Nachleſe zu halten. Mein guter Lorenz hat recht gehabt, ſie ſingt himmliſch. Und wie entzückt der Director war! Wenn ſie nur nicht durchaus aufs Theater wollte; mir ſcheint, es ſchickt ſich nicht."

„Hat je die Welt einen Menſchen ſo eſſen ſehen, wie den Herrn Güter," dachte die Bonne. „Wenn das ſo fortgeht — und er nimmt eben die fünfte Portion, dann bleibt von dem ſchönen

Braten wenig über zu Ragouts oder Paſteten. Wie kann man doch nur ſo unbeſcheiden ſein! Da nimmt er, weiß es Gott, den letzten Reſt aus der Salatſchüſſel! Mich ſoll es nur wundern, ob er ſich bei der Torte eben ſo unſchicklich benehmen wird. Der Menſch muß ja gar keine Erziehung haben, da er ſich in anſtändiger Geſellſchaft ſatt ißt. Mein Herr Nachbar ſcheint auch nicht das Pulver erfunden zu haben; ſitzt da eine ganze Stunde und ſpricht kein Wort. Ich habe wohl nicht das Glück, ihm zu gefallen! Schade! Hahaha!"

„Hat mich der Teufel geritten," dachte der Director — „daß ich mich mit der Bonne behaften mußte. Eine unangenehmere Nachbarin iſt mir im Leben noch nicht vorgekommen. Jedesmal, wenn ich ein Wort an die junge Künſtlerin richte, glotzt ſie mich mit ihren großen Augen an, als wenn ich etwas Unſchickliches beginge. Na, an den Abend will ich denken. Der Vater iſt ungehobelt maſſiv, die Tochter reizend und über alle Beſchreibung bezaubernd, Dr. Milchner ſcheint mir bis über die Ohren verliebt, ich bin überall das fünfte Rad am Wagen, dabei geht Alles ſo

ſpießbürgerlich her; — wäre es nicht wegen der jungen Dame, ſo wäre ich im Stande, Naſenbluten vorzuſchützen und mich holländiſch zu empfehlen. Aber ich muß aushalten; ich muß ſie engagiren, ſie wird volle Häuſer machen."

„Wie iſt es doch möglich," dachte Dr. Milchner, „daß zwei Weſen ſich ſo ähnlich ſein können, wie meine Nachbarin und die Unglückliche, die ich einſt in Reichenau ſah? Und wie kann ein Blick eines ſeelenvollen Auges hinreichen, um in unſerm Herzen ein Gefühl hervorzurufen, das uns nie wieder verlaſſen wird? Hätte ich doch Millionen zur Dispoſition! Wie wollte ich die Tage dieſes Engels verſchönern! Der Gedanke aber, daß ſie auf der Bühne auftreten und ſo ihren Lebensunterhalt ſuchen muß, iſt fürchterlich! Ich muß ihren Vater bitten, daß er mir erlaubt, ihn zu beſuchen. Ich muß ſie öfter ſehen — ach, ich wollte ſie wäre mein, und ich könnte ihr ewig zu Füßen liegen und ſie aus vollem reinen deutſchen Herzen lieben. Wie ſchön iſt ſie! Wie graziös in allen ihren Bewegungen! Wie ſeelenvoll lächelt ſie ihrem Vater entgegen, und wie würde-

voll benimmt ſie ſich gegen den Director! Gott ſegne Dich, Du liebes, liebes Mädchen.“

„Ich dachte,“ dachte Bertha, „daß ich froh und glücklich ſein würde, wenn der Director mir Hoffnungen auf ein Engagement machen würde, und dennoch war ich noch nie ſo traurig und wehmüthig, wie heute Abend. Mein Nachbar thut alles Mögliche, um mich aufzuheitern, aber wie freundlich und herzlich auch der Ton ſeiner Stimme iſt — er erſchreckt mich! Ich möchte vor ihm fliehen, um ihn nie wieder zu ſehen, und dennoch horche ich mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jedes ſeiner Worte. Aber anſehen kann ich ihn nicht; ich fühle es, wenn er mich anblickt; aber um die Welt könnte ich mein Auge nicht aufſchlagen und ihm ins Angeſicht ſchauen!“ —

So, lieber Leſer, dachte jeder Einzelne während des Abendeſſens, und da wir wohl vermuthen dürfen, daß Du Dich nur für die Bonne intereſſirſt und zu wiſſen wünſcheſt, ob ſich aus ihrem zufälligen Begegnen mit dem Director eine nähere Bekanntſchaft entſponnen habe, wollen wir hiermit berichten, daß der Director drei Nächte nach einander von dem furchtbarſten Alpdrücken

geplagt wurde, und daß der Alp abwechſelnd die Geſtalt ſeines Regiſſeurs und der Bonne annahm. Um ſich Ruhe zu verſchaffen, entließ er den Regiſſeur; gegen die Bonne nagelte er ein altes Hufeiſen, das auf einem Kreuzwege gefunden war, über ſein Bett.

Achtzehntes Capitel.

„Um vier Uhr wird der Herr Baron kommen," ſagte Erneſtine zu Matthis. „Er wird einen Gaſt mitbringen, einen vornehmen Herrn aus Polen. Daß Du um Punkt halb vier am Berliner Bahnhofe biſt, eine Droſchke bereit hältſt und wenn Du den Herrn Baron ſiehſt, ehrfurchtsvoll den Hut abziehſt. Du nimmſt dem Herrn Baron ſeinen Reiſeſack ab und was er ſonſt noch mit ſich führen mag, beſorgſt ſeinen Koffer und ſein Gepäck, hältſt den Wagenſchlag, machſt hinter ihm zu und ſteigſt hinten auf den Tritt."

„Sehr wohl, Fräulein," antwortete Matthis mit einem Kratzfuß.

„Baronne! ſollſt Du ſagen, Matthis!"

„Sehr wohl, Baronne!"

„Jetzt geh, lege Deine Schürze ab, waſche Dir Geſicht und Hände und zieh Deine Livree an. Wie Du wieder ausſiehſt, Matthis! Es iſt wirklich ein Skandal! Wo biſt Du heute wieder geweſen und was haſt Du gethan, daß Du Dich ſo eingeſudelt haſt?"

„Ja ſehen Sie, Fräulein Baronne! Heute iſt Samſtag, und da habe ich erſt den Garten rein gemacht und dann den Hof gekehrt, und dann kam mein Vetter, der Kutſcher beim Dreckwagen iſt, und da habe ich dem geholfen, den Dreck aufladen, und dann habe ich auf dem Boden Kaffeebohnen aufſuchen müſſen, die aus den Säcken ausgelaufen waren — und bei ſo einer Arbeit kann der Menſch nicht propre bleiben."

„Gott, wenn der fremde Herr aus Polen das hörte! Du mußt Dich wahrhaftig ein wenig zuſammennehmen, Matthis, und etwas feinere Ausdrücke gebrauchen. Man genirt ſich ja förmlich vor Dir. Sprich doch nicht von Dreckwagen und Dreckaufladen —"

„Ja, Baronne, wie ſoll ich denn ſagen? Es iſt ja doch ein Dreckwagen und jeder Menſch in ganz Hamburg ſieht und kennt den Dreckwagen

und nennt ihn Dreckwagen. Warum ſoll ich denn nicht auch ſo ſagen. Dreck bleibt immer Dreck, und wenn Sie es zehnmal Ole colonne nennen."

„Sage Schmutz- oder Kehrichtwagen, Matthis."

„Kehricht? Na, wenn Sie das Kehricht nennen wollen, was ich heute mit der Schaufel aufgeladen habe — mir iſt Alles recht, Baronne! Soll ich denn meinem Vetter ſagen, daß er in Zukunft vor unſerm Hauſe ſtatt Dreckwagen „Kehrichtwagen" rufen ſoll. Er wird es mir zu Gefallen ſchon gern thun."

„Thue was Du willſt, Matthis, nur gehe jetzt und mach Dich nett und empfange den Herrn Baron, wie ich Dir geſagt habe."

Matthis verſprach, ſein Beſtes zu verſuchen und ſchritt nach Verlauf einer kleinen halben Stunde rein gewaſchen und im vollen Ornate nach dem Bahnhofe, um ſeinen Herrn zu erwarten. Matthis ſah aber ſo aus:

Sehr wohl, Fräulein Baronne!

„Iſt doch ein eigen Ding um ſo eine Livree,“ dachte Matthis, als er dem Bahnhof zuwanderte und von den Leuten begafft wurde, die noch niemals eine ſo ſchöne rothe Plüſchhoſe und ſo ſchiefe Beine geſehen hatten, wie Matthis ſie producirte. „Der Herr Burk wird eine Freude haben, wenn er mich ſieht, und ich will meine Sachen ſchon gut machen. Mein Vetter, der Kutſcher beim Dreckwagen, war früher Herrſchaftskutſcher mit 'nem Pelzrock; hat aber ſeinen Dienſt aufgeben müſſen, weil er heirathete, was die Madame nicht leiden konnte; mein Vetter alſo hat mir geſagt, wie man es macht, und ich werde Herrn Burk mit ſo einem ſchönen Gruß begegnen, daß er gewiß ſeine Freude haben ſoll.“

Unter dieſem Selbſtgeſpräche war Matthis am Berliner Bahnhofe angelangt und ſchlenderte in dem weiten Gebäude auf und ab.

Es dauerte nicht lange, als Salomon Hirſch ſich zu ihm geſellte. „Gotts Wunder, Herr Matthis,“ ſagte er, „wie ſind Sie ſchön uniformirt! Nicht wahr, es iſt eine ſchöne Sache, zu dienen bei einem Herrn Baron? Nichts zu thun, gut zu eſſen und zu trinken, Trinkgelder, ſpazieren

fahren und nur mit hübſchen Leuten zu verkehren!"

„Ich habe noch nicht viel Unterſchied bemerkt," antwortete Matthis, der an dem großen Fehler litt, die Juden nicht leiden zu können, „es iſt Alles beim Alten geblieben, ſeit Herr Burk Baron geworden iſt; der einzige Unterſchied beſteht darin, daß ich das Fräulein Baronne nennen muß und nicht mehr Dreckwagen ſagen darf. Die Arbeit und die Koſt ſind ſich gleich geblieben."

„Wird anders werden, wenn der Herr Baron wieder kommt, Herr Matthis! Gott, werden Sie ein Leben führen! Ich bin ſelber einmal geweſen bei Baron Rothſchild und weiß wie es zugeht bei den Baronen! Gott, war das eine Pracht! Alles von purem blanken Golde, Teller, Meſſer, Gabeln, und ſogar das Nachtgeſchirr von die Frau Baronin war von Gold. Der Baron Burk wird auch Alles haben von Gold!"

„Auch das Nachtgeſchirr?"

„Natürlich! — Wo denken Sie hin! Auch das Nachtgeſchirr!"

„Dann kündige ich den Dienſt," ſagte Matthis —

„Gott gerechter, Sie wollen kündigen den Dienſt bei Baron Burk?“

„Ja,“ antwortete Matthis, „wenn er das thut, was Sie ſagen; wenn er das Gold unters Bett ſtellt, und ſich nicht genirt, es zu gebrauchen — ſehen Sie, Herr Hirſch — das iſt gegen die Natur, und wenn was gegen die Natur iſt, dann ſo kündige ich den Dienſt.“

„Warum iſt denn das gegen die Natur? Gott, ſo ſprechen Sie doch nicht ſo!“

„Es iſt deswegen gegen die Natur, weil der Menſch gewohnt iſt, wenn er ein Geſchirr unterm Bett ſieht, ſo ſtößt er mit'n Fuß darnach und ſchiebt es unter, weil ſich's nicht ſchickt, ſo'n Ding ſehen zu laſſen. Gut! Iſt es aber von Gold, dann kommt der Menſch auf Gedanken, und möchte den Scherben haben, und wenn der Menſch einen Nachtſcherben haben möcht, und kann keine Nacht ein Auge zumachen, weil er immer daran denkt, ſo iſt das gegen die Natur, und dann kündigt er den Dienſt.“

„Aber ſo reden Sie doch nicht ſo, Herr Matthis! Wie komm ich mir vor mit'n Träumen von'n Nachtgeſchirr?“

„Das ist es ja eben," sagte Matthis. „Alles hält die Kreatur aus, nur keine bösen Träume nicht! Wenn man Abends müde wird und sich hinlegen will und muß dann an schreckliche Sachen denken, die einem im Traume passiren, dann so ist der Schlaf weg und ich zünde eine Pfeife nach der andern an und kann ganz melancholisch werden. Ich hab's von meiner Mutter, die hatte immer so böse Träume und schrie so laut auf, daß kein Mensch mit ihr in einem Hause schlafen konnte, weswegen sie sich auch scheiden lassen und immer von einer Wohnung in die andere ziehen mußte. Sie hatte drei Träume, Herr Hirsch, an denen sie litt und die regelmäßig umgingen, wie die Zeiger an einer Uhr. Ich habe die drei Träume geerbt, und wenn ich jetzt den vierten vom goldenen Nachtgeschirr dazu bekomme, dann so ist es aus und ich kündige den Dienst."

„Was waren denn das für Träume? Gott gerechter, wie komm ich mir vor! Wie kann der Mensch haben drei Träume? Träumte Ihre Frau Mutter in jeder Nacht alle drei oder bloß alle Nacht einen?"

„Sie träumte nur einen!" antwortete Matthis,

indem er ſeine Knie mit den Händen ſcheuerte. Sonntags träumte ſie, daß ich in den Brunnen fiel, Montags war ein Löwe bei ihr im Zimmer, der den Ofen und die Stubenthür auffraß, und Dienſtags wurde ſie geſchlachtet und zu Knackwurſt gehackt."

„Gott gerechter!" ſagte Salomon. „Werd' mein Lebtag keine Knackwurſt eſſen, ſeit ich das weiß."

„Was wiſſen Sie?"

„Daß Ihre Frau Mutter iſt gehackt zu Knackwurſt."

„Sie iſt ja nicht gehackt, ſondern hat es nur geträumt."

„Einerlei, macht mir doch Ekel."

„Ihnen ekelt vor meiner Mutter?"

„Gott gerechter, ja! Würden Sie eſſen eine Wurſt, die aus meinem Vater gemacht iſt?"

„Ja, Ihr Vater! Pfui Teufel!"

„Gott gerechter, Herr Matthis, werden Sie doch nicht gleich ſo böſe! Ich habe es ja nicht ſo gemeint! Es war bloß die Knackwurſt, was mir hat übel gemacht. Aber ſagen Sie, haben Sie die Träume von Ihrer Frau Mutter geerbt?"

„Freilich habe ich ſie geerbt, und wenn ich nun noch einen vierten Traum bekomme, — ſehen Sie, das iſt gegen die Natur und dann will ich lieber den Dienſt aufſagen.“

„Haben Sie denn Ihre Träume regelmäßig, wie ſie gehabt hat Ihre Frau Mutter?“

„Regelmäßig! Alle drei Nächte einen andern.“

„Wiſſen Sie was, Herr Matthis? Ich will Ihnen geben einen Rath. Schlagen Sie mal eine Nacht über! Nachher wiſſen die Träume nicht, welcher von ihnen an der Reihe iſt, und Sie werden bekommen Ruhe.“

„Geht nicht,“ antwortete Matthis. „Hab's verſucht und hatte nachher zwei Träume in einer Nacht.“

„Haben's denn ſonſt nichts verſucht? Keine Medicin? Nichts?“

„Doch, Alles! Habe Fliedermus gegeſſen und Kamillenthee getrunken. Hab' geſchwitzt und gefroren, gehungert und gedurſtet, hab' Alles verſucht, Herr Hirſch, und Alles hat nichts geholfen. Ich bin ein unglücklicher Menſch, Herr Hirſch.“

Matthis ſtützte den Kopf in beide Hände und blickte ſinnend den Schienen entlang, als er plötz-

lich aufſprang und ſagte: „Das ſage ich Ihnen, reden Sie dem Herrn Burk zu, ſich das Ding von Gold machen zu laſſen, ſo haben Sie es mit mir zu thun! Da kommt der Zug. Gleich wird der Herr Baron ausſteigen, merken Sie ſich, was ich Ihnen geſagt habe!“

Ehe Hirſch noch Zeit gehabt, zu antworten, brauste die Locomotive mit dem Perſonenzug heran und wenig Augenblicke darauf war der Bahnhof mit Menſchen angefüllt, die aus allen Theilen der Welt zuſammengeſtrömt zu ſein ſchienen, um in Hamburg einen Ruhepunkt zu machen.

Es iſt erſtaunlich, was Alles aus einem ſolchen Perſonenzug ausſteigen kann! Man möchte melancholiſch werden, wenn man den ungeheuern Berg von Reiſeſäcken, Kiſten, Kaſten, Koffern, Fußdecken, Pelzen, Muffs und Hutſchachteln ſieht, der dazu verdammt iſt, mit den Menſchen umherzureiſen, auf- und abgeladen zu werden, den beſten Platz in der Droſchke einzunehmen, in die Gaſthäuſer geſchleppt, aufgemacht und zugemacht, ausgepackt und eingepackt, von Zollbeamten durchſchnüffelt und von den unglücklichen Ehemännern

zu allen Teufeln gewünscht zu werden! Wer so einen Eisenbahnwagen voll „Bagage“ ansehen kann, ohne die Menschen auszulachen, sich selbst auszulachen und die schlimmsten satirischen Gedanken zu hegen, der ist kein Mensch, sondern nur ein lebender Automat, ein gediegener Staatsbürger, der keine Kritik und Censur zu fürchten hat.

Wie es wohl solchen Leuten zu Muthe sein mag? Wie sieht es in dem Innern eines Menschen aus, der ruhig zusehen kann, wie eine dicke, in Muff und Pelz eingehüllte Dame mit drei Kindern, deren jüngstes ein fünfjähriger Bengel in schottischen, d. h. in gar keinen Hosen ist, aus dem Wagen steigt und sich vom Bedienten den Bello geben läßt, der seiner Herrin das Gesicht leckt und dabei vor Freuden winselt. Die dicke Dame hat ein Coupé für sich und ihre Sprossen und Hutschachteln genommen, und wenn es an's Ausladen geht, thut sie, als ob die Welt zu Grunde gehen würde, wenn ihre blauen Pappschachteln zerdrückt würden. Sie werden aufeinander gethürmt und nehmen sich aus, wie eine Bastion, die zum Schutz gegen feindliches Kanonenfeuer aufgeführt ist. Endlich werden die

Schachteln fortgetragen; zwei bei zwei, damit kein Unglück geſchieht; der Wagen, der die Familie aufnehmen ſoll, wird bis an das Dach vollgepfropft; es iſt keine Möglichkeit, hineinzuſteigen, nur Bello und der Junge ohne Hoſen finden Platz, und doch drängt die Zeit, denn die dicke Frau iſt zur Hochzeit eingeladen, Braut und Bräutigam warten, der Paſtor iſt ſchon da — aber die Schachteln! Wer das mit anſehen kann, ohne desperat zu werden, muß eigen conſtruirt ſein, und wir können uns von dem Gedanken nicht los machen, daß ſolche Menſchen anderen Geſchmack und Geruch haben, anders fühlen und denken, anders ſchlafen, eſſen und trinken, als wir anderen.

Nur für eine Viertelſtunde möchten wir aber in einen ſolchen Automaten verwandelt werden, der Alles an ſich vorübergehen laſſen kann, ohne auch nur eine einzige Miene zu verziehen, ohne im Innern laut aufzuſchreien über — über —

„Nun, worüber?“

„Ueber Herrn Baron von Burk, Madame; über ſonſt Niemanden. — — —

„Vivat! der Herr Baron von Burk! Vivat

hoch!“ rief Matthis, ſeinen Hut ſchwenkend, als ſein Herr aus dem Wagen ſtieg und mit vornehmer Miene die Glieder ſtreckte. „Na, das iſt ſchön, daß Sie wieder da ſind, Herr Baron! Und ſehen Sie mal meine Plüſchhoſen an und die Gamaſchen!“

„Herr Burk war nahe daran, vor Scham in die Erde zu ſinken, als Matthis das eine Bein aufhob und ihn bat, den Plüſch zu befühlen. Mit einem Lächeln, welches den innigen Wunſch enthielt, daß der Satan mit Matthis kurzen Proceß machen möge, wandte er ſich ab, um ſeinen Freund und Begleiter anzureden, begegnete aber dem ſüßen Geſicht des Salomon Hirſch. „Gott gerechter, Herr Baron,“ ſagte Salomon mit einer tiefen Verbeugung, „was haben Sie gemacht ein propres Geſchäft! Gott, wie ich mir freue, daß Sie wieder da ſind! Ich weiß wieder ein Geſchäft! Wollen Sie kaufen Güter in Schweden mit Sägemühlen drauf?“

„Mon cher Baron,“ rief eine Stimme aus dem Wagen, helfen Sie mir meine Reiſetaſche — ah! da iſt ja Ihr Bediente! Komm her, mein Freund, nimm das Gepäck aus dem Wagen.

Charmante Livree, Baron, ganz charmant! Sitzt vortrefflich — aber was will der Kerl hier?"

Dieſe letzte Frage galt dem Juden Hirſch, der ſich wie eine Klette an Herrn Burk anhing und ihm von Gütern in Schweden mit Sägemühlen erzählte, die ſpottbillig zu haben wären.

„Ein andermal, Salomon," ſagte Herr Burk. „Laſſen Sie mich jetzt in Ruhe, ich muß mit meinem Freunde, dem Herrn Baron von Wupdikutz nach Hauſe fahren und habe keine Zeit, von Geſchäften zu ſprechen. Werde überhaupt keine Geſchäfte mehr machen. Laſſen Sie mich jetzt gehen, Salomon."

Salomon ließ die Arme ſinken, blickte Herrn Burk mit einem ſüßen Lächeln an und murmelte: „Doch, Herr Baron! Sie werden Geſchäfte machen; verlaſſen Sie ſich drauf!"

Herr Burk benutzte den erſten Augenblick, wo er ſich des Juden entledigt hatte, um ſeinen Freund unter den Arm zu nehmen und gravitätiſch auf eine Droſchke zuzugehen, die ſchon im Voraus von Matthis beſtellt worden war.

Wie er ſich durch die Menſchenmenge drängte und holdſelig lächelte, fragte Einer den Andern:

„Mein Himmel! Iſt das nicht Herr Burk? Was iſt mit dem Manne vorgegangen?“

Niemand konnte Antwort geben, und Alle blickten verwundert die ſeltſame Erſcheinung an.

Wenig Augenblicke darauf ſtieg Matthis hinten auf den Wagen, die Pferde zogen an und der Börſenbaron war den Blicken der neugierigen Gaffer entrückt und ihrem Gedächtniß entſchwunden. Nur Salomon Hirſch blickte ihm träumeriſch nach und murmelte für ſich hin: „Wollen Sie keine Geſchäfte mehr machen? Soll der Salomon ſein abgeſpeiſt mit fünf Procent von dem amerikaniſchen Geſchäft, wo Sie haben gemacht hundert und ſind geworden Baron? Wir ſprechen uns noch, Herr Baron! Gott gerechter! Wir werden noch machen Geſchäfte!“

Neunzehntes Capitel.

„Wie gefällt Euch der Baron Wupdikutz?“ fragte Herr Burk ſeine beiden Töchter eines Abends, als der Baron ſich in ſein Zimmer zurückgezogen hatte, um an ſeine Adminiſtratoren zu ſchreiben. „Der Mann hat savoir vivre, weiß ſich zu benehmen, zieht ſich vortrefflich an und hat adlige Geſinnungen, nicht wahr, meine lieben Kinder? Wenn ich daran zurückdenke, daß wir eine lange Reihe von Jahren mit der Schwägerin geplagt geweſen ſind und daß wir, ſo zu ſagen, eigentlich gar nicht gelebt, ſondern nur für Eſſen und Trinken, Kleidung und Steinkohlen für den Ofen geſorgt haben, ſo finde ich die plötzliche Abwechslung ganz vortrefflich! Was ſagt Ihr dazu, Erneſtine und Auguſte?“

„Meine Ansichten kennst Du, lieber Vater," antwortete Ernestine. „Mir scheint, es ist Schade ums Geld, was wir jetzt ausgeben! Jeden Tag einen neuen Braten auf den Tisch, und die Mädchen essen mit Matthis Hummersalat und Rehbraten — mir scheint das eine arge Verschwendung und die alten Zeiten gefielen mir besser, wo wir die Reste des Mittagsessens zum Frühstück für den folgenden Tag aufbewahrten."

„Wie magst Du doch immer von Essen und Frühstück sprechen, Ernestine?" fiel Auguste ein. „Es giebt doch wirklich etwas Interessanteres und Höheres, und da Papa nun einmal so reich geworden ist, sehe ich gar nicht ein, warum wir nicht gut leben sollen. Wenn es nach meinem Sinne ginge, so hielten wir Equipage, gäben jeden Abend einen Ball und holten nach, was wir früher versäumt haben. Nicht wahr, Papa, ich finde mich besser in das neue Leben, als Ernestine?"

„Du hast Geschmack, Auguste, und besitzest Anlagen, die Deiner Schwester abgehen. Aber Kinder, so kann unser Haus nicht bleiben! Die alten steifen Möbeln müssen geschmackvolleren Platz machen; statt der weißen Vorhänge gehören feuer-

rothe Damaſtgardinen hinein; die Wände müſſen mit Oelgemälden behängt, die Fußböden parquettirt, die Gypsdecken mit Malereien geziert und die Treppen mit Teppichen belegt werden. Auch in Eurer Garderobe müßt Ihr mehr Luxus entfalten. Richtet Euch nach anderen Damen. Kauft immer die häßlichſten Stoffe, vorausgeſetzt, daß es zugleich die theuerſten ſind; habt Ihr früher zwanzig Ellen gebraucht, ſo nehmt jetzt vierzig. Wer lang hat, läßt lang hängen, iſt ein altes, ſehr gutes Sprichwort. Ihr habt lang, deswegen müßt Ihr auch lang hängen laſſen. Wenn Ihr ausgeht, ſo hebt die Kleider nur vorn in die Höhe, damit Eure eleganten Unterkleider ſichtbar werden; mit der Schleppe kehrt nur ungenirt den ärgſten Schmutz auf dem Trottoir auf. Es macht ſich nobel, ſo mit vierzig Ellen Seidenzeug à fünf Mark die Elle, den Schmutz aufzukehren. Was Ihr heute thut, das thun Euch morgen fünfhundert andere Damen nach, und wenn ſie nach Hauſe kommen und ſehen ihre Toilette an, wie ſie von Schmutz klebt, dann giebt es etwas zu putzen und rein zu machen. Ihr müßt aber das Putzen und Reinmachen Anderen

überlaſſen. Ich werde Euch eine Gouvernante oder Kammerjungfer engagiren, die Alles für Euch beſorgen muß. Ich habe keine Zeit, mich um jede Kleinigkeit im Hauſe zu bekümmern, Kinder, erwarte daher von Euch, daß Ihr bemüht ſein werdet, mir die Laſt abzunehmen. Haltet einen Grundſatz feſt und richtet Euch nach ihm: „Nur nobel!“ Seid nobel, nobel in Allem was Ihr thut, eßt, trinkt, kauft und tragt. Wenn Ihr z. B. in einen Laden tretet und etwas kauft, ſo nehmt nicht nur vom Theuerſten und Häßlichſten, ſondern haltet Eure Börſe hin, ohne zu fragen, was der Stoff koſtet. Nur nicht handeln, liebe Kinder; ſondern immer nobel!“

Man ſieht, Herr Burk war in einer guten Schule geweſen und hatte gut aufgepaßt. Derſelbe Mann, der noch vor einem Monate in Ohnmacht gefallen wäre, wenn er Jemanden ſo hätte ſprechen hören, wie er jetzt ſelber ſprach; derſelbe Mann, der mit höchſt unpolirten Ausdrücken um ſich warf, wenn Auguſte ihm geſtand, daß ſie einige Mark bei der Putzmacherin ſchuldig ſei, animirte jetzt ſeine Töchter, das Geld zum Fenſter

hinaus zu werfen, weil er glaubte, daß ein Baron und Ritter des Leopoldordens nothwendig Tollhausſtreiche begehen müſſe. Der Luxus des öſterreichiſchen Adels, der Leichtſinn ſeines Freundes Wupdikutz und — das Gefühl, daß er in ſeine neue Stellung nicht hineinpaſſe — wirkten auf das ſchwache Gehirn des unglücklichen Mannes, der jetzt vor dem Gedanken, ſich blamiren zu können, ebenſo erſchrocken zurückprallte, wie ſonſt vor dem Conjunctiv ſeiner Schwägerin. Dank ſeiner vortrefflichen Erziehungsmethode, widerſtand Erneſtine allen Verlockungen des Teufels, wogegen die phantaſiereichere Auguſte mit wahrem Entzücken an Bälle, Concerte, neue Kleider und uniformirte Lieutenants dachte. Erneſtine war ſtolz auf ihren neuen Titel, weil ſie gewohnt geweſen war, ihren Vater als den erſten Guanohändler Hamburgs zu ehren, und weil es ihr wohlthat, den erſten Guanohändler zum Baron avanciren zu ſehen; ſonſt war ihr der Titel ganz gleichgültig; ſie hätte ihn ebenſo gern neben den Guanovogel unter Glas und Rahmen geſteckt und dachte nicht daran, ſich durch die ſieben Perlen in der Krone ihres Vaters oder durch die rothen

Plüschhosen des Bedienten Matthis aus ihrem nüchternen Alltagsleben aufschrecken zu lassen.

Ganz anders ging es Auguste. Der Baronstitel war ihr ganz gleichgültig, aber der Umschwung, den der Titel in ihr bisheriges Leben gebracht, war ihr willkommen. Ob ihr Vater Baron oder Herzog war, kümmerte sie wenig; Alles, wofür sie sich augenblicklich interessirte, war Geld und Gelegenheit, sich zu amüsiren, in reicher Toilette durch die Straßen zu spazieren, im Theater den Operngucker vor die Augen zu halten und sonstige noble Passionen zu befriedigen.

Die Erziehungsmethode des Vaters hatte beide Mädchen zu hohlen Geschöpfen heranwachsen lassen, die kein weiteres Verdienst besaßen, als daß sie die zehn Gebote erfüllten, denen aber jedes edlere Streben durchaus fremd geblieben war, wenn auch in Augustens Brust die Keime edleren und tieferen Gefühls schlummerten. Ernestine that Alles mit einem sauren, verdrießlichen Gesichte; Auguste lächelte selbst im Schlafe. Ernestine seufzte darüber, daß sie nicht mehr hinter dem Stubenmädchen hergehen und Spinngewebe suchen durfte; Auguste grämte sich darüber, daß sie nicht von

zwölf Pagen bedient wurde; und weil ſich die beiden Schweſtern diametral gegenüber ſtanden, gingen ſie neben einander her, ohne ihre Gedanken auszutauſchen, ohne ſich gegenſeitig abzurunden und abzuſchleifen. Erneſtine trug ſeit einigen Tagen ein Kleid von kanariengelber Seide, das zu ihrem nichtsſagenden Geſichte außerordentlich häßlich ſtand; ein reiches goldenes Armband mit Juwelen und eine prachtvolle Broche an dem flachen Buſen trugen weſentlich dazu bei, ihrer ganzen Erſcheinung etwas unheimlich Kaltes und Abſtoßendes zu geben. Sie war nur für ein einfaches Kattunkleid geboren, aber nicht für Gold und Seide. Ganz das Gegentheil war Auguſte. Ihre körperlichen Vorzüge wurden durch eine reiche und elegante Toilette gehoben, ſo daß ihre äußere Erſcheinung eine anziehende und pikante war. Da ſie außerdem von munterem Temperament war und einen romanhaften Anſtrich hatte, war ſie — wie ſo viele hundert andere Burks — ein „allerliebſtes Mädchen, eine reiche Erbin und eine gute Partie!“

Die beiden letzten Eigenſchaften erkannte Niemand bereitwilliger an, als Baron Wupdikutz,

der vertraute Freund und Lehrmeiſter des Herrn Burk. Da wir aber näher mit dieſem Herrn bekannt werden müſſen, wäre es unrecht, wenn wir ihm nicht ein eigenes Capitel widmen wollten.

Zwanzigstes Capitel.

Ladislaus Wupdikutz war der Sohn eines Magnaten im Königreich Galizien, der wie so viele andere Magnaten bei einer Pfeife ungarischen Tabacks und einem Glase Champagner über die Wiederherstellung Polens zu politisiren verstand; er stammte direct von einem vorsündfluthlichen Könige Polens ab, hielt drei Heiducken, die seine Bauern abprügeln mußten, züchtete polnische Pferde, jagte fleißig und erfreute sich einer ausnehmend guten Gesundheit. Der würdige Staroſt starb und hinterließ seinem Sohne ein großes Gut, viele Schulden, drei Heiducken und das Erbrecht auf die polnische Königskrone; und ohne allen Zweifel würde der junge Kronprätendent ein ebenso einförmiges Leben in den polnischen

Baron Wupdikutz.

Sümpfen geführt haben, wie ſein ſeliger Herr Vater, wenn nicht die Bauernrevolution von 1846 ausgebrochen wäre und die Stammburg ſeiner Väter zerſtört hätte. Ladislaus fand es für gut, nach Wien zu flüchten und ſich im Stillen darüber zu freuen, daß die Bauern ſtatt ſeiner die drei Erbheiducken im Küchengarten aufgehenkt hatten.

In Wien gefiel es dem jungen Edelmann über die Maßen und bald war er in allen noblen Paſſionen ſo vortrefflich eingeweiht, daß er im Pharao, Écarté, im Wetten, Tanzen, Steeplechase und Courmachen ſeines Gleichen ſuchte. Da er ein hübſch gewachſener und angenehmer junger Mann war, der ſeinen Bart gut friſirte und ſtets in fein lackirten Stiefeln und eleganten Handſchuhen erſchien, die mit einer Spur von Moſchus getränkt waren, ſo konnte es nicht fehlen, daß er in gewiſſen Kreiſen der Hauptſtadt als „annehmbare Partie“ in das Verzeichniß der Heirathscandidaten aufgenommen und als ſolcher mit Einladungen aller Arten beehrt wurde.

Ladislaus Wupdikutz hatte aber dieſe hohe Stufe in der menſchlichen Geſellſchaft nicht auf einmal, ſondern erſt nach und nach erſtiegen, und

als er ſich endlich auf der höchſten Leiter ſah, bemerkte er, daß ſeine Finanzen tief unten im Brunnen lagen. Eine Folge dieſes fatalen Umſtandes war, daß er ſich in das Schuldenmachen einſtudiren mußte, was ſeinen Fleiß ſo in Anſpruch nahm, daß er keine Zeit fand, die früheren Geſellſchaften zu beſuchen; er verſchwand daher nach und nach von den Verzeichniſſen der Heirathscandidaten, und da er einmal in Vergeſſenheit gekommen und durch jungen Nachwuchs erſetzt worden war, zog er ſich von dem Leben in der haute volée ganz zurück und lebte als lebensüberdrüßiger Garçon mit ſeinen Glaubensgenoſſen und Schickſalsgefährten jenes höchſt romantiſche und nachahmungswürdige Leben, dem ſich noch heute polniſche und deutſche Staroſten mit ſo großer Virtuoſität zu widmen verſtehen.

In dieſer Periode ſeines Lebens war es, daß Baron Wupdikutz den Herrn Burk kennen lernte. Anfangs ſchien ihm der brave Mann zu unbedeutend, um ſein Spiel mit ihm zu treiben; als er aber erfuhr, daß er anderthalb Millionen Mark Banco und nur zwei Töchter beſitze, entſchloß er ſich dazu, eine dieſer beiden Töchter zu heirathen.

Herr Burk hatte ihm ſelbſt zarte Winke gegeben, die Sparſamkeit Erneſtinens und den unſchuldigen Witz Auguſtens gerühmt, den Mangel an adligen jungen Herren in Hamburg geklagt und endlich ſo dringende Einladungen an ihn gerichtet, ihn nach dem Norden Deutſchlands zu begleiten, daß ſelbſt ein weniger erfahrener Roué gar bald bemerkt haben würde, daß es nur eines kühnen Griffes bedürfe, um dreiviertel Millionen Mark Banco zu heirathen. Da die Hamburger in der Notenerzeugung noch zurück ſind und nur ſchwere goldene und ſilberne Geldſorten kennen, die Wiener dagegen mit brennbaren Münzen geſegnet ſind, die wegen ihrer leichtern Vergänglichkeit um fünfundzwanzig Procent hinter dem maſſiven Material der Hamburger zurückſtehen, — der Menſch aber nie mit dem zufrieden iſt, was er im alltäglichen Leben ſieht und haben kann, ſondern immer nach dem ſtrebt, was ihm fern liegt; — ſo entſtand in dem Herzen des Barons Wupdikutz der Wunſch nach den Geldſäcken des Herrn Burk, und er konnte ſich in ſeine Sophaecke drücken und zu ſich ſelber ſagen: „Wären es dreiviertel Millionen Gulden, ſo würde dieſe Summe

gerade eine Million Gulden Papiergeld ausmachen; es ſind aber nur Mark, und eine Mark Banco iſt ungefähr dreiviertel Gulden, alſo fünfundſiebenzig Neukreuzer. Es bleibt immer eine hübſche Summe und ich wäre ja ein vollkommener Thor, wenn ich nicht mit beiden Händen zugriffe. Wäre ich vernünftig, ſo nähme ich die ſparſame; aber hole der Teufel die Vernunft, wenn man eine Million hat — ich werde Auguſte heirathen. Wie nur ſo ein Menſch, wie der alte Burk, zu ſo vielem Gelde kommen kann! Handelt mit Vogeldünger und alten verroſteten Gewehren, kauft ſich einen Orden und den Baronstitel und wird noch am Ende mein Schwiegervater! Scheußlich, auf Ehre!"

Während der hoffnungsvolle junge Mann in dieſer Weiſe ſich auf die Freuden des heiligen Eheſtandes vorbereitete und ſich die Reize eines engeren Familienlebens mit ſeiner künftigen Gattin und deren Angehörigen ausmalte, dachte Herr Burk, ebenfalls in die Ecke ſeines Sopha's gedrückt, etwa Folgendes:

„Der Wupdikutz iſt ein Teufelskerl, ein Lebemann, ein Mann wie ich ihn brauche, um ein

wenig in die noblen Paſſionen eingeführt zu werden. Ich muß ihn mit nach Hamburg nehmen, mit ihm renommiren, ihn in Geſellſchaften zeigen und ſuchen, ihn ganz in meine Gewalt zu bekommen. Zehntauſend Mark habe ich ihm ſchon geliehen; gebe ich ihm nun noch zehntauſend, ſo muß er mir eine Verſchreibung geben; die Güter in Polen muß ich haben; ſie ſind bedeutend und ohnehin ſo verſchuldet, daß ſie bald verkauft werden müſſen; habe ich aber erſt adelige Güter in Polen, gehöre ich alſo dem öſterreichiſchen Reichsrathe an, dann ſoll mir 'mal einer kommen! Habe früher wohl daran gedacht, die Auguſte mit dem Wupdikutz zu verheirathen, aber das Mädchen muß höher hinaus, muß Gräfin oder Fürſtin werden! Himmel und kein Ende! Fürſtin! Ihre hochfürſtliche Durchlaucht, die Fürſtin von Schreckenſtein, geborene Baronin von Burk! Donnerwetter! Das wäre noch der Mühe werth! Es iſt doch eine eigene Sache um ſo einen Namen. Warum klingt „Madame Schreckenſtein, geborene Burk“ nun nicht ebenſo gut, wie Fürſtin von Schreckenſtein, geborene Baronin von Burk? Es liegt ſehr viel im Namen, ſehr viel, und des-

wegen, Auguſte, wirſt Du Fürſtin. Du kennſt mich; ich befehle es. Aber Erneſtine? — Wenn Wupdikutz ſie will — ich gebe ihm eine brillante Ausſteuer, lege ein Capital feſt an, von dem er monatlich die Zinſen bekommt — das findet ſich — ich bekomme die Güter in Polen, und hat er Luſt und hat ſie Luſt, dann meinetwegen, heirathet Euch."

Aber Baron Wupdikutz und Herr Burk hatten in ihrer Sophaecke gut Pläne ſchmieden und die jungen Mädchen nach ihrem Gutdünken verheirathen. In demſelben Augenblicke, wo Herr Burk Auguſte zur Fürſtin machte, ſchrieb ſie einen feurigen Liebesbrief an einen jungen Militair, der ihr ſeit einem Monate gegenüber wohnte und durch die heiligſten Schwüre verſichert hatte, daß er nur dadurch am Leben erhalten würde, daß er ſie täglich ſähe und hoffen dürfe, ſie einſt die Seinige zu nennen. Die Schwüre des jungen Mars waren durch das Stubenmädchen des Herrn Burk in die Hände Auguſtens gelangt; ſie hatte ſie geleſen, zerriſſen, wieder zuſammengelegt, nochmals geleſen und endlich in der Hoffnung auf eine neue Auflage verbrannt. Ihre Hoffnung

ging in Erfüllung; Mars hatte Zeit, Papier, Tinte und Feder und „ſah nebenher gar nicht ein, warum er das Mädchen nicht heirathen ſolle.“ Auguſte malte ſich ihrerſeits die unbeſchreibliche Wonne aus, einen Mann zu beſitzen, vor dem die Schildwachen präſentiren müßten, und beantwortete den zweiten und dritten Fahneneid mit dem Gelübde, das nur vom keuſchen Monde belauſcht ward, daß ſie ewig, ewig nur für ihn fühlen würde. Mit einem Worte: „Auguſte hatte ſich verliebt und mit einem jungen hübſchen Militair einen Briefwechſel angefangen, der ziemlich lebhaft betrieben wurde und ihrer fürſtlichen Zukunft ſehr hindernd in den Weg trat.

Anders war es mit Erneſtine. Dieſes intereſſante junge Mädchen betrachtete Alles im Leben, alſo auch den Eheſtand, wie eine Arbeit, und da ſie mißmuthig an jede Arbeit ging, ſogar beim Eſſen und Trinken verdrießliche Geſichter ſchnitt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn ſie ſich nicht die Mühe geben mochte, ſich zu verlieben oder an eine Verheirathung zu denken. Die einzige vernünftige Beſtimmung des Menſchen erſchien ihr die, Geld zurückzulegen und einen Erben

in die Welt zu ſetzen, der das Geſchäft des Geldzurücklegens und Erbenindieweltſetzens fortführen könne. Ihr war daher jeder Mann recht, der die richtigen Anſichten über die Beſtimmung des Menſchen und die erforderlichen Eigenſchaften beſaß, um ein ſolides Bank-Conto aufrecht zu erhalten. Sie würde geheirathet haben, weil die Sache nun einmal nicht zu ändern und Leibeserben nicht zu kaufen waren, wie Stellvertreter beim Militair; es war ihr aber nicht der Mühe werth, ſich mit unnöthigen Gedanken abzuquälen, wie es die Schwägerin gethan, und wen Gott ihr beſtimmt habe, den werde ſie geduldig zu ihrem Herrn und Gemahl annehmen, einerlei ob er hübſch oder häßlich, jung oder alt, roth oder ſchwarz, blond oder brünett ſei.

Erneſtine hätte Jeden genommen, oder würde ledig geblieben ſein, ohne jemals in ihrem Leben auch nur eine Regung in ihrem Herzen zu ſpüren, kraft welcher ſie das Geſchehene beklagt oder betrauert hätte. Sie wäre mit dem beſten, wie mit dem ſchlechteſten Manne, mit einem Humboldt und einem Burk gleich glücklich, das heißt gleich unzufrieden und mürriſch geblieben, und

würde jeden Mann, einen Burk ausgenommen, zur Verzweiflung gebracht haben. Sie würde gespart, gekocht, gebügelt, gewirthschaftet, gezankt, geseufzt, gekehrt und geschrubbt haben; und wenn der Ehemann auf seinem Todtenbette gefleht hätte: „bleibe mir im Jenseits fern, Du lebendig gewordener Kupferkreuzer, der mich in meinem achtundzwanzigsten Lebensjahre ins Grab gebracht —“ würde sie geantwortet haben: „Wenn Du morgen noch am Leben bist, müssen wir Dich in das andere Zimmer tragen, denn hier soll geschrubbt werden.“

Wir besitzen einen Brief des Baron Wupdikutz an einen seiner Freunde in Wien, und Aufsätze der beiden Töchter, die Herr Lorenz für uns aus dem Betrachtungsbuch herausgerissen hat; und da es unsere Pflicht ist, Alles was wir über die Familie in Erfahrung gebracht haben, zu veröffentlichen, wollen wir dem Leser die drei Actenstücke nicht vorenthalten.

„Denken Sie sich, mein lieber Graf,“ schreibt der Baron, „daß ich in einem altmodischen Hause wohne, welches die Aussicht auf einen Speicher hat, der unerschöpflich zu sein scheint; wenigstens

habe ich ſeit vierzehn Tagen bemerkt, daß ein Sack voll Kaffeebohnen nach dem andern an einem Strick heruntergelaſſen und in einen Kahn gepackt wird. Ich wohne im zweiten Stock und würde mich in den dunkeln Gängen, den Winkeln und Erkern noch nicht zurecht finden können, wenn mein Wirth, ein baroniſirter Vogeldüngerhändler, mir nicht jeden Abend bis vor meine Schlafſtube das Geleite gäbe. Und was für Zimmer habe ich! Kleine windſchiefe Gemächer mit großen Oefen, kleinen Fenſtern, geſchnitzten Thüren und ſchrägen Fußböden, die mit Sand beſtreut werden! In meiner Schlafſtube ſteht ein Bett, daß offenbar hier oben fabricirt iſt, denn es iſt faſt ſo groß, wie die ganze Stube und dreimal ſo groß, als die Thür. Ich habe die Kiſſen und Pfühle noch nicht zählen können, die in dieſem Menſchenreſervoir aufgeſtapelt liegen, glaube aber, daß deren an die vierzig vorhanden ſind. Alle ſind mit Eiderdunen angefüllt und ſo weich, daß man zu erſticken glaubt, wenn man ſich hineinlegt.

„Dem Bette leiſten zwei Stühle aus dem ſechszehnten Jahrhundert und ein moderner Waſchtiſch Geſellſchaft. Hat man ſich im ſechszehnten

Jahrhundert nicht gewaſchen, oder iſt der alte Waſchtiſch an Altersſchwäche zu Grunde gegangen?

„Mein Wohnzimmer enthält einen kleinen Tiſch, der mit einer weißen Serviette bedeckt iſt, ein altes zerbrechliches Sopha und ein halb Dutzend Stühle; in der einen Ecke hängt ein Gemälde, das wahrſcheinlich den Ahnherrn meines Wirthes vorſtellt. Die Wände ſind mit Oelfarbe angeſtrichen und die Schlöſſer an den Thüren ſind aus Meſſing. Ueber den kleinen Fenſtern hängen kleine weiße Vorhänge, welche die Geſtalt von Schürzen haben, und unter dem Plafond läuft ein dicker, in der Mitte nach unten geſenkter Balken, in den verſchiedene Nägel eingeſchlagen ſind.

„Wie meine Wohnung, ſo iſt das ganze Haus eingerichtet; eine Ungemüthlichkeit, ein Mangel an Comfort, der ſich gar nicht beſchreiben läßt, aber genau zu meinem Wirthe und ſeiner älteſten Tochter paßt. Ihn haben Sie ſelbſt in Wien kennen lernen; es iſt der neugebackene Baron Burk, dem wir im Pharao die ſchönen Goldſtücke abnahmen. Seine Tochter Erneſtine iſt eine wahre Eſſiggurke, ein Mädchen ohne Leben, ohne

Gefühl, ohne Geſchmack; ſie hat graublonde Haare, graue Augen und einen grauen Teint, und trägt ein kanariengelbes Kleid mit grünen Brillanten. Wer an der Leber leidet, darf ſie nicht anſehen, wenn er nicht riskiren will, die Gelbſucht zu bekommen.

„Die zweite Tochter, Auguſte, iſt ein unerfahrenes, lebensfrohes, leidlich hübſches Kind mit etwas verſchrobenen Anſichten, paſſabler Toilette und einer Million Gulden im Vermögen. Ich werde ſuchen, die Partie zu arrangiren.

„Fatal iſt es mir, daß ich dem Guanohändler Geld ſchulde, weil ich dadurch in eine unbehagliche Abhängigkeit gerathen bin; er bietet mir zwar immer neue Summen an, aber ſpricht mir auch beſtändig vom Verkaufe meiner Güter. Sollte er mich wohl — doch, ich mag den Gedanken nicht ausſprechen. Ich bin auf meiner Hut und werde wiſſen, was ich zu thun habe.

„Noch nie im Leben habe ich mich nach Büchern geſehnt; ſeit ich aber in einem Hauſe wohne, wo nichts als ein Reformkalender, eine Bibel und zwei Geſangbücher zu finden ſind, ſteigt das Verlangen bisweilen in mir auf, zu leſen. Denken

Sie ſich ein großes Haus, das einem Millionair gehört und nicht ein einziges leſerliches Buch enthält!

„Der Tiſch iſt gut. Die Hamburger eſſen überhaupt gut und mein Baron ſcheint durch lukulliſche Mahle das Fehlende in ſeinem Hauſe erſetzen zu wollen. Wie man das Alles verdauen kann, was einem hier vorgeſetzt wird, bleibt mir ein Räthſel.

„Sie ſehen aus dieſem Allen, daß ich höchſt ungemüthlich lebe und daß nur die Ausſicht auf eine gründliche Heilung meiner finanziellen Uebelſtände mich hier zurückhält. Da ich aber der feſten Hoffnung lebe, in einigen Wochen im Beſitz der jüngſten Tochter und ihres Vermögens zu ſein, ſo bitte ich Sie, mit der Kleinigkeit, die ich Ihnen ſchulde, noch Geduld zu haben. Gelingt mein Unternehmen, ſo werden Sie in mir ſtets einen bereitwilligen Freund finden.

Ihr Wupdikutz.“

„Viele Groſchen machen ein großes Vermögen,“ ſchrieb Erneſtine, „und dieſe Lehre haſt Du, mein Vogel, mir tief ins Herz gepflanzt; aber jeder Brunnen läßt ſich ausſchöpfen, wenn nichts Neues

zufließt, und ſo fürchte ich auch, daß mein Vater ſeinen Brunnen leeren wird, wenn er nicht bedacht iſt, neue Summen zu verdienen. Ach, mein Vogel, wozu ſoll dies Leben im Hauſe führen? Den ganzen Tag über werden neue Sachen gebracht, die alle viel Geld koſten, und nicht beſſer ſind, als die alten, die um ein Spottgeld weggegeben werden; vom Morgen früh bis ſpät in die Nacht wird in der Küche gekocht und gebraten, Matthis hat ſchon das zweite paar Plüſchhoſen bekommen, weil er das erſte mit Aalſuppe begoſſen hatte, das Comtoir iſt aufgehoben, Vater fährt ſpazieren und geht in die Oper — Vogel, ſage mir, wohin das führen ſoll? Der Baron Wupdikutz iſt ein feiner Mann, wie Vater ſagt. Mir gefällt er nicht. Er erzählt Dinge, von denen ich nichts verſtehe, die mich nicht intereſſiren, und die Auguſte ganz verderben werden. Das Kind iſt flatterhaft und ganz aus der Art geſchlagen. Vogel, wo ſoll das enden? Seit die Schwägerin fort iſt, hat bei uns Alles ein anderes Geſicht bekommen; ich wollte, ſie wäre wieder hier und Alles wäre, wie es früher geweſen iſt.

Deine Erneſtine.“

„Himmliſch, lieber Vogel!“ ſchrieb Auguſte. „Ein Leben, wie ich es mir immer gewünſcht! Gott, die herrlichen Kleider und Goldſachen! Sieh 'mal den Demantring! Siehſt Du ihn mit Deinen Lackaugen? Vater brachte mir ihn geſtern und ſagte, es ſei ein Ring für eine Fürſtin! Fürſtin? Ich will keine Fürſtin, ſondern Frau Lieutenantin werden und mit Alfred auf die Wachtparade gehen! Könnteſt Du ſeine Taille ſehen, Vogel, wenn er die Schärpe um hat! O, Vogel, Vogel, welche Freude, welche Luſt Soldat zu ſein! und welche Freude, welche Luſt reich zu ſein und mit dem Gelde wirthſchaften zu können. Ich möchte einmal einen großen Sack voll Doppellouisd'or haben, und ſie Dutzendweiſe zum Fenſter hinauswerfen! Unſer Vermögen hat ja gar kein Ende, und man lebt ja nur einmal. Sage mir, Vogel, iſt Alfred mir treu? Belüge mich nicht, Vogel — ja, er iſt treu! Wie glücklich er geſtern war, als ich ihm auf dem Rendezvous begegnete. Süßer Menſch! Engels-Lieutenant!

Er iſt eiferſüchtig auf Wupdikutz! Himmliſch! Sei nur eiferſüchtig, Alfred! Wo keine Eifer-

ſucht, da iſt auch keine Liebe. Aber ich verſpreche Dir, treu zu ſein. Wie kannſt Du nur glauben, daß ich den Polacken lieben könnte? Ich begreife nicht, was Vater an dem Menſchen hat! Begreifſt Du es, Vogel? Morgen gehen wir auf einen Ball! Gott, wie ich mich freue! Ein weißes Kleid mit Roſa beſetzt, Spitzen und Blonden, alles nobel, wie Vater ſagt — und Alfred iſt auch da! Vogel, lieber Vogel, ich bin Deine beneidenswerthe, glückliche

Auguſte —"

Einundzwanzigstes Capitel.

„Nun sagen Sie mir aufrichtig, lieber Baron, wie gefällt Ihnen das Leben in Hamburg?“ fragte Herr Burk seinen Gast. „Sie sehen hier den reellen Kaufmannsstand, den soliden Reichthum, das blühende Geschäft —“

„Ich sehe von Allem den nichts, mein lieber Baron Burk —“

„Wie, Sie sehen nichts?“

„Ich sehe den Jungfernstieg, die Alster, eine Menge Droschken und eine unmenschliche Langeweile. Ich bin heute nervös; lassen Sie uns nach Hause gehen und mit Ihren charmanten Töchtern ein Stündchen verplaudern.“

„Finden Sie meine Töchter nicht gar zu einfach erzogen, lieber Baron?“

„Im Gegentheil, ganz vortrefflich! Fräulein Erneſtine iſt eine Hausfrau, wie ich mir keine beſſere denken könnte, und Fräulein Auguſte iſt ganz dazu geſchaffen, um einen Mann, der in der Welt lebt, glücklich zu machen. Ich finde jede in ihrer Art ausgezeichnet liebenswürdig und ſage Ihnen von ganzem Herzen mein Compliment über Ihre Erziehungsmethode. Ein Mann, der zwei Kinder zu ſo ganz verſchiedenen Charakteren heranbilden und doch jeder den Hauch der Vollendung geben konnte, verdient die Bewunderung jedes gebildeten Mannes.“

„Sie ſcherzen, Baron!“

„Ich denke nicht daran, und um Ihnen einen Beweis meiner Offenherzigkeit zu geben, will ich mir erlauben, Ihnen anzudeuten, was Ihnen fehlt, um ein vollkommener Ariſtokrat zu werden; — vorausgeſetzt, daß Sie mir meine Offenherzigkeit verzeihen wollen?“ —

„Wie mögen Sie nur fragen, lieber Baron! Sie wiſſen ja ſelbſt, daß man in dieſem ſtreng geſchäftlichen Hamburg keine Gelegenheit hat, ſich ein Savoir vivre anzuſchaffen, und daß ich den ſehr erklärlichen Wunſch hege, die Formen anzu-

nehmen, welche mit meinem neuen Stande nun einmal ſo eng verbunden ſind. Sagen Sie mir daher aufrichtig, wo fehlts noch?“

„Erſtens,“ ſagte Wupdikutz, „müſſen Sie Landbeſitz haben. Ein Baron und Millionair muß Jagden geben und ſeine Gäſte mitten im Walde großartig bewirthen. Dann müſſen Sie Ihr Haus anders einrichten, neue Möbeln anſchaffen, Bücher und Gemälde haben, eigene Equipage führen, ein kleines Spielchen arrangiren und nobel pointiren, Reitpferde halten und dafür ſorgen, daß Ihr Name in die Zeitung kommt.“

„Ich bin vollkommen mit Ihnen einverſtanden, mein lieber Baron; aber wie kommt man in die Zeitungen? Und was nützen mir Reitpferde, wenn ich nicht reiten kann?“

„Sie können nicht reiten? Sagen Sie das nicht laut, lieber Baron! Ein Baron muß reiten können. Schaffen Sie ſich nur ein halbes Dutzend Vollblutpferde an und reiten Sie mit Ihren Töchtern ſpazieren, und wenn Sie dann noch nicht in die Zeitungen kommen, dann halten Sie 'mal eine öffentliche Rede, betheiligen Sie ſich an irgend einem populären Unternehmen und laſſen

ſich zum Präſidenten der Geſellſchaft wählen. Es hat bei Ihnen Alles einen ſo übertrieben ledernen Anſtrich! Ziehen Sie den alten Adam aus und einen neuen Menſchen an. — Da liegt z. B. der zoologiſche Garten. Haben Sie ſchon ein Thier geſchenkt? Monarchen und Patrioten betheiligen ſich bei dem Unternehmen; warum ſtehen Sie zurück? Iſt hier nicht, wie Sie ſelbſt ſagen, Alles zu haben? Können Sie nicht irgend einen Vierfuß kaufen und an den zoologiſchen Garten ſchenken? Sie müſſen von ſich reden machen, Baron, *müſſen das Theater frequentiren*, Tänzerinnen Geſchenke machen, überhaupt — Sie nehmen mir das nicht übel — nicht ſo unverzeihlich hölzern und langweilig ſein, ſondern leben und leben laſſen! Da war ja geſtern der Jude Hirſch bei Ihnen und bot Ihnen Güter in Schweden an! Warum weiſen Sie den Mann ab? Andere Cavaliere laſſen in die Zeitungen rücken, daß ſie wegen des Ankaufs von großen Domainen in Unterhandlungen ſtehen, und wenn die Leute das leſen, frägt Einer den Andern: „Iſt der ſo reich, daß er Domainen kaufen kann?“

„Es iſt merkwürdig, mein lieber Baron, wie

Sie einem das Alles in wenig Worten klar machen können. Sie haben recht, und von morgen an ſoll Alles anders werden. Wir wollen Hirſch kommen laſſen; der Menſch kennt Hamburg, wie kein Anderer und wird mir von Nutzen ſein können; er iſt freilich ein miſerabler Jude — aber man kann ihn zu Allem gebrauchen. Was treiben wir aber heute Abend? Gehen wir ins Theater?"

„Wie es Ihnen beliebt. Ich hoffe aber, daß Ihre Töchter uns begleiten werden?"

„Verſteht ſich! Die Mädchen gehen mit. Haben Sie wohl bemerkt, wie wir neulich in der Kirche begafft wurden? Meine früheren Herren Collegen machten ſchöne Augen, als ich mit dem Leopoldsorden im Knopfloch an Ihrer Seite mit meinen beiden Töchtern erſchien. Es iſt doch etwas Eigenes um ſo eine Auszeichnung. Sie haben noch keinen Orden, Baron?"

„Nein, und werde auch wohl keinen erhalten; dafür gehöre ich aber einer alten Familie an, die wenigſtens zweimal ſo viel Anſpruch auf den polniſchen Thron hat, wie die Romanows, Habsburger und Hohenzollern zuſammengenommen."

„Was Sie ſagen? Sie haben Anſprüche auf den polniſchen Thron?"

„Mein Stammbaum führt zu einem polniſchen König hinauf, der ein glorreiches Regiment führte und in ſiebenzehn Schlachten den Sieg davon trug; doch, da ſtehen wir vor Ihrem Hauſe. Was wollen wir anfangen? Wollen wir einmal das Haus neu einrichten, ihm einen ariſtokratiſchen Anſtrich geben? Vor allen Dingen ſchaffen Sie ſich eine andere Hausthür an! Ihre alte ſieht aus wie die Thür eines Gefängniſſes! Wer hat jemals ſo viele eiſerne Bänder an der Thür eines Barons geſehen! Fort mit dem alten Plunder, mein lieber Baron Burk. Eine neumodiſche Thür, fein polirt, mit Glasfenſtern und Ihrem Schild an der Seite. Klimpern gehört zum Handwerk, mein lieber Baron! Was, zum Teufel haben Sie von Ihrem Gelde, wenn Sie nicht damit klimpern und klappern! — Das Beſte wird ſein, Sie geben mir Vollmacht, Alles zu arrangiren. Da muß z. B. die Stube links das Bibliothekzimmer ſein; fünf oder ſechs große elegante Schränke mit Büchern angefüllt, werden ſich nobel machen."

„Ich lese aber nicht," sagte Herr Burk.

„Schadet nichts, aber man glaubt, daß Sie lesen, wenn Sie Bücher haben, und das hilft, Ihnen Ansehen zu verschaffen. In dem Nebenzimmer müssen Sie einige Rubens und Raphaels, Wouwermans und van Dyks haben —"

„Was für was? Was soll ich haben?"

„Oelgemälde von alten Meistern. Die Bilder sind theuer, enorm theuer, aber Sie müssen sie haben."

„Ja, wenn ich sie haben muß, wenn es zum guten Ton gehört, dann sollen sie herbei geschafft werden! Ich gestehe Ihnen aber, daß ich die Namen, die Sie da eben nannten, in zwanzig Jahren nicht gehört habe, mein lieber Baron! Man hat als Geschäftsmann keine Zeit, sich um solche Lappalien zu bekümmern, das Hauptbuch bleibt denn doch die beste Lektüre und die schönste Bildergallerie —"

„Ohne allen Zweifel," erwiderte Baron Wupdikutz, „und dennoch fürchte ich, nach dem, was ich hier in Hamburg gehört und gesehen habe, daß es Kaufleute giebt, die thöricht genug sind, einen Theil ihrer Zeit mit dem Betrachten von

Bildern und dem Leſen von Büchern zu verſchwenden."

„Sie haben einen merkwürdig richtigen Blick, mein lieber Baron! Freilich giebt es Geſchäftsleute, die einen großen Theil ihrer Einnahme für die ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften hergeben, und was mich am meiſten wundert, iſt, daß ſie Vergnügen an den Büchern und Bildern finden. Machen Ihnen Bilder Vergnügen, lieber Baron?"

„Zuweilen doch. Aber wo wollen Sie Ihren Marſtall haben? Doch nicht hier im Speicher?"

„Glauben Sie wirklich, daß ich Pferde halten muß?" fragte Herr Burk mit einem verlegenen Lächeln.

„Pferde? Gewiß müſſen Sie Pferde haben! Sie müſſen es Ihren früheren Standesgenoſſen in jeder Beziehung zuvorthun, eine ſchöne Equipage und einige Wettrenner halten. Wie wollen Sie Ihren Namen bekannt machen und ariſtokratiſchen Umgang finden, wenn Sie in Ihrem alten Einſiedlerleben fortfahren? Denken Sie doch an Ihre reizenden Töchter! Wollen Sie ſie an Krämer und Handwerker, oder an Grafen

und Barone verheirathen? Wie in aller Welt ſollen aber die Söhne alter Häuſer auf den Einfall kommen, Sie aufzuſuchen, wenn Sie nicht die ariſtokratiſchen Sitten und Gebräuche zu den Ihrigen machen?"

„Es iſt merkwürdig, wie Sie das Alles klar machen können, mein lieber Baron Wupdikutz."

„Oh, es wird Ihnen noch Manches klar werden, mein lieber Baron Burk! Sie ſind ein Mann von Einſicht und Geſchmack, und da Sie ſich nicht einzuſchränken brauchen —"

„Nein, Gott ſei Lob und Dank, das brauche ich nicht —"

„Nun, und da Sie nicht geizig ſind —"

„Geizig? Nein, geizig bin ich in der That nicht. Ich war als Geſchäftsmann ſparſam; jetzt aber, wo ich von den Zinſen meines Capitals lebe, das, wie Sie wiſſen, ziemlich bedeutend iſt, halte ich es unter meiner Würde, geizig zu ſein."

„Da Sie alſo alle Eigenſchaften des Kopfes, des Herzens und des Geldbeutels verbinden, bezweifle ich keinen Augenblick, daß Sie in kurzer Zeit ein Haus machen werden, das von allen fremden Geſandten, von Fürſten und regierenden

Herren beſucht werden wird. Dann aber, mein lieber Baron, werden Sie die Freuden des Lebens erſt kennen lernen; Alles, was Sie bisher durchgemacht haben, iſt ja nicht der Rede werth."

Herr Burk blieb vor ſeinem Freunde ſtehen, ſchob den Hut ein wenig in den Nacken, klemmte das Glas in den Augenwinkel und ſtreckte den Bauch möglichſt weit vor. „Fürſten, ſagen Sie und regierende Herren! Es iſt eine ungeheure Idee! Glauben Sie wirklich, daß ich einen ſolchen Beſuch jemals empfangen werde?"

„Ohne allen Zweifel! Wiſſen wir nicht, daß der deutſche Kaiſer bei den Spießbürgern Augsburgs gewohnt hat? Hat nicht mein Vorfahr bei einem polniſchen Bauer einen Schnaps getrunken, und jagt Napoleon nicht die Faſanen des Baron Rothſchild? Was aber einem Bauern, einem Spießbürger und einem Juden widerfahren kann, das wird doch wohl auch einem Baron paſſiren können. Ich ſage Ihnen, lieber Baron, es wird Ihnen paſſiren."

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?" fragte Herr Burk, der plötzlich eine gedemüthigte Stellung einnahm und den Kopf wie eine Schild-

fröte einzog. „Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Zehn für einen.“

„Dann brauchen Sie das Wort „paſſiren“ nicht. Es erweckt Erinnerungen in mir, die einen Heiligen zum Schwören verleiten könnten.“

„Es erinnert Sie an Ihre Schwägerin?“ fragte Wupdikutz mit einem Lächeln.

„Ums Himmels Willen! Nennen Sie ſie nicht! Wer Ihnen auch das furchtbare Geheimniß mitgetheilt haben mag — verſchonen Sie mich. Ich habe Pantalonsqualen ausgeſtanden.“

„Tantalusqualen meinen Sie?“

„Ja, natürlich, Tantalonsqualen! furchtbare Qualen.“

„Tantalus, lieber Baron Burk, war der Sohn des Zeus oder des Tmelos und der Pluto, Vater des Pelops, Broteas und der Niobe. Er ſtahl Ambroſia und traktirte damit ſeine Freunde und wurde dafür zu der höchſt fatalen Situation verurtheilt, bis an den Gürtel im Waſſer zu ſtehen, das aber immer zurückwich, wenn er ſich bückte, um etwas in die hohle Hand zu ſchöpfen.“

„Ich glaubte, daß der Syphilus hierzu ver-

dammt worden ſei," ſagte Herr Burk, der es noch immer nicht wagte, den Kopf wieder hervorzuſtrecken.

„Siſyphus," antwortete Wupdikutz, „war der Sohn des Aeolus und der Enarete, Gemahl der Merope und König von Ephyra. Wegen ſeiner vielen Ungerechtigkeiten, die er gegen ſeine Unterthanen beging, mußte er in der Unterwelt ein großes Felsſtück einen Berg hinaufrollen; ſobald er aber keuchend den Gipfel erreicht hatte, rollte der Fels wieder hinab, und die Arbeit fing von neuem an."

„Wo wiſſen Sie das Alles her, mein lieber Baron?"

„Das ſind Dinge, die man in jeder gebildeten Geſellſchaft zu hören bekommt. Sie müſſen das lernen, lieber Baron Burk, dies und vieles Andere; haben Sie dann eine paſſende Gelegenheit, ſo bringen Sie Ihr Pfund an den Mann und Sie werden Wunder erleben."

Herr Burk kratzte ſich hinter den Ohren und verwünſchte ſeine Unwiſſenheit ſowohl, wie die Nothwendigkeit, ſein Gedächtniß mit einer Maſſe unnützen Plunders zu belaſten. Gern würde er

den Vorſchlag gemacht haben, in Zukunft nichts Ueberflüſſiges in den Schulen zu lehren, damit ein Ritter des Leopoldsordens nicht in Verlegenheit geſetzt werden könne; da er aber eine kindiſche Furcht vor dem Sich-Blamiren hatte, und nicht nur der erſte Guanohändler, ſondern auch der erſte Ariſtokrat Hamburgs ſein wollte, biß er die Zähne zuſammen und beſchloß, ſeinen Freund Wupdikutz als lebendes Converſationslexikon zu gebrauchen, und bei ihm ein privatissimum über unnützen Plunder zu hören.

Er hätte in der That auch nicht leicht einen beſſeren Lehrmeiſter finden können. Wupdikutz war mit allen Salben geölt und mit allen Hunden gehetzt; in ſeinem langjährigen Leben in der Wiener haute volée hatte er eine vollendete Erziehung bekommen, und es gab kaum einen gangbaren Ausdruck, ein Gleichniß, eine Anekdote, ein bon mot, die ihm nicht alle ebenſo geläufig, und vielleicht geläufiger geweſen wären, als das Vater Unſer. Als vollendeter Roué hatte er ſehr bald bemerkt, welches die Abſichten Herrn Burks waren; und da ihm vor einer Partie mit Erneſtine ſchauderte, da Auguſte ihn ſchnippiſch

zurückstieß und da endlich seine Güter so gut wie in den Klauen Herrn Burks waren, beschloß er, den würdigen Mann bei der schwachen Seite zu fassen und ihn in den Strudel der aristokratischen Vergnügungen zu stürzen, um ihn nach Gefallen ausbeuten zu können. Da die schwache Seite Herrn Burks aber die liebe Eitelkeit war, und da nichts leichter zu bethören ist, als ein eitles Herz, so hatte der polnische Thronprätendent verhältnißmäßig leichtes Spiel mit seinem Opfer. Sobald er dem Biedermann die häßliche Gewohnheit vertrieben hatte, seine Ausgaben zu notiren und mit den Einnahmen in Einklang zu bringen, veranlaßte er ihn zu extravaganten Ausgaben und einer pompösen Einrichtung seines Hauses. Matthis bekam einen Collegen, das Küchenpersonal wurde vergrößert, Equipagen und Reitpferde, Bücher und Bilder, Vasen und kostbare Figuren wurden angeschafft, Gesellschaften folgten auf Gesellschaften, Bälle auf Bälle, und weil Herr Burk und Baron Wupdikutz am Tanzen keine Freude fanden, und andere Gleichgesinnte ein „Spielchen" vorzogen, wurde ein eigenes Cabinet eingerichtet,

in welchem die Louisd'or des Hausherrn in die Taſchen ſeiner Freunde übergingen.

Wupdikutz konnte ſich nun freilich über die Gewinne nicht beklagen, die ihm bisher zugefallen waren; aber die Sache ging ihm zu langſam. Er wünſchte, auf einmal ein Erkleckliches zu erobern, um mit gefüllten Taſchen nach Wien zurückkehren und ſeine Adminiſtratoren durch ſeine Gegenwart erfreuen zu können. Ein paar Mal hatte er verſucht, ein höheres Spiel vorzuſchlagen, war aber jedesmal von Herrn Burk auf ziemlich unpolirte Manier daran erinnert worden, daß er leicht hoch ſpielen könne, da er nichts zu verlieren habe, und daß ihm, Herrn Burk, der Spaß ſchon hoch genug zu ſtehen komme. Hätte Baron Wupdikutz einen Aſſocié gehabt, der auf Herrn Burk mit eingewirkt hätte, dann wäre die Sache leichter geweſen; er ſtand aber allein und mußte die Schlacht ohne fremde Hülfe gewinnen.

Schon mehrmals hatte er daran gedacht, mit dem Juden Hirſch ein „vernünftig Wort“ zu ſprechen; denn es war ihm vorgekommen, als beſitze dieſer Ehrenmann eine außerordentliche Gabe, Herrn Burk für ſeine Pläne zu gewinnen.

Die von ihm entworfenen Schilderungen der Güter in Schweden, der beispiellos billige Preis, der reiche Ertrag der Sägemühlen, der Stockfischfang in den, zu den Gütern gehörenden Buchten und hundert andere verlockende Vorzüge wurden von Salomon so geschickt hervorgehoben, daß ein speculirender Kopf, wie der des Herrn Burk, unmöglich kalt bleiben konnte. Dazu kam, daß Salomon Hirsch Herrn Burk zu dem Ankauf der alten Gewehre und Kanonen gerathen und dadurch zu einem bedeutenden Profit verholfen hatte.

Baron Wupdikutz hatte Herrn Burk zum Ankauf der schwedischen Güter gerathen; weil nach seinen Ansichten ein Baron Güter besitzen müsse, und weil er sich mit der Hoffnung getragen hatte, einst eines oder das andere dieser Güter das seinige nennen zu können. Seit aber Auguste ihm auf das Unzweideutigste zu verstehen gab, daß sie sich den Mann aussuchen würde, der ihr am besten gefiele, seit ihm also die Erbschaft eines Gutes in Schweden gleichbedeutend mit einer Vermählung mit Ernestine erschien, interessirte er sich weit weniger für die Wälder und Buchten, Sägemühlen und Stockfische, Tannenwälder und

Waſſerfälle Skandinaviens, und würde dem ganzen Plane ſehr wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, wenn er nicht aus dem Eifer, mit welchem Salomon Hirſch die Sache betrieb, den ſehr richtigen Schluß gezogen hätte, daß bei dem Handel ein hübſches Geld zu verdienen ſei.

„Wenn ich nur mit dem Juden ſprechen könnte," ſagte er zu ſich ſelber, „wir werden uns bald verſtehen, und wenn wir gemeinſchaftlich auf den Alten einwirken, ſo wird er nicht widerſtehen können."

Sein Wunſch wurde eher erfüllt, als er gewagt hatte, zu hoffen. Salomon kam an einem Morgen nach einem Balle in Herrn Burks Hauſe, der ganz beſonders glänzend geweſen war. Herr Burk und ſeine Töchter lagen noch in den Federn, Matthis ging ſchlaftrunken nach dem Eßzimmer, um ſich durch ein Glas Champagner die Erinnerung an den böſen Traum der letzten Nacht zu vertreiben, als Salomon die Glocke zog.

„Wie geht's, Herr Matthis?" fragte der Jude mit einem höflichen Kratzfuß. „Gott gerechter, wie Sie ſehen aus! Iſt der Herr Baron ſchon auf?"

„Da behalte einer ſein Ausſehen," antwortete Matthis. „Keine Ruhe bei Tag und Nacht, Bälle und Concerte, und wenn man ſich ins Bett legt, die Träume!"

„Haben Sie noch immer die böſen Träume?"

„Ach, ſprechen Sie nicht davon! Ich habe geglaubt, ein Glas Champagner würde mich retten — aber es iſt anders gekommen, Herr Hirſch, und je mehr ich trinke, deſto toller ſind die Träume; und was das ſchlimmſte von Allem iſt, ich habe jetzt einen vierten Traum."

„Wie komm' ich mir vor mit einem vierten Traum, Herr Matthis!"

„Ja, wie Sie ſich vorkommen, Herr Hirſch, weiß ich nicht; ich komme mir aber im Traume vor, wie ein Baron mit ſo einem goldenen Dinge auf dem Kopf — Sie wiſſen ſchon, was für ein Ding, Herr Hirſch, und der Henkel drückt mir die Naſe ein, daß ich vor Angſt aufſchreien möchte! Ach, Herr Hirſch, ich wollte, ich hätte Ruhe vor den Träumen!"

„Laſſen Sie es gut ſein, Herr Matthis! Sie haben noch junges Blut, und aus'm Blut

kommen die Träume; wenn Sie werden älter, werden Sie ſchlafen ruhiger."

„Sie haben gut reden! Meine Mutter war achtzig Jahre alt, als ſie ſtarb, und hat ſie nicht jede Nacht ihren regelmäßigen Traum gehabt? Ich hab's von ihr geerbt, Herr Hirſch; denn ſie hat die Träume gehabt, als ſie mit mir, mit Reſpect zu ſagen, ſchwanger ging, und nachher habe ich ſie ihr abgetrunken. Es iſt nicht recht, Herr Hirſch, wenn der Menſch übel von ſeinen Eltern ſpricht; aber ich wollte doch, daß ich eine andere Mutter gehabt hätte."

„Bleiben ſich denn Ihre Träume das ganze Jahr gleich, Herr Matthis, oder ſind ſie beim abnehmenden Licht ſtärker und beim zunehmenden ſchwächer, wie es mir geht mit den Schmerzen in meinen Füßen?"

„Das will ich Ihnen ſagen, Herr Hirſch! In den erſten neun Monaten vom Jahre ſind ſie am ſchlimmſten; October, November und December paſſiren, mit dem Januar fängt die Pein aber an und je näher ich dem September komme, deſto ärger wird es, und die drei letzten

Nächte vor dem 25. September iſt es nicht zum Aushalten.“

„Sonderbar,“ ſagte Hirſch.

„Sonderbar? Ja, und auch nicht. Ich bin am 25. September geboren, und davon kommt alles Unglück her. Ich bin ein unglücklicher Menſch, Herr Hirſch!“

„Sprechen Sie nicht ſo, Herr Matthis! Jeder Menſch hat ſein Theil zu tragen, und wenn Sie nicht können ſchlafen wegen der böſen Träume, die Sie haben geerbt von Ihrer Frau Mutter, ſo kann ich nicht ſchlafen wegen die Hühneraugen, die ich hab' geerbt von meinem Herrn Vater. Es hat ein jeder Menſch ſein Theil, Sie können es mir glauben.“

„Ja, ich glaube es ſchon, aber ärgern thut's mich doch.“

„Na, nun ärgern Sie ſich nicht, und ſagen Sie mir, ob ich den Herrn Baron kann zu ſprechen bekommen.“

„Welchen Baron meinen Sie, den meinigen oder den fremden?“ fragte Matthis, indem er ſich den Mund nach einem Ragoutlöffel voll Häringsſalat abwiſchte.

„Ihren Herrn Baron meine ich, Herr Matthis. Gott! was ſoll ich wohl haben für Geſchäfte mit dem Herrn aus Polen. In Polen iſt nichts zu holen!“

„Will 'mal nachſehen, Herr Hirſch, ob mein Baron ſchon auf iſt, glaube es aber nicht. Frühſtücken Sie derweil ein wenig, wenn es gefällig iſt; der Salat iſt nicht zu verachten.“

Matthis ging und kehrte mit der Nachricht wieder, daß ſein Baron noch ſchlafe, daß aber der fremde Herr den Herrn Hirſch zu ſprechen wünſche.

„Was wird er wollen?“ fragte Salomon kopfſchüttelnd, indem er die Treppe hinaufging. „Wird er wollen Geld borgen? Ich hab' nichts, kann nichts ausleihen an luftige Patrone!“ Als er aber Baron Wupdikutz gewahr wurde, der die Thür ſeines Zimmers geöffnet hatte und ihm winkte, leiſe näher zu treten, verzog ſich ſein Geſicht zu einem breiten Lächeln, und er begrüßte den luftigen Herrn mit unterthäniger Ehrfurcht.

„Kommen Sie herein, Hirſch,“ ſagte Baron Wupdikutz, „ich habe ein Wort mit Ihnen zu ſprechen.“

„Womit kann ich dienen, Herr Baron?“

„Ich habe die Absicht, die Güter in Schweden zu kaufen, von denen Sie dem Herrn Baron von Burk mehrfach gesprochen, möchte aber den Handel meines Freundes nicht stören, indem ich als Mitkäufer auftrete. Nur das habe ich mir erlaubt, dem Baron die Sache zu verleiden und ihm dagegen meine Herrschaften in Polen zu verkaufen; mir bleibt eine anständige Summe übrig, und da ich mich ohnehin mit der österreichischen Regierung nicht besonders stehe, hätte ich wohl Lust, meine Capitalien wo anders anzulegen.“

„Möchten sich der Herr Baron in Schweden ankaufen?“

„In Schweden, oder sonstwo, einerlei! Ihre Beschreibung der Güter hat mir Lust gegeben, die Pläne näher einzusehen, und ich wäre nicht abgeneigt, vorausgesetzt, daß Sie den Preis bedeutend herabsetzten; denn Sie werden doch nicht glauben, daß ich Ihnen den Sündenpreis bezahlen werde, den Sie meinem Freunde Burk abverlangt haben?“

„Soll mir Gott helfen —“

„Lassen Sie das! Sie sehen, daß ich ein

guter Geſchäftsmann bin, Herr Hirſch; die Sache läßt ſich noch arrangiren. Ich könnte Baron Burk noch zu dem Ankauf bewegen und Ihnen den Handel ſehr erleichtern, wenn — Sie verſtehen mich!"

„Sie wollen mir doch nicht ruiniren mein Geſchäft, Herr Baron?"

„Im Gegentheil, ich will es Ihnen erleichtern! Wie viel könnten Sie unter Umſtänden dafür geben, daß ich nicht als Käufer auftreten und Baron Burk den Handel verleiden würde?"

„Sie ſind ein feiner Mann, Herr Baron —"

„Kommt hier nicht in Betracht. Nennen Sie eine Summe. Genügt ſie mir, ſo wird der Handel von Baron Burk abgeſchloſſen; genügt ſie mir nicht, ſo kaufe ich die Güter auf Credit. Verlaſſen Sie ſich darauf, Hirſch!"

„Gott gerechter, was ſoll ich ſagen? Ich habe meine Proviſion, wie ſie hat jeder Gütermakler! Zwei Procent, das iſt Alles!"

„Iſt das Ihr letztes Wort? dann wünſche ich Ihnen guten Morgen. Baron Burk wird zu Ihnen ſchicken, wenn er mit Ihnen zu ſprechen wünſcht. Guten Morgen, lieber Hirſch!"

„Wie komm' ich mir vor mit'm Schicken, Herr Baron! Ich bin hier, um zu machen ein Geschäft. Kann ich es nicht machen allein, so will ich es machen in Compagnie mit Ihnen, Herr Baron."

„Ich will mit Ihnen kein Compagniegeschäft, Salomon Hirsch. Nennen Sie mir eine anständige Summe, die ich mir notiren werde, damit wir uns später nicht streiten können. Merken Sie sich aber, daß ich mit Ihnen keine Geschäfte mache! Sie borgen mir auf einen Wechsel und geben mir den Wechsel zurück, sowie ich das Geld habe. Nun machen Sie es kurz; können Sie funfzig Tausend Mark auf einen Wechsel borgen, wenn der Handel gemacht ist? Ja oder nein!"

„Nein!" sagte der Jude mit einem tiefen Seufzer, „so wahr Gott lebt, ich kann nicht."

„Wie viel denn?"

„Zwanzig Tausend ist mein ganzer Profit, und wenn Sie nehmen die Hälfte —"

„Guten Morgen, Hirsch. Ich werde Sie rufen lassen, wenn ich den Handel abschließen will; ich glaube nicht, daß die Güter für Baron Burk passend sein werden."

„Seien Sie nicht ſo raſch, Herr Baron! Gott gerechter, wie hab' ich das können glauben von einem Herrn Baron! Ich will Ihnen ſagen, die Güter ſollen koſten ſiebenhundert Tauſend Mark; was drüber iſt, hab' ich verdient. Soll mir Gott helfen, ſie ſind werth jeden Pfennig von achthundert Tauſend Mark. Nun machen Sie den Preis ſelber und theilen Sie mit mir."

„Wie viel geht von den ſiebenhundert Tauſend Mark noch ab? Sprechen Sie die Wahrheit, Salomon!"

„Erlauben Sie, Herr Baron. Ich bin ein Handelsmann und gehe auf den Profit aus; ich hab' gefordert vom Herrn Baron achthundert Tauſend Mark. Da haben Sie die Wahrheit! Er hat verdient in Wien fünfhundert Tauſend Mark durch mich, warum ſoll ich nicht verdienen in Schweden hundert Tauſend an ihm, wenn er noch dazu macht einen guten Handel? Ich hab' geſprochen, Herr Baron! Soll ich bleiben, oder ſoll ich weggehen?"

Der Baron notirte ſich die Summe von funfzig Tauſend Mark in ſein Taſchenbuch, zeigte dem Juden die Ziffer und ſagte: „Merken Sie

ſich, daß Sie einen Wechſel zu dieſem Betrag honoriren werden, und daß der Wechſel bei Empfang des Geldes in meine Hände zurückgeht. Kommen Sie morgen nach Tiſche wieder; — ich werde bis dahin den Baron Burk für den Handel günſtig zu ſtimmen ſuchen. Und nun laſſen Sie mich allein, Hirſch, ich habe zu ſchreiben."

Wupdikutz entließ den Juden mit einer gnädigen Handbewegung. Als Salomon die Treppe hinabſtieg, murmelte er für ſich hin: „Jeder hat ſein Theil! Herr Matthis hat böſe Träume, ich habe böſe Füße und der Herr Baron iſt ein feiner Mann! Gott gerechter!"

Zweiundzwanzigstes Capitel.

„So wäre denn Alles in Erfüllung gegangen, mein Lilienſtengel, was ich auf dem duftenden Blumenteppich der braſilianiſchen Ebene geträumt," ſagte Herr Güter, indem er mit großem Fleiße einen Stiefel wichſte, den er über den linken Arm gezogen. „Du biſt engagirt und wirſt heute Abend zum erſten Male auftreten. Sieh hier! In allen Zeitungen dieſer geſegneten Muſenſtadt ſteht Dein Name mit großen Buchſtaben zu leſen, und unter dem Theaterzettel prangen die Worte „Fräulein Bertha Guttero vom Hoftheater Sr. Majeſtät des Kaiſers von Braſilien als Gaſt." Donna Guttero! Ganz, wie ich es mir im ſüdlichen Brande der braſilianiſchen Sonne gedacht habe.

Als Deutſche biſt Du Nichts im Vaterlande, aber als Braſilianerin! Corpo di bacco!“

„Es war ja Dein eigener Wunſch, theuerſter Vater —“

„Mein Wunſch! Ja, es war mein Wunſch! Soll ich den Namen Güter vor die Säue werfen? Sollen die reichen Vettern und Couſinen die Naſen rümpfen, weil Du Dein Brod verdienſt? Denn merke Dir, meine Lotosblume, Du verdienſt, in ihren Augen, Dein Brod. Du biſt nicht eine Nachtigall des Morgenlandes; nicht eine vollendete Künſtlerin, nicht eine Venus und eine Juno, nicht ein Engel an Sanftmuth und Güte, nicht eine unvergleichliche Grazie, nicht eine Zierde der Frauen — Du haſt den ungeheuern Fehler, mein Palmenblatt, daß Du kein Bank-Conto beſitzeſt, ſondern Dein Brod verdienen mußt. Der gute Ton wird es verlangen, daß man ins Theater geht, um Dich zu hören, der gute Ton wird es verlangen, daß man Dein Bild beſitzt und von Dir ſpricht; aber der gute Ton verlangt auch, daß Du Deine reichen Verwandten nicht blamirſt, indem Du unter eigenem Namen auftrittſt. Sahſt Du nicht, wie der Director einer Ohnmacht nahe

war, als er erfuhr, Du seiest eine Nichte des Baron Burk, den die bösen Menschen den Guanobaron nennen? Schlugen nicht selbst Deine biedere Tante und Dein rechtschaffener Onkel Lorenz die Hände vor Freude zusammen, als Du einwilligtest, Fräulein Guttero zu heißen? Der Einzige, der weder in Ohnmacht fiel, noch die Hände zusammenschlug, war Herr Milchner. Schade, daß der Ehrenmann nicht ein König des Morgenlandes ist und im rauschenden Haine der Palmen wohnt. Der Mann ist ein Mensch, mein Kind, und glaube mir, es giebt wenig Männer, die den Namen Mensch verdienen."

Herr Güter hatte seinen Stiefel blank gewichst, setzte ihn auf die Erde und nahm den anderen auf, um ihn — wie er sich ausdrückte — seinem Bruder ebenbürtig zu machen. Als er ihn mit Wichse eingerieben hatte und zu bürsten anfing, fuhr er fort: „Was ist ein Mensch, mein Palmenblatt? Der Mensch ist ein auf zwei Beinen gehendes Säugethier, das sich hauptsächlich dadurch von allen anderen Thieren unterscheidet, daß seine Kniee nach vorn gebogen sind. Alle anderen Thiere, mein Kind, haben die Kniee nach rückwärts

gebogen, und wenn der alte griechiſche Philoſoph den Menſchen mit einem gerupften Hahne verglich, ſo hat er — bis auf die Partie der Kniee — Recht. Der Menſch iſt ein gerupfter Hahn, ſtreitſüchtig, eitel und von ſeiner eigenen Wichtigkeit eingenommen wie ein Shanghai; nur etwas mehr Verſtand und ein Körnchen mehr Vernunft hat er. Der Hahn, mein Kind, herrſcht in ſeinem Reiche wie ein König; der Hahn unterdrückt den Schwachen, der Hahn reſervirt ſich den beſten Platz auf dem Düngerhaufen, der Hahn ſucht ſich die beſten Biſſen aus, und wenn ein armer Schlucker des Weges kommt und miteſſen möchte von den Waizenkörnern, ſo fällt der Gebieter des Hofes gleich über ihn her und rauft ihm die letzte Feder aus. Der Menſch hat zwar Anlagen, die ihn befähigen würden, ganz anders zu ſein, mein Kind! Der Menſch hat ein Gewiſſen, das ihn mahnt, ſeinen Nächſten zu lieben und das Böſe zu meiden; der Menſch hat ein Herz, das der ſchönſten Gefühle fähig iſt; der Menſch hat Verſtand, um ſich und Anderen das Uebel fern zu halten; der Menſch, meine Bertha, hat ſehr viel von einem Gott in ſich und könnte dieſe Erde in ein Paradies

verwandeln; aber es giebt zu viele Burks unter uns, mein Palmenblatt, die ſich nur auf dem Düngerhaufen wohl fühlen, als daß es uns armen Teufeln wohl gehen könnte. Wehe dem Manne, mein Lilienſtengel, der ein fühlendes Herz in ſeinem Buſen trägt, ſeinen Nebenmenſchen liebt, in jedem Bruder einen Bruder begrüßen möchte, voll Liebe in das Auge ſeines Nächſten blickt und am Ende ſeines Lebens zu der Ueberzeugung kommt, daß er ſich nur für gerupfte Shanghai's intereſſirt hat! — Werde reich, meine Bertha! Raffe Hunderttauſende zuſammen, und dann laß uns fliehen — in die Alpen, hoch auf den Gipfel der Berge! Dort bauen wir uns ein Haus, verproviantiren uns für unſer ganzes Leben, füllen unſere Schränke mit Büchern, damit wir in kalten Wintertagen leſen können, was andere Menſchen gedacht und gethan haben, und geben jedem armen Pilger, der keuchend die ſteile Höhe erſtiegen, ein Almoſen. Hoch oben in den Wolken laß uns wohnen, mein Kind, fern von allen Menſchen, aber voll Liebe zu unſeren Nächſten. In unſerer Abgeſchiedenheit werden wir die Kämpfe um den beſten Platz auf dem Erdenhaufen

nicht anſehen; wir werden nur mit armen Pilgern verkehren, die dankbar eine Gabe aus unſerer Hand empfangen; wir werden die Menſchen lieben können, weil wir nicht mit ihnen verkehren, und wer die Menſchen liebt, mein Palmenblatt, wer ſie aus tiefſtem vollen Herzen liebt, genießt das höchſte Glück, das die Götter einem Sterblichen beſchieden!"

Herr Güter warf den Stiefel zur Erde und ſchritt in heftiger Aufregung auf und ab. „Sie werden Dich heute Abend auf der Bühne ſehen, meine Bertha! Sie werden entzückt ſein über Deine Erſcheinung, Dein Organ, Deine Stimme, Dein Spiel. Du wirſt im Herzen des Greiſes Erinnerungen an die ſchönen Tage ſeiner Jugend wach rufen, den Jüngling begeiſtern, den Mann entzücken — aber morgen kratzen Greiſe und Jünglinge den Haufen in ihrem Hofe auf, und der göttliche Traum, den Du in ihrer Seele wach gerufen, liegt hinter ihnen; und wagt es Einer, Deinen Namen zu nennen, Dich zu loben, Dich zu beſingen und zu preiſen, ſo ſtarren ihn die andern Shanghai's an und ſchütteln bedenklich den

Kopf. — Ach, Kind, die Welt iſt eitel und ſelig ſind die Todten!“

Bertha griff zu ihrem gewöhnlichen Mittel — zur Guitarre. Nach einem ſanften Vorſpiel ſtimmte ſie eins ihrer reizenden Lieder an; die ſilberhellen Töne ihrer Stimme drangen in das Herz des Vaters, ſein Schritt wurde langſamer; er blieb ſtehen und blickte träumeriſch auf die Elbe und die geſchäftig hin- und herfahrenden Dampfſchiffe; eine Thräne ſtahl ſich in ſein Auge; die Farbe verlor ſich aus ſeinen Wangen; tiefe Seufzer entſtiegen ſeiner Bruſt.

„Du haſt Recht!“ rief er plötzlich, indem er auf ſein Kind zueilte und es ſchluchzend an ſein Herz drückte. „Wir wollen uns nicht beſſer dünken, als Andere, aber lieben wollen wir uns treuer und inniger, mein Palmenblatt!“

„Störe ich?“ fragte eine Stimme, und als Herr Güter ſich umwandte, ſtand Dr. Milchner vor ihm.

„Sie verzeihen,“ ſagte er, „ich habe dreimal angeklopft, ohne Antwort zu erhalten, und da ich eben Fräulein Bertha habe ſingen hören —“

„So wußten Sie, daß wir zu Hauſe und daß

Sie willkommen ſind, mein lieber Doctor! Sie ſehen uns noch immer in unſerer alten Reſidenz, umgeben von Pracht und Luxus! Nehmen Sie Platz, verehrter Herr!“

Doctor Milchner drückte Herrn Güter die Hand und näherte ſich Bertha, die bei ſeinem Eintritt die Guitarre aus der Hand gelegt und ihn mit einem herzlichen Blicke willkommen geheißen hatte.

„Sie verzeihen mein Kommen, Fräulein Bertha?“ ſagte Dr. Milchner mit bewegter Stimme.

„Ich freue mich über Ihren Beſuch, Herr Doctor, und wüßte in der That nicht, welche Veranlaſſung ich hätte, Ihnen zu verzeihen!“

„Sie ahnen alſo nicht, weßwegen ich Sie ſchon ſo früh am Morgen ſtöre? Sie haben mir nicht angemerkt, daß ich mit einem Bekenntniß ringe, deſſen Laſt mich erdrückt?“

Bertha blickte dem jungen Mann ins Auge, ſenkte erſchrocken die Wimpern, faltete die Hände über dem Herzen und ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Erlauben Sie mir, mein Fräulein, und Sie, Herr Güter, daß ich einige ernſte Worte an Sie

richte! Verzeihen Sie mir, wenn ich mich in meiner Ansprache gebe, wie ich bin, und nicht den herkömmlichen Weg betrete, der einem Romanhelden recht wohl gefallen mag, einem vernünftigen Mann aber nicht zusagen kann. Darf ich sprechen, Herr Güter? Darf ich sprechen, Fräulein Bertha?“

„Reden Sie, Herr Doctor!“

„Nun denn, Fräulein Bertha, ich liebe Sie! Hören Sie mich ruhig und leidenschaftslos an, theuerstes Fräulein! Ich werde kein Wort an Sie richten, das Sie nicht von einem Manne anhören könnten, der Ihnen vollkommen gleichgültig ist, dem Sie nicht ohne Bedenken einen Korb geben würden.

„Ich liebe Sie, mein Fräulein! Warum und seit wann, weiß ich nicht. Ich habe Ihr Bild in meinen frühesten Jugendträumen gesehen; es hat mir vorgeschwebt, wenn ich auf meinem Lebenspfade eine gute That ausgeführt, eine weniger gute habe begehen wollen. Ich habe meine Mutter nicht gekannt, Fräulein Bertha; aber ich glaube, daß meine Mutter Ihnen ähnlich gewesen sein muß. Ich habe einst im steirischen Hochge-

birge eine Dame geſehen, die Ihnen ſehr ähnlich war; jene Dame entſprach dem keuſchen Bilde meiner Phantaſie vollkommen eben ſo, wie Sie es thun.

„Glauben Sie nicht, Fräulein, daß ich unglücklich ſein würde, wenn Sie mir ſagten, daß Sie nicht die Meine ſein können. Wer Sie liebt, iſt nicht unglücklich!

„Ich werde auch ohne Ihre Gegenliebe nicht unglücklich ſein können, denn meiner Meinung nach iſt kein Menſch unglücklich, ſo lange er ſeine Selbſtachtung nicht verloren hat. Ich achte mich ſelbſt, Fräulein Bertha; ich fühle, daß ich ein Menſch bin, ein ſchwaches Geſchöpf in der Hand des allmächtigen Gottes, und daß es meine Pflicht iſt, das Schöne und Gute zu lieben und zu fördern, ſo weit es in meinen Kräften ſteht. Halten Sie mich aber nicht für einen guten Menſchen, weil ich mich ſelbſt dafür halte, und bereiten Sie ſich nicht ſelbſt eine Täuſchung, die mich unglücklicher machen würde, als Sie.

„Ich ſchwärme nicht für Sie, Fräulein Bertha, und glaube nicht, daß Ihnen auf Erden kein Weib an Anmuth und Tugend gleichkommt! Ich kenne

keine Dame, die mit Ihnen verglichen werden könnte; dies ſchließt aber die Exiſtenz Tauſender nicht aus, die Ihnen ebenbürtig ſind.

„Was mich beſonders anzieht, iſt Ihre Einfachheit, Ihre edle Erſcheinung, der Hauch der Reinheit, der Sie einem Roſenblatte ähnlich macht. Es muß für einen Mann ein beglückendes Loos ſein, an der Hand eines ſo edlen weiblichen Weſens durch dieſes Leben zu gehen. Der Drang, durch Sie veredelt, geadelt und gebeſſert zu werden, iſt vielleicht eben ſo mächtig in mir, wie meine Liebe und das Verlangen, Sie zu beſitzen.

„Ich bin arm, Fräulein Bertha, kann Ihnen keinen Luxus, keine Equipagen, keine Landhäuſer, kein Bank-Conto zu Füßen legen; Alles, was ich beſitze, iſt ein männliches Herz und ein offener Kopf. Ich bin, wie Sie wiſſen, Advocat, und ernähre mich redlich, indem ich dem Gekränkten zu ſeinem Rechte verhelfe. Würde Ihnen meine Armuth ein Hinderniß ſein, könnten Sie mir Ihre Hand deßwegen verſagen, weil ich Sie nicht in Sammet und Seide kleiden und mit Juwelen ſchmücken kann, dann ſind wir nicht für einander geſchaffen, Fräulein Bertha. Selbſt wenn ich

reich wäre, würde ich meiner Gattin niemals erlauben, die Thorheiten der Mode mit zu machen, und Tausende für leeren Tand auszugeben, während Hunderttausende meiner Nebenmenschen Nachts auf dem harten Strohlager vor Hunger nicht einschlafen können. Ich würde Kunst und Wissenschaft, die süßen Freunde des Menschengeschlechts, hegen und pflegen, so viel es in meinen Kräften stände, aber alles Ueberflüssige vermeiden, um Anderen kein böses Beispiel zu geben.

„Ich habe Ihnen absichtlich heute meine Liebe gestanden, weil ich es vermeiden wollte, Ihnen — von meiner Leidenschaft getrieben — jene kleinen Aufmerksamkeiten zu erweisen, durch welche wir Männer leider gar zu oft die Herzen unglücklicher Mädchen bethören, so daß sie uns für besser und edler halten, als wir sind, und uns in diesem Wahne ein Gelübde ablegen, das sie später oft bitter bereuen. Ich würde es für eine Entweihung Ihrer Tugend und für eine Erniedrigung meines Selbst betrachtet haben, Fräulein Bertha, wenn ich versucht hätte, Ihre Gunst durch Schmeicheleien zu gewinnen. Ich eröffne Ihnen gerade heute mein Herz, weil Sie heute Abend zum ersten Male

auftreten werden. Sie sollen entweder in dem stolzen Bewußtsein, einen Mann zurückgewiesen zu haben, dem Sie Ihre Achtung nicht versagen dürfen, oder in dem freudigen Gefühle auftreten, daß Sie einen Mann an sich gekettet haben, den Sie achten und lieben können. Der Antrag eines ehrenhaften Mannes, Fräulein Bertha, und wäre er der Aermste der Armen, ist für ein edles Mädchen die größte Auszeichnung — eine Auszeichnung, die alle Ehren weit übertrifft, welche einem Manne zu Theil werden können.

„Sie wissen, wie sehr ich dagegen geeifert habe, daß Sie auf die Bühne gehen sollen. Wenn ich trotzdem, daß ich weiß, wie unabänderlich Ihr Entschluß ist, vor Ihrem ersten Auftreten mein Knie vor Ihnen beuge, so beweist Ihnen dieses, daß ich persönlich eine Schauspielerin eben so hoch achte, wie jede andere Dame, und daß Sie in meinen Augen ein reiner makelloser Engel bleiben.

„Und nun verzeihen Sie mir, mein theures Fräulein, und Sie, Herr Güter, wenn ich Sie durch meine Worte gekränkt oder verletzt habe. Mögen Sie mich erhören oder abweisen, so hoffe

ich doch, daß Sie mir erlauben werden, mich als Ihren Freund zu betrachten."

Bertha hatte Dr. Milchner während seiner Anrede unverwandt angeblickt, und wenn auch heiße Thränen über ihre Sammetwangen rollten, wenn auch ihr Herz fast hörbar pochte, hatte sie sich doch zusammengenommen und keinen Blick von dem abgewandt, den sie seit ihrem ersten Begegnen im Hause ihrer Tante geliebt und täglich höher achten und schätzen gelernt hatte. Als Doctor Milchner schwieg und ihr beide Hände entgegenstreckte, erhob sie sich von ihrem Sitze und sagte:

„So edle Worte verdienten wohl eine bessere Antwort, als ich armes Mädchen sie geben kann. Sie sagen, daß Sie mich lieben, und ich darf Ihnen gestehen, daß mich Ihr Geständniß beglückt. Ich erkenne Ihren vollen Werth, Herr Doctor, und ich glaube, daß Sie mich meiner Selbst wegen, mit allen meinen Mängeln und Vorzügen, lieben. Was ich vom Reichthum gesehen habe, Herr Doctor, hat mich nicht gereizt; er hat mir Angst und Grauen eingeflößt und mir mein Loos als ein beneidenswerthes erscheinen

laſſen. Ich will ſtreben, mir durch meine Kunſt ſo viel zu verdienen, daß ich meinem theuern Vater ein unabhängiges Loos bereiten kann; habe ich das erreicht, dann, mein Freund, ſei es Ihre Aufgabe, mich durchs Leben zu führen. Hier meine Hand darauf, mein edler Freund, daß ich mir Mühe geben werde, Ihnen Ihre Aufgabe zu erleichtern."

Herr Güter, der während der ganzen Zeit am Fenſter geſtanden und ſeine innere Aufregung zu bekämpfen geſucht hatte, vermochte ſich nicht länger zu halten. Mit ausgebreiteten Armen und überſtrömenden Augen eilte er auf ſein Kind zu. „Liebe ihn, Bertha!" rief er ſchluchzend. „Liebe ihn mehr als mich, mein Lilienſtengel, ſei ſanft und gut mit ihm, trage ſeine Schwächen, unterſtütze ihn in ſeinem Streben, ſei ſein Engel, wie Du der meine geweſen biſt und bleiben wirſt, ſo lange ich lebe! Sie ſind ein Mann, ein Menſch, Herr Doctor! Wenn Ihnen Jemand den Frieden rauben, dieſen Engel kränken und ihn wegen ſeines alten verkommenen Vaters über die Achſel anſehen wollte, ſo würden Sie ſich wie ein Löwe erheben und den Beleidiger zurückweiſen. In

Ihrem Herzen iſt dieſe Lotosblume ſicher, Herr Doctor, und trotzdem ich das weiß — wenn ich ſie anſehe, wie ſie im Vertrauen auf eine glückliche Zukunft Freudenthränen vergießt — Herr, ich habe ſie auf dieſen Armen durch die glühenden Steppen Braſiliens getragen; ich habe für ſie gewacht und gebetet und nur für ſie gelebt. Ein Blick ihres Auges iſt mein Sonnenſchein, ein Lächeln ihres Mundes iſt mir ein Gruß aus Himmelshöhen geweſen. Und ſie hat meine Liebe erwidert, Herr Doctor! Wie ſie da vor Ihnen ſteht, eine ſtattliche Jungfrau und eine glückliche Braut, nie hat ſie mich betrübt und gekränkt; freudig hat ſie mit mir gehungert und gedurſtet; die Falten auf meiner Stirn hat ſie geebnet und geglättet. Ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie als kleines Kind im Flügelkleide an meiner Hand über den Blumenteppich der braſilianiſchen Ebene einherwanderte, und mir von Elfenkönigen erzählte, die ſich Kronen von Gold aufs Haupt ſetzten; ich ſehe ſie vor mir, wie ſie allmälig heranwuchs und der Mutter die Sorgen des Hausſtandes abnahm, mit mir die Sorgen der Armuth theilte; ich ſehe ſie vor mir, wie ſie am Krankenlager der Mutter

gewacht und gebetet hat! Tauſendmal habe ich gewünſcht, ein gnädiger Gott möge uns zugleich abrufen aus dieſem Jammerthale; tauſendmal habe ich das Schickſal angeklagt, weil es dieſem Engel nicht die Schätze der Welt vor die Füße geſtreut — aber ich nehme meine Wünſche und Anklagen zurück, Vater im Himmel! Sie hat ein Herz gefunden, das köſtlicher iſt, als Perlen und Edelſteine; ſie hat einen Mann gefunden, den ſie achten und lieben darf! Gnadenreicher Gott! Es iſt ein unendliches Glück für einen Vater, ſein Kind an der Hand eines Ehrenmannes zu ſehen. Ich danke Dir!

„Ja, Herr Milchner, ein armſeliger Menſch ſpricht mit ſeinem Herrgott, mit dem König der Könige und dankt ihm; dankt ihm aus reinem vollen Menſchenherzen! Denn, Herr Doctor, ich bin reich, reicher als Cröſus, reicher als Rothſchild und alle Burks zuſammengenommen! Ich beſitze nicht Millionen — Milliarden ſind mein, Herr Doctor, denn nicht für Milliarden möchte ich das Glück hingeben, das aus dieſen beiden Augen leuchtet.

„Kommt an mein Herz, Kinder! Ich will

Euch mein Brautgeschenk und die Aussteuer geben. Da, nehmt diesen Kuß, und nun kniet nieder und nehmt meinen Segen. Der Kuß, meine Kinder, ist mein Brautgeschenk. Einen Kuß drückte ich Dir auf die Stirn, Bertha, als Du das Licht der Welt erblicktest; seit jenem Morgen ist kein Tag vergangen, wo ich Dir nicht einen Kuß gegeben hätte, und so Gott will, soll kein Tag vergehen, an dem ich Dir nicht auf dieselbe Weise meine Liebe bezeugen werde, bis ich einst mit einem Kuß auf meiner Stirn in die kühle Gruft gesenkt werde. Durch den Kuß, den ich Euch heute gebe, wirst Du, Bertha, sein, werden Sie, Milchner, ihr Eigenthum, und ich meine, daß kein König des Morgenlandes Einem von Euch ein kostbareres Geschenk bringen könnte. Und jetzt nehmt meinen Segen, Kinder: „Liebet Gott über Alles und Eure Nächsten wie Euch selber," dann übt Ihr wahres Christenthum! Haltet zu Eurem Vaterlande! Wer sein Vaterland nicht liebt, der verdient nicht, daß es ihm wohl gehe auf Erden. Meidet den Luxus und die Hoffart; laßt Euch nicht locken und blenden durch die Ehren und Schätze dieser Welt; glaubt mir, Kinder, es ist

Alles eitel Schaum und Wind! Strebet darnach, Menſchen zu ſein, habt Mitleid mit den Armen und Schwachen, und wo Ihr hört von Noth und Elend, da fragt nicht erſt, ob Ihr helfen könnt; ſelbſt der Aermſte hat für den Armen eine Gabe, die köſtlicher iſt als Gold und Silber — eine Thräne! O, bleibet Menſchen, meine Kinder, und Ihr werdet glücklich ſein. Amen!"

Herr Güter bedeckte das Geſicht ſeines Lieblings mit Küſſen und drückte ſeinen Schwiegerſohn an die Bruſt. Der arme Menſch ſah nach langen, langen Jahren zum erſten Male einen freundlichen Sonnenſtrahl ſeinen rauhen Lebensweg beſcheinen; ſein großes volles Herz, das in dem kalten Alltagsleben getreten, gemartert und geängſtigt worden war, das mit tödtlicher Angſt an die Möglichkeit gedacht hatte, daß ſeinem Lieblinge ein eben ſo dornenvoller Pfad vorgezeichnet ſein möchte, als er ihn zurückgelegt, genoß heute vielleicht zum erſten Male das Glück, beglücken zu können. Einem braven wackeren Manne durfte er ſeine Bertha, ſeiner herrlichen Tochter durfte er einen Gatten geben! Der Himmel gönnte ihm eine Seligkeit, wie ſie reichen und vornehmen Menſchen

selten zu Theil wird. Vergessen waren die Qualen und Sorgen einer bangen Vergangenheit, und was ihm ein gnädiger Gott mit goldenen Buchstaben an den Grenzstein seines Lebens geschrieben hatte, lächelte ihm aus der Morgenröthe der aufgehenden Sonne wie „Glück" entgegen.

Aber Herr Güter war nicht der Einzige, der vor wonniger Aufregung Thränen vergoß. Dr. Milchner empfand in seinem edlen Herzen vollkommen das Glück, das ihm durch Bertha's Gegenliebe geworden. Er war ganz so, wie er sich gegen Bertha und ihren Vater ausgesprochen hatte; ein offenes, ehrliches Gemüth, ein Mensch, der alle seine Nebenmenschen, und nicht nur seine Nebenmenschen, sondern alle Geschöpfe Gottes liebte; für das Edle und Hohe erglühte; das Laster mied, und dem erbärmlichen Getriebe der großen Menge mit aufrichtiger Trauer den Rücken kehrte. Die Scene in den steirischen Alpen hatte seinem Gemüthe eine melancholische Richtung gegeben und es waren oft Tage über ihn gekommen, in denen er über das unglückliche Loos der schönen Wahnsinnigen, wie über ein Unglück trauern konnte, das seiner eigenen Schwester zugestoßen sei. Die Ehrlosigkeit

des Nichtswürdigen, der durch seine Untreue das schöne Mädchen so grenzenlosem Elend preisgegeben, hatte ihn mit Haß und Verachtung gegen die jungen Männer erfüllt, welche mit dem Heiligsten Spott treiben, und sich für eine Summe Geldes zu Verräthern an sich selbst und ihrer Liebe machen, und oft hatte er sich den Schwur wiederholt, das Ideal in seinem Herzen festzuhalten und ihm unverbrüchlich treu zu bleiben.

Er hörte die Segensworte Herrn Güters mit tiefer innerer Bewegung an und gelobte ihm mit so aufrichtiger, aus tiefstem Herzen kommender Stimme: „Ich will Ihrem Kinde ein treuer Freund sein, Herr Güter!“ daß der exaltirte alte Mann der Wonne zu erliegen drohte.

Und Bertha?

Lieber Leser — sie weinte heiße Thränen! Bewegungslos stand sie vor dem prächtigen Manne, den sie zu ihrem Lebensgefährten erkoren, und blickte ihn an, während eine köstliche Perle nach der andern über ihre seidenen Wimpern herabrollte. Ein- oder zweimal wagte sie es, ihren Vater anzublicken, aber immer wieder zog es ihre

Blicke zu dem, der ihr ewig angehören wollte in treuer Liebe.

Herr Milchner ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen, ſie legte ihre beiden Hände in die ſeinige, er ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib, und ſie ließ es ohne Erröthen geſchehen; er drückte einen Kuß auf ihre Stirn, auf ihren Mund — und ſie ſchauderte in ſeligem Entzücken, wie ein Märzveilchen, das vom erſten Strahl der Morgenſonne wachgeküßt wird.

„Ich habe Dich von Anbeginn gekannt, liebe Bertha," ſagte Milchner mit ſeiner guten weichen Stimme. „Wenn ich als Kind geſpielt, wenn ich als Mann mich in die Brandung des Lebens geſtürzt habe, biſt Du mir immer nahe geweſen. Ein guter Genius iſt jedem Menſchen von den himmliſchen Mächten beſcheert, der ihn tröſtet und warnt, ihm Hoffnung zuſpricht und ihn auf den rechten Pfad leitet. Dein Bild, meine Bertha, hat mich von meiner früheſten Jugend umſchwebt, und wenn ich, eine mutterloſe Waiſe, meine Augen im Gebet geſchloſſen und meine ſelige Mutter um ihren Segen gebeten habe, dann erſchienſt Du an ihrer Hand und küßteſt die Thränen von meinen

Wangen. Dein Bild, liebe Bertha, hat mein Herz erfüllt, und was ich bin, das bin ich durch Dich geworden; haben aber die Stürme des Lebens verhindert, daß ich alle Deine Ermahnungen und Lehren befolgte, dann ebene Du mit zarter Hand die Fehler und Mängel meines Herzens, damit es stets wie ein klarer durchsichtiger Krystall vor Dir liege und ewig Dein reines keusches Bild zurückwerfe. Willst Du das, meine Bertha?"

Ein leises Ja zitterte von ihren Lippen und in seligem Entzücken sank ihr Haupt an seine Brust.

Die Schwägerin hatte sich von Herrn Güter die Erlaubniß ausgebeten, für Bertha die Garderobe für ihr heutiges Debüt besorgen zu dürfen, und da die Sache nun einmal unternommen war, hatten weder Herr Lorenz noch die Bonne eine Secunde Ruhe, bis die Putzmacherinnen den vollständigen Anzug ablieferten. Dürfen wir den Versicherungen des Herrn Lorenz glauben, so war er in der Nacht vor dem ersten Auftreten Bertha's

dreimal aus den Federn geklopft und zu einer Sitzung im Mittelzimmer beordert worden, um unter dem Schutze der Bonne mit seiner schwesterlichen Gattin die Möglichkeiten anzuhören, die sich einer Vollendung des Anzuges entgegenstellen könnten. Die Nähterin könnte mit dem theuren Stoff durchgehen, sie könnte ihn bei der Gasflamme in Brand stecken, sie könnte sich mit der Schneiderscheere den Daumen abschneiden, sie könnte vergessen haben, daß das Kleid bis eilf Uhr Mittags fertig sein müsse — ach, es waren so viele Möglichkeiten aufgetaucht, daß Lorenz ohne Hülfe der Bonne, die sich während des Conciliums hinter einen großen Schirm retirirt hatte, um ihre falschen Zähne einzusetzen, wahrscheinlich mitten in der Nacht die Nähterin hätte aufsuchen müssen, um nachzusehen, ob eine und die andere Befürchtung der guten Schwägerin in Erfüllung gegangen sei, und wie diesem Uebelstande am besten abgeholfen werden könne. Aber die Bonne hatte ihre Zähne zur rechten Zeit eingesetzt und so entschieden gegen das nächtliche Umherstreifen des Herrn Lorenz protestirt, daß die Schwägerin sich endlich angekleidet aufs Bett legte, um Herrn Lorenz um

fünf Uhr Morgens wecken und auf Kundschaft ausschicken zu können.

Herr Lorenz wußte nun freilich eben so wenig, wie einer unserer Leser, wo die Nähterin wohnte, und hütete sich auch, seine Gattin darnach zu fragen, weil ihm auf der Welt nichts unerträglicher war, als eine unverständliche Beschreibung eines einzuschlagenden Wegs; aber er stand doch um fünf Uhr auf und machte sich auf den Weg, um hundert Theaterbillets zu kaufen und an bekannte Comtoirarbeiter zu adressiren, damit Bertha ein volles Haus, und damit seine alten Leidensgefährten einen genußreichen Abend haben möchten.

Nachdem er dies besorgt und sich zu der Art und Weise Glück gewünscht hatte, durch welche er seiner kleinen Nichte, wie er Bertha immer mit einem zärtlichen Schmunzeln nannte, seine Zuneigung bewiesen hatte, kehrte er in seine Wohnung zurück und beantwortete alle Fragen seiner Gattin — und sie stellte viele Fragen! — nach den Nähterinnen und der Aussicht auf pünktliche Innehaltung der festgesetzten Stunde mit einem dreisten Ja! Der böse Herr Lorenz! Er wäre lieber den Gang zum Eisenhammer, als den Gang zur

Nähterin gegangen, nicht etwa, weil ihm Nähterinnen verhaßt oder unangenehm waren, ſondern weil er einmal den Siebenkäs von Jean Paul geleſen und ſeit jener Zeit einen Abſcheu gegen das Fragen nach Hauben, Schleifen und Bändern ſpürte, der ihm ein unbehagliches Fröſteln und Schaudern zuzog, ſo oft er hörte, daß ſeine Gattin das Mädchen fortſchickte, um nachfragen zu laſſen, ob dieſes oder jenes fertig ſei oder werde, und wenn es nicht fertig ſei, wann es fertig werde und warum es noch nicht fertig ſei, und was paſſirt ſei und verurſacht habe, daß es noch nicht fertig geworden, und ob Madame ſich nun beſtimmt darauf verlaſſen könne, daß es endlich fertig werden werde?

Hatte er nun ſchon ein Fröſteln empfunden, wenn die Magd dieſe und ähnliche Aufträge entgegennahm, ſo bebte er vor der Idee, dieſe Fragen ſelbſt zu überbringen, wie vor einem Meineide zurück, und Nichts auf der Welt würde ihn vermocht haben, einen Meineid zu ſchwören, geſchweige denn zu einer Nähterin zu gehen und ſie zu fragen, ob die aufgegebene Arbeit fertig ſei?

„Ich kann Vieles ertragen,“ murmelte er für

ſich hin, „und die Erfahrung lehrt, daß ich Vieles ertragen habe. Ich bin in der Lichtkiſte nicht erſtickt und von der Obernachtwächterin nicht im Bette todtgedrückt worden; ich habe dreizehn Jahre umſonſt gebeten, das Horn blaſen zu dürfen; ich habe den Fuchs im Zimmer gehabt und bei Herrn Burk manches Jahr gearbeitet; ich habe eine Frau, und doch keine Frau; ich höre die Bonne jede Nacht ſchnarchen und werde von ihr bewacht, wie von einem Fanghunde; — aber Alles will ich ruhig als eine Prüfung des Schickſals ertragen, wenn ich nur mit Commiſſionen an Nähterinnen verſchont bleiben darf! Thereſe iſt gut und brav! Sie hat ihre Eigenthümlichkeiten, aber ſie hat ein gutes Herz und trägt mich auf den Händen; wenn ſie aber mit ihrer Nähterin ſpricht — o, mein Gott und Vater!“

„War ſie denn bei der Arbeit, mein lieber Lorenz?“ fragte die Schwägerin, „oder waren die Sachen ſchon fertig?“

„Sie war noch bei der Arbeit,“ antwortete Herr Lorenz, indem er einen Zwieback in den Kaffee tauchte und neugierig zuſah, wie das Back-

werk aufgeweicht wurde. „Ja, sie war noch bei der Arbeit!“

„Sie versprach aber, um eilf Uhr zu kommen?“

„Um eilf Uhr?“ fragte Herr Lorenz, indem er mit dem Theelöffel ein Stück aufgeweichten Zwieback aus der Kaffeetasse herausfischte.

„Herr des Himmels, lieber Lorenz, hast Du vergessen, zu sagen, daß sie ganz gewiß um eilf Uhr kommen solle?“

„Ich habe nichts vergessen, liebe Therese — Bonne, noch einen Zwieback, wenn ich bitten darf, eine untere Hälfte; danke Ihnen — aber Du hast ihr ja selbst täglich gesagt, daß sie um eilf Uhr kommen solle und hast täglich das Mädchen hingeschickt, um ihr die Stunde ins Gedächtniß zu rufen; ich meine, es müßte an der Person Hopfen und Malz verloren sein, wenn sie die Stunde versäumte.“

„Person?“ fragte die Bonne, „nennen Herr Lorenz die Nähterin eine Person?“

„Jawohl,“ antwortete Herr Lorenz, der mit seinem Taschentuch die Spuren eines auf seine Kniee gefallenen Stückes des aufgeweichten Zwie-

backs wegzuwiſchen ſuchte; „ich nenne die Perſon eine Perſon! Warum nicht, Bonne?“

„O, ich weiß nicht!“ lächelte die Bonne; „ich meinte nur, daß es ſich nicht ſchicke; ich bin ſo unerfahren, Herr Lorenz, ſo ſchrecklich unſchuldig, Madame Lorenz; ich glaubte, Perſon ſei ein Ausdruck, der nicht zu den ganz ſchicklichen gehörte, Herr Lorenz, und ein Mädchen muß Alles vermeiden, Madame Lorenz, was nicht ſtreng ſchicklich iſt.“

Herr Lorenz blies die Backen auf und ſchielte nach ſeiner Thereſe hinüber, die beifällig nickte, ſo oft die Bonne Herr Lorenz oder Madame Lorenz ſagte.

„Perſon iſt wohl kein paſſender Ausdruck, lieber Theodor!“ ſagte die Schwägerin nach einer kleinen Pauſe.

„Nein, es ſcheint nicht!“ ſagte Herr Lorenz.

„Du biſt wohl Niemandem begegnet?“ fragte die Schwägerin, indem ſie die Obertaſſe umkehrte und kopfunterſt in die Untertaſſe ſtellte.

Herr Lorenz fuhr zuſammen, als wenn ein unſichtbarer Kobold eine Piſtole neben ihm abgefeuert hätte. „Nein, ich bin Niemandem begegnet,

außer drei Zeitungsjungen, welche die Hamburger Nachrichten austrugen und zwei alten Fischweibern, die Stint zu verkaufen hatten."

„Daß Du auch nie das Glück hast, Jemanden zu sehen, der Dich auf eine Spur leiten könnte. Finden Sie nicht, Bonne, daß ich in dieser Beziehung mehr Glück habe, als Herr Lorenz?"

„Madame sehen mit dem Auge der Liebe," antwortete die Bonne mit einem süßen Lächeln, „und da wir Frauen zarter fühlen und schärfer sehen, als die Männer, so finde ich es sehr erklärlich, daß Sie mehr Glück haben, als Herr Lorenz."

„Daß sich auch gar Niemand meldet," sagte die Schwägerin, „kein Onkel, kein Vetter, keine Tante und keine Cousine. Es ist höchst auffallend. Betrachte ich das Bildniß meines seligen Herrn Vaters und vergleiche ich seine Züge mit denen meines Lorenz, so finde ich eigentlich keine sprechende Aehnlichkeit; obwohl der Zug um den Mund mich oft an ihn erinnert. Es muß doch endlich einmal Licht werden in dieser finstern Nacht!"

„Ich finde den Gegenstand reichlich delicat,"

ſagte die Bonne; „es iſt ohnedies bald zehn Uhr; um eilf kommen die Kleider, und wenn Madame ſie zu Fräulein Bertha bringen wollen, dürfte es wohl Zeit ſein, ſich anzukleiden.“ Herr Lorenz verſtand den Wink der Bonne. Er zündete an der Spiritusflamme, die unter der Kaffeekanne loderte, ſeine Cigarre an und ging in ſein Zimmer, um die Bedingungen zu überleſen, unter denen ein penſionirter Briefträger ſich bereit gefunden hatte, ſich von ihm als Vater adoptiren zu laſſen.

Herr Milchner war der Urheber dieſes Betrugs. Der gute Mann hatte das Portrait des Herrn Lorenz mit dem des verewigten Güter verglichen, die eidliche Erklärung von vier geprüften Phrenologen eingeholt, daß Herr Lorenz mit ſeiner Gattin nicht in unerlaubter Verwandtſchaft ſtehe, noch ſtehen könne, und endlich einen alten Invaliden, dem er dann und wann ein Almoſen zu geben pflegte, bewogen, ſich für eine Penſion von jährlichen zweitauſend Mark für den Vater des Herrn Lorenz auszugeben. Es war zwar ein Betrug; aber ein Betrug, durch welchen allen betheiligten Perſonen geholfen und Niemandem ein Schaden

zugefügt wurde, deſſen Gelingen vielmehr von den wichtigſten Folgen für die Nachwelt ſein konnte, indem Niemand vorausſagen kann, was aus den Männern werden wird, die noch ungeboren ſind, wie auch Niemand hat vorher wiſſen können, daß die Alexander, Napoleon, Blücher, Friedrich der Große, ein Alexander, Napoleon, Blücher und Friedrich der Große werden würden.

Da es aber möglich war, daß die Schwägerin ihrem Gatten einen zweiten Alexander ſchenken könnte, und da es unſerer Zeit ſehr Noth thäte, wenn einmal ein Mann geboren würde, der all die gordiſchen Knoten durchhaute, welche die Welt umſtrickt haben, und da Doctor Milchner Herrn und Madame Lorenz von ganzem Herzen einen Alexander wünſchte, ſo beſchwichtigte er ſein und Herrn Lorenz Gewiſſen und ſetzte eine ſchriftliche Erklärung auf, in welcher der penſionirte Briefträger ſich bereit erklärte, für eine jährliche Penſion von zweitauſend Mark nebſt zwei neuen Anzügen Herrn Lorenz als ſeinen Sohn anzuerkennen. Von der Forderung, jährlich zwei neue Anzüge zu erhalten, war der alte Mann durch keine Vernunftgründe abzubringen geweſen. Er

habe als Soldat und als Briefträger jährlich seine zwei Uniformen bekommen, sagte er; und wenn er in seinen alten Tagen ein neues Geschäft, was nicht das allersauberste sei, anfangen solle, so müsse er auf seinem Deputat von zwei neuen Anzügen bestehen. Er wolle lieber auf Alles verzichten und Herrn Lorenz ohne Vater lassen, als das aufgeben, was er von Gottes- und Rechtswegen verlangen könne.

Da der alte Invalide sonst ein zuverlässiger Mann war, von dem nicht zu befürchten stand, daß er das Geheimniß ausplaudern oder mißbrauchen würde, hatte Herr Lorenz eingewilligt, auch diese Bedingung zu erfüllen und brannte nun in anticipirter Vaterfreude vor Begierde, seinen Adoptivvater zu umarmen. Die Sache war bis zum Abschluß reif, und er war eben im Begriff, seinen Namen unter das Document zu setzen, als er die Bonne laut rufen hörte: „Madame! Die Putzmacherin!“ Schnell schob er das verhängnißvolle Papier in die Schieblade seines Secretairs und folgte dem Rufe der Schwägerin, die einmal über das andere seinen Namen rief und ihn herbeiwünschte, um die Garderobe zu bewundern, in

welcher Bertha heute Abend das Publicum entzücken ſollte.

Wir halten es unter unſerer Würde, eine nähere Schilderung des Anzuges zu geben, und ſind dadurch, daß wir Herrn Lorenz und der Schwägerin nach dem Stübchen des Herrn Güter vorauseilten, Zeugen der glücklichen Verlobung unſeres Lieblings geworden; da wir aber vom Glücke ſo ſehr begünſtigt wurden, wollen wir die gute Tante nicht länger antichambriren laſſen, ſondern ſie und ihren Gemahl bei der Hand nehmen und zu Bertha führen, die in den Armen ihres Vaters die ſchönſten Freudethränen vergoß, die jemals eine roſige Wange benetzten.

In der Verlagshandlung von **Carl Rümpler** in Hannover ſind ferner erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte des Schleswig-Holſteiniſchen Kriegs.

Von

Graf Adelbert Vandiſſin.

Groß Octav. Elegant geheftet. 3 Thlr.

Christian VII. und ſein Hof.

Hiſtoriſcher Roman

in drei Abtheilungen oder ſechs Bänden.

Von

Graf Adelbert Vandiſſin.

Erſte Abtheilung: Caroline Mathilde.

2 Bände. Octav. Elegant geheftet. 2⅔ Thlr.

Schleswig-Holſteiniſche Soldatengeſchichten.

Von

Graf Adelbert Vandiſſin.

Octav. Elegant geheftet. 10 Ngr.

Hüben und Drüben.

Loſe Blätter aus einem Menſchenleben.

Von

Graf Adelbert Vandiſſin.

Octav. Elegant geheftet. 1⅔ Thlr.

Erzählungen und Skizzen

von

Graf Adelbert Vandiſſin.

2 Bände. Octav. Eleg. geh. 2⅔ Thlr.

Eine Actiengeſellſchaft.

Roman

von **Levin Schücking.**

3 Bände. Octav. Geheftet. 3 Thlr.

Geſammelte Erzählungen und Novellen

von Levin Schücking.

4 Bände. Octav. Geheftet. 3 Thlr. 10 Ngr.

Durch zwei Menſchenalter.

Roman
von Gala Raimund.

3 Bände. Octav. Geheftet. 3 Thlr.

Novellen

von Gala Raimund.

Wohlfeile Ausgabe in vier Bänden.

Octav. Geheftet. 2 Thlr.

Ein hartes Herz.

Novelle
von Gala Raimund.

2 Bände. Octav. Geheftet. 2 Thlr.

An der Indianergrenze.

Von
Armand.

4 Bände. Octav. Geheftet. 6 Thlr.

Vanitas.

Roman in ſechs Büchern
von Karl Frenzel.

3 Bände. Octav. Geheftet. 4½ Thlr.

Franziska von Hohenheim.
Eine morganatiſche Ehe.

Zeitbild
von Amely Bölte.

2 Bände. Octav. Elegant geheftet. 3 Thlr.

Germaniſches Blut.

Lebensbild aus dem indiſchen Archipel.
Von Hermann Hersing.

2 Bände. Octav. Elegant geheftet. 2 Thlr.

Novellen und Erzählungen

von
Ernſt Willkomm.

2 Bände. Octav. Elegant geheftet. 2½ Thlr.

Die Familie Burk.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Die Familie Burk,

ihre

Thaten, Träume und Gedanken

Aufgezeichnet

von

Graf Adelbert Baudissin.

Dritter Band.

Mit Portraits in Holzstich.

H 19,13 3 55

Hannover.

Carl Rümpler.

1863.

a

Kgl. Bibl.
Berlin

Druck von August Grimpe in Hannover.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

„Nun, das freut mich," ſagte die Schwägerin mit freudeſtrahlenden Augen, indem ſie bald Bertha's Lockenkopf liebkoſte, bald Doctor Milchners Hand drückte. „Was doch Alles in der Welt paſſiren kann, lieber Lorenz! Wer hätte das gedacht! Bertha hätte freilich noch ein paar Jahre warten können; denn ſie iſt noch jung, lieber Vetter; aber jung gefreit hat Niemand gereut, — obgleich das nicht immer wahr iſt, dennes paſſiren einem oft Dinge, mein lieber Lorenz, und es könnten noch ganz andere Dinge paſſiren, — aber wie ich mich freue! Vetter, Sie wiſſen, daß ich es gut mit Ihnen meine und daß ich Bertha angeboten habe, in meinem Hauſe Kindesſtelle einzunehmen, und daß mein guter Lorenz Ihnen einen

einträglichen Posten als Hutreisender angeboten hat, und was wir angeboten haben, Vetter, das haben wir aus Liebe und Freundschaft zu Ihnen und zu Dir, Bertha, angeboten; da sich die Sache aber jetzt so gemacht hat, Herr Milchner, so scheint mir, daß Sie und Bertha das große Loos gezogen haben! Sie hatten einen Vater, Doctor Milchner? Sie kannten Ihren Herrn Vater? Es ist ein großes Glück, eine Beruhigung für die Gattin, zu wissen, daß ihr Gatte seinen Vater kennt. Warum? wird Ihnen mein Lorenz sagen! Nicht wahr, Herr Doctor, Sie hatten einen Vater? Bertha ist zwar in Brasilien geboren, und die Sache hätte am Ende wenig auf sich; aber sie könnte etwas auf sich haben, Herr Doctor, und ich werde meine Einwilligung zu Bertha's Verheirathung erst dann geben, wenn ich positiv weiß, daß nichts passirt ist, was störend auf Ihre Ehe einwirken könnte. Sie hatten einen Vater, Herr Doctor?"

„Ich hatte und habe noch einen Vater, Frau Lorenz! Mein Vater ist Beamter in Holstein."

„In Holstein?! Hat er das Ding im Knopfloch, Herr Milchner? Hat er den Orden, wie

heißt er doch? den Orden, der vom Himmel herabgefallen iſt?“

„Den Dannebrog? Nein! Mein Vater iſt der Anſicht, daß man ein Ehrenmann ſein kann, ohne ein garnirtes Knopfloch zu haben —“

„Dann iſt Alles gut, Kinder. Dann heirathet Euch. Die Ausſteuer beſorge ich, Kinder! Aber Ihr Herr Vater kommt mit auf die Hochzeit, Herr Doctor, und wen Sie ſonſt noch an Verwandten haben, den laden Sie mit ein; denn eine Hochzeit iſt eine wichtige Begebenheit, lieber Vetter, an der alle Verwandte mit Theil nehmen ſollten; aber davon wollen wir ſpäter ſprechen. Jetzt, liebe Bertha, probire die Kleider an, die ich Dir für heute Abend habe machen laſſen. Mein lieber Lorenz, Du kannſt mit unſerm Vetter und dem Herrn Doctor ſo lange ſpazieren gehen; ich und die Bonne wollen das Kind während deſſen anziehen.“

„Ganz ſo, bis in die leiſeſten Nüancen der Schattirung ſo, wie ich mir das auf dem Blumenteppich der braſilianiſchen Grasebene gedacht habe! Eine Fee des Morgenlandes tritt in unſer beſcheidenes Haus und ſchmückt dieſen Lilienſtengel

mit dem Gewande einer Königstochter. Zehntausend Mohrenfürsten knieen verhüllten Angesichts nieder, und wenn die Fee ihr Werk vollbracht hat und mit dem Zauberstab winkt, dann erheben sich die Mohrenfürsten und rufen Allah akbar! Gott ist groß, aber die schönste Houri des Paradieses ist die Jungfrau, die im Perlenschmucke vor uns steht! Kinder, es ist zu viel Glück für mich armen lumpigen Menschen! Hinaus ins Freie, und wenn Sie über mich lachen wollen, Herr Lorenz, oder Sie, Doctor Milchner, dann lacht, Freunde, lacht, daß Euch die Thränen über die Wangen laufen! Ich will mit lachen — — vor Freuden will ich lachen, — habe ich doch oft vor Kummer und Schmerz recht bitterlich geweint!"

Herr Lorenz und Doctor Milchner folgten kopfschüttelnd Herrn Güter auf die Straße und hatten Anfangs Mühe, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Als jedoch der erste Paroxysmus vorüber war, mäßigte Herr Güter seine Eile, und bald wandelten die drei Männer, die das Schicksal so unerwartet zu Freunden und Verwandten gemacht hatte, in gelassenem Gespräche längs den Ufern der Elbe.

Herr Güter richtete ſich ſtolzer empor als ſonſt und lächelte jedem Bettler und Sackträger doppelt freundlich zu; bisweilen blieb er vor Doctor Milchner ſtehen, ſah ihm forſchend ins Angeſicht, ſchlug ihn herzhaft auf die Schulter und ſagte: „Ganz ſo habe ich es mir gedacht, wenn ich im Schatten der rauſchenden Palmen meine Zukunft vor die Seele zauberte. Nur Schade, daß Sie kein König des Morgenlandes ſind und auf einem weißen Elephanten durch die Straßen dieſer Stadt reiten. Was glauben Sie wohl, lieber Vetter Lorenz, was die Matadore der Börſe ſagen würden, wenn mein Schwiegerſohn, gefolgt von zehntauſend Fürſten des Morgenlandes, auf einem weißen Elephanten über den Jungfernſtieg ritte und hundert Kameele mit perſiſchen Shawls und köſtlichem Geſchmeide als Brautgeſchenk darbrächte! Warum, meine Freunde, geſchehen keine ſolche Wunder? Warum iſt das Leben ſo ſchaal? Warum iſt Alles eitel, was unſere Phantaſie uns ausmalt? Glückliches Volk der Griechen! Ihr lebtet in einem ſüßen Traume! Wohin Ihr Euern Blick wandtet, lächelte Euch ein Faun oder eine Sirene, ein Gott oder ein Halbgott, eine Diana

oder eine Venus entgegen! Euch war das Leben ein lächelndes Märchen! — Aber was iſt das Leben für uns? Herr Lorenz, was iſt Ihnen das Leben geweſen? Eine Reihe von Jahren, die mit Ausnahme der Schaltjahre regelmäßig dreihundert fünfundſechszig Tage hatten, von denen zweiundfunfzig Sonntage, zwei Weihnachts-, ein Neujahrs-, ein Geburts- und ein Charfreitag mit Nichtsthun, die anderen dreihundert und acht aber mit Ziffernſchreiben hingebracht wurden? Haben Sie gelebt, Herr Lorenz? Beantworten Sie mir dieſe Frage. Haben Sie gelebt — oder haben Sie nur den Sauerſtoff der Luft in Ihr Blut geführt und Ihrem Nachbar den Kohlenſtoff aus Ihren Lungen unter die Naſe geblaſen? Nennen Sie das leben, mein werther Herr und Vetter, wenn Sie ſechsundvierzig Jahre alt geworden ſind, ohne jemals einen Sonnenaufgang bewundert, ohne einen Sänger des Waldes, eine Blume des Feldes kennen gelernt zu haben? Ich frage Sie, Vetter Lorenz, ob Sie jemals draußen in Gottes freier Natur ganz allein die Sonne haben aufſteigen ſehen? Haben Sie geſehen, wie ſie einer feurigen Kugel vergleichbar ſich aus dem Meere erhebt,

rings umher Alles in einen Purpurſchimmer einhüllend und allmälig die Blumen aus dem Schlafe küſſend. Haben Sie das jemals geſehen, Mann?“

„So eigentlich nicht,“ antwortete Herr Lorenz; „aus meinem Zimmer habe ich allerdings in warmen Sommertagen bisweilen die Sonne aufgehen ſehen; draußen im Freien aber? — nein!“

„Aus Ihrem Zimmer? Durch ein Meer von Steinkohlenrauch, über Dächer und Schornſteine haben Sie das Licht des Weltalls begrüßt, wenn es ſich im Oſten erhob? Und Sie behaupten, gelebt zu haben?“

„Mein Gott, mein Geſchäft hat es mit ſich gebracht, daß ich nicht im Felde umherſtreifte —“

„Ihr Geſchäft! Grundgütiger Heiland! Sein Geſchäft! Vetter Lorenz hat vor lauter Geſchäften keine Zeit gehabt, ſich bewußt zu werden, daß er Menſch iſt! Ich will Sie nicht tadeln, Vetter Lorenz, denn Sie ſind eine treue Seele; aber die Anderen, die mich einen Narren nennen möchten, weil ich ſie Narren nenne — Corpo di bacco!“

Doctor Milchner hörte den Reden ſeines Schwiegervaters nur mit halbem Ohre zu. Sein Herz war ſo voll von Glück, daß eine rauſchende

Militairmuſik oder eine lebhafte Kanonade eben ſo wenig Eindruck auf ihn gemacht haben würden, wie das Zirpen einer Grille. Er war eine von den Naturen, die Alles, was ſie erfaſſen, mit vollem ungetheilten Herzen ergreifen. Er liebte Bertha, wie nur ein reiner edler Mann ein herrliches Mädchen lieben kann; jede Faſer ſeines Herzens gehörte ihr. „Du biſt mein und ich bin Dein," wiederholte er ſich ohne Unterlaß, und wenn Herr Güter ihm in ſeinem gewohnten Pathos ſeine Lotosblume ſchildern wollte, hob er wie bittend die Hände auf, um nicht in der Wiederholung ſeiner Worte „Ich bin Dein und Du biſt mein" unterbrochen zu werden. Es betrübte ihn nicht mehr, daß er arm war — denn Bertha war ja ſein; es ſchmerzte ihn nicht mehr, daß ſie auf die Bühne ging, denn ſie war ſein; er würde dem Tode ruhig entgegen gegangen ſein, denn Bertha's Liebe folgte ihm ja in das ewige Leben hinüber.

„Sie ſcheinen ſehr ernſt zu ſein, Herr Doctor," ſagte Herr Lorenz, der eben ſeinem Vetter Güter das Verſprechen gegeben hatte, morgen mit ihm einen Sonnenaufgang betrachten zu wollen.

„Wer? Ich?“

„Ja, es kommt mir ſo vor. Sie ſprechen ja gar nicht mit.“

„Habe ich nicht mitgeſprochen? Wovon ſprachen wir?“

„Laſſen Sie es gut ſein, Vetter Lorenz,“ ſagte Herr Güter. „Er ſpricht mit meiner Bertha, und ich verdenke es ihm nicht, wenn er ihre Converſation der unſrigen vorzieht.“

Herr Lorenz nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Ja, ja, die Liebe muß ein eigen Ding ſein.“

„Muß ein eigen Ding ſein? Herr des Himmels! Haben Sie nie geliebt?“

„So eigentlich nicht. Ich habe Thereſe lieb, aber wirklich verliebt bin ich doch eigentlich nicht.“

„Erlauben Sie mir, Vetter Lorenz — doch wozu? Alſo Sie haben nie geliebt, was man ſo aus reinem heiligen Herzen lieben nennt, haben nie die Sonne aufgehen ſehen, kennen keine Blume, keinen Vogel und keinen Baum, und ſind trotz alledem ſechsundvierzig Jahre alt geworden? Corpo di bacco! Giebt es Viele Ihres Gleichen, Vetter Lorenz? Oder ſind Sie der Einzige in Hamburgs Mauern, der auf dieſe Weiſe lebt,

das heißt, dem Grabe entgegen wandelt, — denn leben werden Sie das doch wohl nicht nennen?“

Herr Lorenz lächelte verlegen und gestand, daß er sehr viele Genossen habe, die so wenig von der Liebe und Gottes schöner Natur kennen gelernt hätten, wie er.

„Heirathen also, um ein Geschäft zu machen? Suchen die Freuden des Ehestandes in Putz und bunten Lappen! Geben Theegesellschaften und Bälle und verkaufen sich selbst an ihre Frauen? Und das wollen Menschen sein? Shanghai's sind es, Herr Lorenz! Der alte Plato hat Recht! Mögen die Kniee nach vorn oder nach hinten gebogen sein, es sind echte Vollblut-Shanghai's!“

„Shanghai's?“ fragte Herr Lorenz.

„Ja, Shanghai's! Aber ich denke, Bertha wird angezogen sein, und ich stoße bei Ihnen wohl auf keine Opposition, Doctor, wenn ich vorschlage, heimzukehren?“

Wie vorauszusehen gewesen, — Doctor Milchner machte keine Einwendungen und folgte willig den beiden älteren Herren. Als sie aber das Haus betraten, in welchem die Schwägerin und die Bonne das unglückliche Mädchen über eine Stunde

mit Anprobiren, Zurechtſtecken von Stecknadeln, Aufſtecken einer Falte und hunderttauſend anderen Dingen gepeinigt hatten, von denen wir Männer keine Ahnung haben, deren Martern wir auch nicht zu ertragen im Stande ſein würden, — trat ihnen die Magd des Hauſes mit einem Briefe entgegen, der an den Herrn Doctor Milchner adreſſirt war. „Das Fräulein iſt mit den beiden fremden Damen fortgefahren und hat mir den Brief an den Herrn Doctor übergeben," ſagte das Dienſtmädchen.

„Das Zimmer wird für die Reifröcke zu eng geweſen ſein," ſagte Herr Güter, mit einem ſchwermüthigen Blicke nach oben. „Herr Gott! Es iſt nicht ihre Schuld, daß ſie ihren prachtvollen Wuchs, ihre junoniſche Geſtalt mit einem Meere von Reifen und Stahlringen umgiebt! Es iſt nicht ihre Schuld, daß dein Ebenbild zu einer abſcheulichen Fratze herabgewürdigt wird; es iſt nicht ihre Schuld, daß ein Engel des Paradieſes verunſtaltet wird. Sie iſt arm, mein Gott und Vater, und muß ihr Brod verdienen. Könnte ſie aber ihr Brod verdienen, wenn ſie in edler Entrüſtung über den jämmerlichen, o! höchſt miſerablen Reifrock ſich weigerte, das Unthier anzu-

ziehen? Würde der Director ſie auf die Bühne laſſen? Würde das Publikum ſie nicht ausziſchen, wenn ſie in einem anſtändigeren Gewande erſchiene? Ja, dürfte Venus Amathuſia, dürften die drei Grazien, dürfte Pallas Athene vor den Augen der deutſchen Jugend erſcheinen ohne jenen Reifrock, den eine Spanierin eingeführt hat, welche einen höchſt abenteuerlichen Neffen geheirathet?"

„Sie ſcheinen kein ſonderlicher Freund der Reifröcke zu ſein," ſagte Herr Lorenz.

„So wenig wie der türkiſche Geſandte in London, der ſeinem Herrn, dem Sultan, ſchrieb: „Die Weiber der Ungläubigen gehen einher, wie die Zelte der Wüſte! Wie viele Damen ſchon dadurch einem ſchrecklichen Tode geopfert wurden, daß ihr Wüſtenzelt in Brand gerieth, und wie viele Ehemänner bankerott geworden ſind, weil ſie beſtändig neue und größere Wüſtenzelte anſchaffen mußten, iſt nicht in Worten auszudrücken. Jede Dame in einem Wüſtenzelte iſt eine Burk, Herr Lorenz!"

„Welche? Erneſtine oder Auguſte?"

„Es giebt ſo viele Burks, Vetter, daß ich außer Stande bin, ihre Vornamen zu nennen; es

ſei denn, daß ich ihre Naſe einer genauen Prüfung unterzöge."

„Ihre Naſe? Kann man den Menſchen an der Naſe anſehen, wie ſie heißen?"

„Ohne Zweifel. Ich werde Ihnen das gleich beweiſen, vorausgeſetzt, daß Doctor Milchner uns Geſellſchaft leiſten will."

„Bertha hat uns in die Verbannung geſchickt," ſagte Milchner, indem er ſeinem Schwiegervater den Brief hinreichte. „Leſen Sie ſelbſt."

Herr Güter las: „Ich wäre außer Stande, in meinem Theateranzuge vor Dir, lieber Milchner, und vor meinem Vater zu erſcheinen. Ihr werdet mich heute Abend ſehen. Setzt Euch mitten in das Parquet und vergeßt, daß es Eure Bertha iſt, die als Künſtlerin vor Euch erſcheint. Bin ich eine Künſtlerin, beſitze ich die Gabe, durch meinen Geſang und mein Spiel Eure Seele zu erfriſchen, ſo beweiſet es mir durch einen freundlichen Blick. Seid ſtreng und gerecht in Eurer Kritik, tadelt und lobt nach Eurer innigen Ueberzeugung. Ein beifälliger Blick oder ein tadelndes Kopfſchütteln von Euch hat mehr Werth für mich, als das Bravorufen des Publikums und das

Urtheil der Presse. — Nach der Vorstellung, wenn ich den Putz von mir geworfen und mein Hauskleid angezogen haben werde, kommt zu mir in mein Stübchen. Wir wollen keinen Schmaus feiern, aber eine selige Stunde verplaudern. Gott mit Euch allen beiden, Ihr meine Geliebten!

Bertha."

„Ja, das wollen wir, meine Lotosblume! Gerade in die Mitte des Parquets wollen wir uns setzen und Dir frei ins Auge sehen. Und warum auch nicht? Freut sich die Nachtigall nicht, wenn der Wanderer stehen bleibt und ihr göttliches Lied belauscht? Und bist Du nicht eine Nachtigall? Blicke nur Deinem Vater und Deinem Bräutigam in die Augen; Du wirst Dein eigenes schönes Bild abgespiegelt finden, mein Kind, ein Bild, vor dem Du nicht zu erschrecken brauchst. — Aber wie ist es, lieber Milchner? Wollen wir bis zum Abend zusammenbleiben? Ich habe Vetter Lorenz einen Vortrag über die Nasen versprochen, wollen Sie uns Gesellschaft leisten?"

„Mit tausend Freuden!"

„Aber wo? In Bertha's Zimmer, oder bei Vetter Lorenz?"

„Ich würde Sie in mein Zimmer führen," ſagte Dr. Milchner, „wenn ich nicht fürchten müßte, daß ſeine Junggeſellen-Phyſiognomie einen trivialen Eindruck auf Ihre Phantaſie machen würde. Wollen Sie meine Gäſte ſein, meine Herren, und in einem, mir wohlbekannten Weinkeller eine Auſter eſſen und ein Glas Rheinwein trinken? Es ſchwatzt ſich gemüthlicher unter der Erde beim matten Schimmer einer Gaslampe."

„Angenommen!" ſagte Herr Güter, der trotz ſeiner Philoſophie niemals einem leckern Eſſen aus dem Wege ging. „Ich bin einverſtanden; was ſagen Sie, Vetter Lorenz?"

„Wenn ich wüßte, daß Thereſe ſich nicht beunruhigen würde! —"

„Denkt nicht daran," ſagte Herr Güter. „Wenn Frauen über Putz ſprechen, ſo fühlen ſie keine Sehnſucht nach ihren Männern."

„Aber Thereſe's lebhafte Phantaſie! Wenn ſie ſich einbildete, daß etwas paſſirt ſein könnte —"

„Nun, dann kommen wir heute Abend alle Drei geſund und wohlbehalten zu ihr, und der Empfang iſt dann nur um ſo herzlicher. Zeigen Sie uns den Weg, Milchner; ich brenne

vor Verlangen, Ihr und Bertha's Wohl zu trinken."

Herr Lorenz fügte ſich, wiewohl widerſtrebend, den Anordnungen ſeines Vetters, und bald ſaßen die Drei vor einer mächtigen Schüſſel voll Auſtern und tranken in funkelndem Johannisberger Bertha's Wohl.

„Sie wollten uns einen Vortrag über die Naſen halten," ſagte Herr Lorenz, der durch den Wein aufgeheitert war und ſich wegen ſeiner Thereſe keine Gewiſſensbiſſe mehr machte. „Sie wollten uns einen Vortrag über die Naſen halten, lieber Vetter."

Herr Güter leerte ſein Glas, räuſperte ſich und hub alſo an:

„Die Naſe, meine Freunde, iſt eigentlich nur ein verkürzter Rüſſel. Ob es Oeconomie des Schöpfers war, unſern Rüſſel ſo kurz zu machen, will ich nicht entſcheiden; wäre ich aber gefragt worden, ob ich eine kurze Menſchennaſe oder einen Elephantenrüſſel haben wolle, ſo würde ich mich für den Rüſſel entſchieden haben. Denkt Euch, meine Freunde, welch ein Genuß es ſein müßte, mit ſeiner Naſe junge Bäume ausreißen und durch

die Naſe trinken zu können! Wie herrlich müßte einem der Rheinwein ſchmecken, wenn man ihn durch die Naſe einſaugen und dann erſt in den Mund zwängen müßte! Wie laut könnte man nießen, wenn man einen fünf Schuh langen Rüſſel von der Stirn herunterhangen hätte, und wie kräftig könnte man — wenn gar kein anderes Mittel hülfe — dreinſchlagen! Die Soldaten würden keine Gewehre, die Nachtwächter keinen Morgenſtern gebrauchen; man würde ſich, ſtatt auf Piſtolen, auf Naſenſtüber oder Rüſſelhiebe fordern, der Nachtwächter würde durch den Rüſſel die Stunde abblaſen und lärmende Handwerksburſchen und liſtige Diebe auf weite Entfernung wittern und durch einen einzigen Streich unſchädlich machen können. Man hat es in England durch Fleiß und Ausdauer dahin gebracht, Hunde mit langen Ohren, Kühe und Ochſen mit kurzen Beinen, Ziegen ohne Hörner und Schafe ohne Schwänze zu züchten. Warum man nicht auf die Idee verfallen iſt, Menſchen mit Rüſſelnaſen zu produciren, iſt mir nicht bekannt. Wäre ich conſtitutioneller Herrſcher in einem deutſchen Staate, ſo würde ich den Ständen ein Geſetz octroyiren,

kraft deſſen meine Soldaten nur langnaſige Mädchen, und meine langnaſigen Mädchen nur Soldaten heirathen dürften. Jährlich würde in jedem Bezirke meines Reiches eine Naſenſchau gehalten; die beſten Exemplare erhielten den Landesorden und würden zu Staatsämtern und Hofchargen herangezogen; die längſte männliche Naſe müßte die längſte weibliche heirathen, und wenn dann ein ganzes Armeecorps kräftiger Burſche mit ellenlangen Naſen herangewachſen wäre, die ſämmtlich den Orden pour la trompe und eine Unterſtützung aus der Landescaſſe zur Anſchaffung von Taſchentüchern hätten, ſo wäre mir nicht bange, daß die Töchter kurznaſiger Familien ſich nicht mit meinen wackeren Burſchen vermählen und allmälig die ganze Nation berüſſeln würden. Hat es aber ein Herrſcher erſt ſo weit gebracht, daß die ganze Nation eine Naſe hat, dann iſt die Revolution unmöglich, blindes Vertrauen ſchlingt ihr liebendes Band um König und Vaterland und Alles geht nach Wunſche. Einige Staaten haben in richtiger Würdigung des Gleichheitsprincips einen reglementirten Nationalſchnurrbart eingeführt, und würden hierdurch viel erreicht

haben, wenn sie es nicht vergessen hätten, eine Nationalhaarwuchspommade zu erfinden, um jedem Unterthan einen starken blonden, braunen, rothen oder schwarzen Schnurrbart — je nach den Landesfarben — auf die Oberlippe zu zaubern. Sie haben, wie leider so oft — auch in dieser wichtigen Angelegenheit mit unverantwortlichem Leichtsinne gehandelt. Wie kann von einem Nationalpreußen z. B. auch nur die Rede sein, wenn der eine Bruder einen gelben, der andere einen schwarzen, der dritte einen rothen Schnurrbart und der vierte gar keinen aufzuweisen hat? Stellen sich die drei Bärtigen neben einander, so schimmern die verpönten deutschen Farben, und kommt der Vierte mit seinem Milchgesichte, so hört jede Nationalität auf, was am Ende noch schlimmer als eine schwarz-roth-goldene ist. Ich glaube nicht an das Nationalpreußenthum, bis die ganze männliche Bevölkerung auf der linken Oberlippe einen weißen und auf der rechten Oberlippe einen schwarzen Schnurrbart trägt, und bis sich zwischen beiden ein ellenlanger Rüssel durchwindet, der als Hieb- und Stoßwaffe zu gebrauchen ist und das Commißgewehr ersetzen kann. Den Sol-

daten würde dadurch in der That der Militairdienſt ſehr erleichtert werden. Sie müßten ihr Gewehr allerdings putzen, aber die Gewehrgriffe ließen ſich ohne Beihülfe der Hände ausführen, die Patronen brauchten nur in den Mund genommen und durch einen kräftigen Athemſtoß in die Naſe geblaſen zu werden. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, ein Grenadierbataillon mit „Rüſſel hoch," „gefälltem Rüſſel," „Rüſſel auf Schulter" und „Präſentirt den Rüſſel" exerciren und mit dem Rüſſel nach der Scheibe ſchießen zu ſehen!

„Welche neue Militairſtrafen ließen ſich da nicht einführen. Nehmen wir z. B. an, daß der Flügelmann beim Parademarſch ſtatt rechts zu ſehen, links geſchielt hat. Der Mann muß beſtraft werden; denn was würde aus Europa, wenn beim Militair die Subordination vor die Hunde ginge? — Aber wie ſoll er beſtraft werden? Soll er für eine ganze Corporalſchaft die Gewehre putzen? Das geht nicht, wenn die Corporalſchaft nicht mehr ausſtehen ſoll, als der Miſſethäter; denn wer würde ſich wohl von einem Andern mit dem Putzſtock in beide Läufe des Rüſſels hineinfahren laſſen? Niemand, ſollte ich

denken! Soll der Mann Arreſt haben? Ein Arreſtant muß ſeine Waffen ablegen; wie kann aber der Flügelmann ſeinen Rüſſel ablegen, und wie kann man es wagen, ihn mit geladenem Rüſſel einzuſperren? Ich habe über dieſes Thema viel nachgedacht und bin zu dem Reſultat gekommen, daß ein Rüſſelſoldat nur bei Regenwetter beſtraft werden kann."

„Bei Regenwetter?" fragte Herr Lorenz.

„Ja, bei Regenwetter. Man verurtheilt den Hochverräther je nach der Laune des Capitains und ſonſtigen Umſtänden zu ein-, zwei- oder dreiſtündigem „Rüſſelhoch" im Regenwetter. Der Maleſikant muß ſeinen Rüſſel ſo halten, daß der Platzregen in ſeine Naſenlöcher hineinläuft, wie in eine Dachrinne, und wird für jeden Tropfen verantwortlich gemacht, der nebenher fließt. Wird er zum erſten Male beſtraft, ſo kann es ihm erlaubt ſein, den Mund aufzumachen, damit das Regenwaſſer abfließen kann; iſt er ein verhärteter Böſewicht, oder dient er in Graudenz, ſo muß er Alles ſchlucken, was der Himmel ihm ſpendet; alle anderen Abzugskanäle müſſen natürlich vorher

durch das Compagniesiegel hermetisch verschlossen werden."

„Nun, da sei Gott vor!" sagte Herr Lorenz, der seit einer Viertelstunde die Wirkung des Weins spürte: „Da sei Gott vor, Herr Güter."

„Ach was," antwortete Herr Güter, „die verfluchten Kerls müssen ihren Herrgott kennen lernen. Wer in des Königs Brod ist, muß Ordre pariren! Warum hat der Kerl links geschielt?"

„Es ist ihm vielleicht eine Mücke ins Auge geflogen, er hat einen Seitenstich bekommen, oder was weiß ich — aber er ist und bleibt ja doch ein Mensch, und wenn er zehnmal links statt rechts geschielt hat; und einem Menschen kann man doch nicht verwehren, Dinge zu thun —"

„Das wäre eine schöne Geschichte, wenn man den Soldaten erlauben wollte, im Dienst an dergleichen zu denken! Sie haben wohl nicht gedient, Vetter Lorenz?"

„Gott sei gedankt, nein! Ich dächte, ich hätte es in meiner Jugend sauer genug gehabt —"

„Nun, deswegen haben Sie auch kein Urtheil. — Aber wir sind ganz von unserm Thema ab-

gekommen. Wie gesagt, warum der Schöpfer uns den kleinen Henkel ins Gesicht gepflanzt, und warum er dem Elephanten einen so großen Vorzug vor uns gegeben hat, weiß ich nicht, und warum die Regierungen nicht mehr auf einen Nationalrüssel halten, vermag ich nicht zu erklären.

„Wie die Sachen nun einmal stehen, haben wir es mit den kleinen miserabeln Auswüchsen zu thun, die sich hauptsächlich durch ihr Geschlecht und dann durch die Art von einander unterscheiden, auf welche sie geschneuzt werden. Eine männliche Nase ist anders geformt, als eine weibliche; eine in Battist geschneuzte Nase ist anders gestaltet, als eine mit dem Rockärmel geputzte.

„Wir wollen zuvörderst zwei Classen aufstellen: die männlichen, und die weiblichen. Die männlichen zerfallen wieder in folgende Unterabtheilungen:

1) Römische Nasen,
2) Griechische Nasen,
3) Adlernasen,
4) Judennasen,
5) Stülpnasen,

6) a. Gurkennasen,
b. Kartoffelnasen,
7) Thürklopfernasen,
8) Kupferbergwerknasen,
9) Giebelnasen,
10) Eskimonasen, und endlich
11) Negernasen.

Die weiblichen dagegen haben nur folgende Unterabtheilungen, und zwar:

1) Römische Nasen,
2) Griechische Nasen,
3) Stumpfnäschen,
4) Spitznäschen, und
5) Lästernäschen.

„Können Sie, meine Freunde, sich nun vorstellen, daß diese verschiedenen Nasen auf den Charakter ihrer Besitzer einen großen Einfluß haben, und mit ihren Namen in enger Verbindung stehen? Verfolgen wir einmal die Sache bis auf den Grund, und gehen wir in eine Familie, welche durch ihre Nase großes Aufsehen in der Welt gemacht hat, ich meine in die des Corsen Napoleon.

„Als Frau Bonaparte fühlte, daß sie gesegneten

Leibes ſei, und ihrem Gemahl das ſüße Geheimniß erröthend mittheilte, kratzte er ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, hinter den Ohren und antwortete: „Es wird ein Junge werden, Frau! Wie wollen wir ihn nennen? Fritz, Emil, Habakuk, Malachai?“

„Um's Himmels Willen! Nein! beſter Mann, was ſind das für Namen? Einen ſchönen Namen muß er haben, einen recht vollklingenden, denn wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird er ein kräftiger, lebhafter Junge werden!“

„So nenne ihn Cäſar, Victor oder Napoleon,“ ſagte der Vater.

„Napoleon! Ja, Napoleon wollen wir ihn nennen — aber wenn es ein Mädchen wird? —“

„Es wird aber ein Junge. Napoleon ſoll er heißen, und nun laß mich in Ruhe, liebes Weib.“

„Madame Bonaparte ging in ihr Kämmerlein, ſetzte ſich auf das Canapee und nannte ihren noch ungeborenen Sohn beim Namen; ſie ſah im Geiſte, wie er mit einer ſchönen römiſchen Naſe im Zimmer umherkriechen und ſich an ihrem Kleide aufrichten würde, und da ſie eine Frau

von ſtarker Einbildungskraft war, wirkte das Bild ihrer Phantaſie auf ihre Nerven; das Nervenſyſtem übte ſeinen Einfluß auf das Blut; das Blut ſtrömte dem kleinen Kaiſer zu, drängte ſich ihm in die Naſe — und fertig war ſie. Glaubt einer von Ihnen, meine Freunde, daß Napoleon Kaiſer von Frankreich geworden wäre, wenn er nicht Napoleon, ſondern Habakuk geheißen und eine Judennaſe gehabt hätte? Ich ſage Ihnen, daß er ruhig auf ſeiner Inſel Feigen und Apfelſinen verkauft und ſich um die ganze franzöſiſche Revolution wenig gekümmert haben würde, wenn man ihn Sören oder Niels genannt hätte! Können Sie ſich einen großen Mann vorſtellen, der Sören oder Niels heißt? Können Sie ſich einen Menſchen denken, der Napoleon Nielſen heißt?

„Ich behaupte demnach, daß die Naſe des ungeborenen Kindes ſich erſt dann formulirt, erſt dann eine Charakternaſe wird, wenn Vater und Mutter ſich über den Namen geeinigt haben, den ſie dem werdenden Weltbürger geben wollen. Die afrikaniſchen Neger haben gar keine Namen, und deswegen haben ſie auch keine Naſen; die Juden nennen ihre Kinder Hirſch, Wolf, Bär, und dies

iſt der Grund, warum wir bei den Iſraeliten einen ſo unverhältnißmäßig großen und häßlichen Nicher antreffen. Eine Nation, die einen Nationalnamen hat, hat auch eine Nationalnaſe aufzuweiſen; ſo haben in einigen Diſtricten Preußens alle Friedrich-Wilhelms eine kurze, flache, unten breit gedrückte Naſe mit leichtem Anflug von braunrother Schattirung an der Spitze; in Dänemark haben die Sören und Niels eine kurze, ausdrucksloſe Fiſchnaſe, die man nicht anſehen kann, ohne ſich einzubilden, daß ſie nach dem Modell eines Holzſchuhes fabricirt worden iſt; die Ruſſen, Polen, Franzoſen und Italiener haben alle Nationalnamen und Nationalnaſen. Nur in Deutſchland fehlen beides, Namen und Naſen. Es iſt nichts leichter, als einen Siegmaringer von einem Teltower, einen Cölner von einem Crefelder an der Naſe zu unterſcheiden, und desmegen iſt es ein großer Unverſtand, wenn man an eine Einheit des deutſchen Volkes, oder richtiger geſagt, der deutſchen Völker glaubt! Begegnen ſich zwei Franzoſen am Kap der guten Hoffnung oder in der Baffinsbay, ſo fragen ſie nicht erſt: „Was biſt Du für ein Landsmann?“ — ſondern ſie

reichen ſich die Hände und rufen vive la France! Treffen ſich aber zwei Deutſche, ſo denkt jeder „wo mag der Kerl wohl her ſein?“ Endlich ſtimmt der eine aus Langeweile das Preußenlied und der andere das Anhalt-Cöthener Lied an; Einer ſpuckt vor dem Anderen aus und denkt: „Was der Menſch für eine merkwürdige Naſe hat!“

„Laßt Euch auf einen Namen taufen und ſchafft Euch eine Naſe an, Landsleute, wenn Ihr einig werden wollt; eine gerade, feſte, harte Naſe, damit Ihr ſie ſteif halten könnt; eine Naſe mit guten Riechnerven, damit Ihr merkt, wo der Hund begraben liegt; eine Naſe mit Haaren darunter, damit Ihr wie Männer ausſeht. Verſucht es, Ihr deutſchen Mütter! Taufft alle Eure Söhne Hermann; erzählt ihnen, ſchon vor ihrer Geburt und nachher, wenn ſie in der Wiege liegen oder an Eurer Bruſt ruhen, wer Hermann war und was er gethan hat; ſagt ihnen, daß ſie dem alten Großvater ähnlich werden ſollen — und ich will Burk heißen, wenn nach zwanzig Jahren in der Baffinsbay oder am Kap der guten Hoffnung ein Deutſcher

vor dem anderen ausſpuckt, weil jeder ſein eigenes Nationallied ſingt.

„Nach dem bisher Geſagten, meine Freunde, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Naſe ihre Form dem Namen verdankt, den die Eltern dem Kinde vor der Geburt gegeben haben. Der kleine Schelm lauſcht im Mutterleibe den Schmeichelworten, mit denen die Glückliche ihn ermahnt, ruhig zu ſein oder bald zu kommen, und richtet entweder die Naſe ſtolz empor, oder läßt ſie traurig hängen, je nachdem der Name ein ſchöner oder ein häßlicher iſt. Auf dieſe Weiſe entſtehen die beiden Antipoden, die Stülpnaſe und die Gurkennaſe. Je häßlicher der Name, deſto mehr Stülp-, je hübſcher der Name, deſto mehr Gurkennaſe.

„Dieſer Moment iſt wichtig, meine Freunde; wichtiger als Sie glauben mögen. Hat ein Menſch eine hübſche Naſe, ſo wird er von Jedem, der Sinn für Schönheit hat, freundlich angeſehen, und dies bewirkt wieder, daß er einen guten, leutſeligen Charakter bekommt; hat er dagegen eine häßliche Naſe, ſo wendet ſich Jeder von ihm ab; er wird zurückgeſtoßen und dadurch im innerſten Herzen

ſchlecht und verdorben. Sehen Sie ſich einen Vollblut-Juden an. Iſt es möglich, dem Menſchen liebevoll ins Geſicht zu ſehen? Könnten Sie, meine Freunde, eine Judennaſe küſſen? Nein! Sie könnten es nicht. Der Jude macht Ihnen einen unangenehmen Eindruck; er merkt Ihnen Ihren Widerwillen an, wird wüthend und revanchirt ſich, indem er funfzig Procent von Ihnen fordert, wenn Sie Geld von ihm leihen wollen. Warum haben aber die Juden ſo unförmliche Naſen? Weil Moſes eine dicke, blauroth angelaufene Naſe hatte, und weil ſie ihre Kinder Moſes taufen oder ihnen wenigſtens viel von Moſes erzählen.

„Wir könnten weiter argumentiren, daß die Charaktere und Fähigkeiten des Menſchen durch ſeine Naſe bedingt ſind, und daß es ganz falſch iſt, wenn wir die Talente, Anlagen, Gaben und Handlungen eines Menſchen rühmen und preiſen, da wir eigentlich nur nöthig haben, die Form ſeiner Naſe zu bezeichnen, um den Grad unſerer Verehrung oder Verachtung auszuſprechen.

„Es genügt vollkommen, wenn wir von Napoleon ſagen: „er hatte eine römiſche Adlernaſe,“

oder wenn wir vom Neffen ſprechen und erwähnen, daß er eine Gurkennaſe beſitzt. Hiermit iſt Alles geſagt. Die Adlernaſe jagte den Papſt weg und die Gurkennaſe ſchützt ihn durch ihre Bajonette; die Adlernaſe wurde ſelbſt von ihren erbittertſten Feinden bewundert, die Gurkennaſe wird im Kladderadatſch lächerlich gemacht.

„Sie ſind jetzt gehörig vorbereitet, meine Freunde, um meinem Vortrage weiter folgen zu können und die Charakteriſtik der verſchiedenen Unterabtheilungen der männlichen und der weiblichen Naſen zu verſtehen.

„Ueber die römiſchen Naſen habe ich genug geſagt. Napoleon hatte eine römiſche Naſe, und was dieſe Naſe Alles angerichtet hat, das dürfte Ihnen bekannt ſein.

„Die griechiſche Naſe, meine Freunde, kennzeichnet Menſchen, welche weniger zum Handeln, als zum Denken geſchaffen ſind. Homer hatte eine griechiſche Naſe; ebenſo Ariſtoteles und Sophokles. König Otto hatte eine bairiſche Naſe, und deswegen taugte er nicht zum Könige der Griechen. Wo Sie einen Menſchen mit einer ausgeſprochen griechiſchen Naſe ſehen, dürfen Sie ſicher darauf rechnen, daß er nicht Otto, ſondern Alexander heißt. Leute mit griechiſchen Naſen ſind gewöhnlich ſchön — und weil körperliche Schönheit leider oft mit häßlicher Eitelkeit gepaart iſt — auch meiſtens ſehr von ſich ſelbſt eingenommen.

„Die Adlernaſen heißen in den meiſten Fällen Joſeph, Otto, Karl, und gehören energiſchen Männern an, die das Herz auf dem

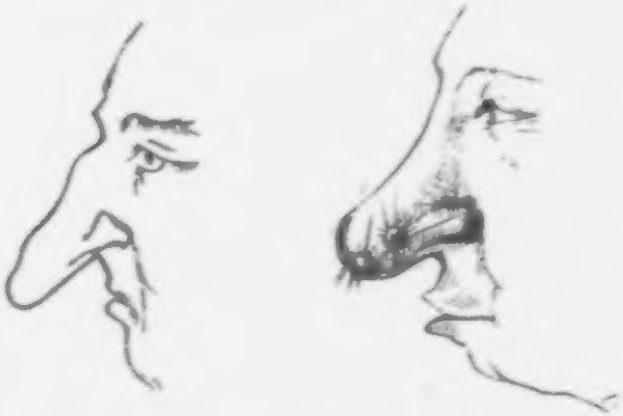
rechten Flecke haben, dabei aber heftig und cholerisch sind.

„Die Judennase, meine Freunde, ist Ihnen bekannt. Sie ist ausdrucksvoll, alttestamentarisch, thront über einem langgezogenen Munde und verunstaltet einen Körper, der häufig von Plattfüßen getragen wird. Eine Judennase und gerade Fußenkel waren noch selten in einem Individuum gepaart. Welchen Einfluß sie auf den Charakter und die bürgerliche Stellung ihrer Besitzer hat, ist hinreichend bekannt, und ich behaupte, daß eine Emancipation der Juden erst dann möglich ist, wenn sie sich Alle Stülpnasen und entsprechende Namen beigelegt haben werden.

„Die Stülpnaſe, die fünfte in der Reihe, iſt eine weit verbreitete, leider zu ſehr cultivirte Naſe, die gewöhnlich mit Dummheit und Arroganz gepaart iſt. Stellen Sie ſich eine Naſe vor, meine Freunde, in deren Nüſtern man hineinſehen kann wie in einen Opernglucker. Gehört nicht eine unglaubliche Arroganz dazu, mit einer ſolchen Naſe umherzugehen, einem Mädchen einen Heirathsantrag zu machen oder ein bürgerliches Gewerbe zu treiben? Die Stülpnaſe thut, als wenn alle Wohlgerüche der Erde nur für ſie da wären, ihre Flügel zittern, wenn der Mund lacht, und ſie zieht einen Rockärmel dem Taſchentuch vor. Stülpnaſen heißen niemals Carl, Hermann oder Mahommed, ſondern Jens, Ole, Niels, Philipp und Emmerich.

„Auf die Stülpnaſe folgt die Gurkennaſe mit ihrer Unterabtheilung, der Kartoffelnaſe. Die Gurkennaſe, meine Freunde, iſt in ihrer Jugend gewöhnlich eine charakterloſe Naſe; es giebt keinen Säugling, der eine Gurkennaſe aufzuweiſen hätte. Napoleon, der Neffe, iſt der Repräſentant der Gurkennaſen; er hat dieſe Zierde gemein mit den Wucherern, mit alten penſionirten Bürgermeiſtern und pommerſchen Landedelleuten, die in ihrer Jugend beim Garde du Corps-Regiment dienten und ſpäter viel Rothwein tranken. Eine deutſche Gurkennaſe heißt Uffo, Harald oder Theobald.

„Die eng mit ihr verwandte Kartoffelnase ist eigentlich weiblichen Geschlechts und kommt nur selten bei Männern vor, die dann aber gewöhnlich bartlos sind und einen weibischen Charakter und natürlich auch einen Namen besitzen, der durch eine kleine Abänderung in einen Frauennamen umgeändert werden kann, wie z. B. Louis, Alwin und Ernst. Eine Kartoffelnase hört auch auf den Ruf Louise, Alwine und Ernestine.



„Die Thürklopfernase ist eigentlich eng mit der folgenden, der Kupferbergwerknase verwandt. Ich kenne Familien, in denen die Töchter einen Thürklopfer, die Söhne eine Berg-

werksnaſe haben. Die Thürklopfernaſe iſt lang, oben mager, unten dick und fleiſchig, hat den Stockſchnupfen und niest krampfhaft; ſie wird roth, ſo wie ſie in die kalte Luft komm:, und iſt oft der Sitz ſchmerzhafter Balggeſchwüre oder Finnen. Die Beſitzer dieſer Naſen ſehen immer verwundert aus und können es, trotz der täglichen Erfahrung, nicht begreifen, daß ihre Naſe immer zuerſt in die Theetaſſe kommt. Sonſt pflegen es harmloſe, friedliche Menſchen zu ſein, die ſich um nichts in der Welt, als um ihre Naſen bekümmern. Wird aber die Thürklopfernaſe durch ſtarken Weingenuß in ihrer Entwickelung unterſtützt, ſo bildet ſich jene, mit Warzen und Auswüchſen beſäete braunblaue Naſe aus, die man nicht anſehen kann, ohne an ein Kupferbergwerk zu denken; ſie nimmt, namentlich in den unteren Partieen, an Umfang zu, vermählt ſich oft mit der Lippe und bedarf wiederholter Reinigung.

„Eine Thürklopfernaſe heißt übrigens Auguſt und Emil oder Auguſte und Emilie, während die Kupferbergwerknaſen meiſtens Rudolph und Max heißen. Ich habe nur einmal eine Kupferbergwerknaſe gekannt, die ſtark mit Malachit belegt

war und Leopold hieß; der Besitzer war aber ein Jütländer und hatte in seinem thatenreichen Leben so viele Wachholderschnäpse auf die Gesundheit des Königs von Scandinavien getrunken, daß die Nase mir „forcirt“ vorkam, weshalb sie auch nur als Ausnahme von der Regel genannt werden darf.

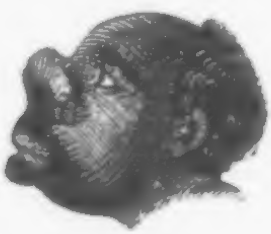
„Wir gehen jetzt über zu den Giebelnasen, jenen windschiefen Vorsprüngen, die an dem eigenthümlichen Fehler leiden, daß ihre Haut zu kurz ist, weswegen die Knorpel des Nasenbeins weißlich durchschimmern. Diese Nasen sind eigentlich Reformnasen, d. h. aus anderen Nasen hervorgegangen, und durch einen heftigen Stoß oder Fall nach links oder rechts gebogen. Eine Giebelnase ist ursprünglich Gurken-, Kartoffel- oder Adler-

naſe geweſen und kann ſomit Louis, Alwin, Ernſt, Jens oder Uffo heißen und einen ſehr dummen oder ſehr geſcheidten Herrn haben. Da ſie keine eigentliche Charakternaſe iſt, wollen wir uns von ihr abwenden und übergehen zur

Eskimonaſe. Dieſe Species iſt dem hohen Norden eigenthümlich und gedeiht namentlich in Gegenden, in denen der Seehund einheimiſch iſt, alſo in Island, Grönland und Dänemark. Der ſtete Verkehr mit Seehunden und Wallrobben, die beſtändige Ermahnung des Vaters an den Sohn, den Seehund und die Wallrobben mit der Keule auf die Naſe, und nicht auf den Kopf zu ſchlagen, hat ihren Einfluß auf die ganze menſchliche Bevölkerung gehabt und eine Nationalnaſe producirt, die wir die Eskimo- oder Seehundsnaſe nennen müſſen. Die Naſe iſt kurz, tritt faſt gar nicht aus dem Geſicht hervor, hat kleine

Nüstern und kleine Luftlöcher; man sieht ihr an, daß sie den Geruch von Fischen jedem andern vorzieht und daß sie einen kräftigen Hieb mit einem eisenbeschlagenen Knüppel nicht zu ertragen vermag. Ihr Besitzer ist, wie der Seehund, bissig, falsch, eitel und aufgeblasen und heißt, mit geringen Ausnahmen, Niels, Sören oder Jens; weibliche Eskimonasen heißen Karen und Oellegaard.

„Wir kommen jetzt zu der letzten männlichen Nase, zu der



Negernase, die sich besonders dadurch vor allen anderen Nasen auszeichnet, daß sie eigentlich gar keine Nase ist, sondern nur aus einem Fleischklumpen mit zwei weiten Kanälen besteht. Wie ich bereits oben bemerkt habe, fehlt es den Negern Afrika's an Namen; sie heißen alle Sambo und

die Frauen heißen Samba. Da dies offenbar kein Name ist, und da das eigenthümliche Phänomen besteht, daß der ungeborene und neugeborene Neger schneeweiß ist und erst nach und nach aus Abscheu vor der fehlenden Nase seiner Eltern schwarz wird, so dürfen wir uns über die mangelhafte Nasenbildung der afrikanischen Völker nicht wundern, müssen in ihr im Gegentheil eine Bestätigung der eben aufgestellten Behauptung erkennen, daß Nasen und Namen aus einander folgen, wie das Küken aus dem Ei.

„Wenden wir uns nun von den männlichen Nasen zu den weiblichen, so tritt uns gleich der auffallende Umstand entgegen, daß ihre Unterabtheilungen kaum halb so zahlreich sind, wie die der männlichen Nasen, und daß das weibliche Geschlecht nur zwei Arten von Nasen, dagegen drei Arten von Näschen hat. Da das weibliche Geschlecht in jeder Beziehung vollkommener gebaut ist, als das männliche — (Frauen haben z. B. eine ganze Rippe mehr und eine geläufigere Zunge, als wir Männer) — so würde die geringe Variation ihrer Nasen geradezu unerklärlich sein, wenn wir nicht wieder auf den Lehrsatz zurück-

fielen, daß der Name die Gestalt der Nase bedingt. Napoleons Mutter war nicht die einzige Frau, die ihren Mann mit einer Nachricht überraschte, die ihn zu dem Ausrufe hinriß: „Schon wieder!“ und Napoleons Vater war nicht der einzige Mann, der seiner Gattin antwortete: „Es wird ein Knabe werden.“ Ich kenne eine Familie, die ihren Namen von dem Ausspruch eines wendischen Heiden herleitet, der laut antediluvianischen Nachrichten gegen Carl den Großen kämpfte und vor einer Schlacht seinen Kriegern erzählte, daß sein Weib gerade im Begriff sei, ihnen einen Stammherrn und Majoratserben zu schenken. „Bude sin“ — „Es wird ein Sohn,“ sagte der alte Heide, und vor Freuden schlugen die Wenden Carls des Großen Truppen da, wo jetzt die Stadt Baudissin steht.

„Der Vater sagt unter 100 Malen 99 Male Bude sin — und wenn es dann trotz dieser Prophezeihung eine Tochter wird, dann ist das Unglück geschehen — die Nase hat sich nicht richtig entwickeln können und wird höchstens ein Näschen. Oder glauben Sie, Herr Lorenz, oder Sie, mein lieber Milchner, daß die Nase eines Mädchens in

voller Kraft und Fülle gedeihen kann, wenn die Mutter auf dem Canapee in der Schlafstube sitzt und leise vor sich hinmurmelt: „Heute in drei Monaten, lieber Philipp, lieber Tobias, lieber Sören, wirst Du viel Unruhe im Hause machen, und ach, Deine arme Mutter tief schmerzen!“ Kann ein Mädchen, wenn es sich so angeredet hört, die Nase froh empor heben? Muß es nicht erschrocken die Nase einziehen? Und was ist die Folge des Einziehens? — Verkleinerung, Verkümmerung und Reducirung auf ein Minimum.

„Wir haben hier die Gründe, warum Frauen erstens kleinere und zweitens weniger Arten von Nasen haben.

„Die einzigen Charakternasen der Frauen sind aber wieder die Näschen, während die Nasen nur als sporadische Erscheinungen angesehen werden können, die keinen Aufbau eines Systemes zulassen.

„Eine römische Nase heißt funfzigmal unter hundert Isabella, und die übrigen funfzig Mal Josephine und Maria Theresia. Frauen mit römischen Nasen sind großherzig, edel, stolz, fromm und tugendhaft — daher selten.“

„Die griechische Nase wird bei Frauen fast gänzlich vermißt — außer bei den griechischen, wo sie als Nationalnase eingeführt ist. Frauen mit griechischen Nasen heißen Helene, Thekla, Clotilde und Emma; sie sind witzig, musikalisch, eitel und führen ein arges Pantoffelregiment. Dies Phänomen erklärt sich daher, daß sie sich alle für Schwestern der drei Grazien halten und in ihren Gatten einen Paris sehen, der nichts anderes zu thun hat, als ihnen den Apfel darzureichen.

„Die drei anderen Unterabtheilungen, Stumpfnäschen, Spitznäschen und Lästernäschen, sind so bekannt, daß es überflüssig sein dürfte, ein Wort über ihre Gestalt zu verlieren. Es sind

verunglückte Formen, die ſich in das ſonſt ſo regelmäßige Geſicht hineingepflanzt haben, und mit kecker Unverſchämtheit ihren reizenden Sitz behaupten. Was gäbe nicht ein Lottchen darum, wenn ſie ihr Stumpfnäschen um einen halben Zoll länger machen könnte! Wie glücklich wäre Claudine, wenn das Spitznäschen etwas voller und nicht immer ſo unausſtehlich roth wäre, und was gäben wir Männer nicht darum, wenn wir die Läſternäschen der Emilien, Philippinen, Agnes', Emerentia's und Veronica's in eine Gurken- oder Kartoffelnaſe verwandeln könnten!

„Darum, Herr Lorenz und Herr Milchner, glauben Sie nur nicht immer, daß es ein Sohn wird und gewöhnen Sie Ihre Frauen daran, abwechſelnd einen Jungen- und einen Mädchen-

namen zu nennen. Befolgen Ihre Frauen meinen Wink, so bürge ich mit meinem Kopfe dafür, daß Sie an Ihren Töchtern Freude erleben werden. Amen!“ —

Vierundzwanzigstes Capitel.

Sie ſind ſchon oft im Theater geweſen, Madame! aber ſind Sie auch mit vollem Bewußtſein ins Theater gegangen? Wir fragen nicht, ob Sie — —, ſondern ob Sie ſich bewußt geweſen ſind, was Sie und hundert andere Burks gethan haben von dem Augenblicke an, wo Sie Toilette gemacht, bis zu dem Moment, wo der Vorhang in die Höhe ging? Wir wollen Ihrem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen, Madame!

Ihr glücklicher Gatte hat den Auftrag erhalten, Billets zu kaufen, aber beſſere, als das vorige Mal, wo Sie hinter eine Säule zu ſitzen kamen und weder ſehen noch geſehen werden konnten. Sie wollen vorn ſitzen, Madame, und für Ihren Thaler den beſten Platz haben; was aus

Ihren Nebenburks wird, geht Sie nichts an. Sie wollen endlich einmal den beſten Platz haben und nicht immer ſo lächerlich weit zurückſitzen, als ob Sie ſich Ihrer Garderobe zu ſchämen brauchten! Sie haben Sammet und Seide, Spitzen und goldene Ketten, Reifröcke und einen neumodiſchen Hut, Battiſttaſchentücher und einen eleganten Operngucker! Und warum haben Sie das Alles, Madame? Weil die andern Burks es auch haben, weil es ein öffentlicher Scandal wäre und den Credit Ihres Mannes ruiniren müßte, wenn Sie das Alles nicht hätten. Da Sie das Alles aber haben, ſo wäre es geradezu Thorheit, wenn nicht noch Schlimmeres, wenn Sie den Leuten nicht zeigen wollten, was Sie Alles an ſich tragen; und da das Theater der geeignetſte Ort iſt (nach der Kirche, Madame!), um ſich ſehen zu laſſen, ſo müſſen Sie den beſten Platz am geeignetſten Orte einnehmen. Das verſteht ſich; Sie haben vollkommen recht, Madame!

Ihr glücklicher Eheherr hat alſo für Sie den beſten Platz und für Ihre Nebenbuhlerin den zweitbeſten Platz belegt. Sie werden heute Abend neben ihr ſitzen und ihre Eleganz bewundern, ohne

zu ahnen, wer die artige Dame iſt, die immer in ſich hinein lächelt. Wüßte Madame Burk, was ich weiß — dann —; weil Sie aber nicht wiſſen, was Ihre Nebenbuhlerin weiß, Madame, ſo unterhalten Sie ſich in den Zwiſchenacten nur mit ihr und reichen ihr den Operngucker, damit ſie Ihren Ehegatten deſto deutlicher erkennen kann, der hinten im Parterre ſteht und ſeinen Spaß an Ihnen Beiden hat!

Das Billet iſt gekauft und liegt auf Ihrem Toilettentiſch. Sie ſitzen davor und laſſen ſich friſiren und anziehen. Sie wollen ſich ja im Theater amüſiren, wollen Marie Stuart oder Egmont ſehen, wollen eine vollendete Künſtlerin oder einen unübertrefflichen Schauſpieler bewundern, der die ſchönſte Dichtung eines deutſchen Poeten mit unvergleichlichem Talent declamirt! Sie wollen eine Oper von Mozart oder Meyerbeer hören, wollen durch die claſſiſche Muſik begeiſtert, veredelt werden — und wie könnten Sie wohl Schillers Sprache oder Mozarts Muſik verſtehen, wenn Sie nicht volle Toilette gemacht hätten? Wäre es Mode, in Sackleinen das Theater zu beſuchen, ſo würden Sie in Sackleinen ins Theater gehen; es iſt aber Mode, im Feder-

hut zu erſcheinen, damit Niemand über Sie wegſehen kann — und da Sie allein gegen die Mode nicht ankämpfen können, putzen Sie ſich, als wenn Sie auf die Londoner Ausſtellung geſchickt werden ſollten.

Endlich iſt die Toilette fertig. Wir ſagen endlich, denn wir haben während der zwei langen Stunden, die Sie ſo nützlich zugebracht, mit Ihren Kindern geſpielt und dem jüngſten, einem allerliebſten Knaben von drei Jahren, ein Loch im Strumpfe geſtopft, weil uns nichts ſchrecklicher iſt, als wenn

„Die Ferſen und die Zehen
Hinaus ins nackte Leben ſehen.“

Sie haben reizende, blühende Kinder, Madame! Wären Sie unſere Gattin, ſo würden wir Sie höflichſt erſuchen, die achtjährige Philippine nicht ſo decolettirt herumlaufen zu laſſen, weil das Kind ſonſt an der Schwindſucht ſterben wird, und Emils Strümpfe zu ſtopfen, die einer gründlichen Reparatur zu bedürfen ſcheinen. Sie wiſſen ohne Zweifel, daß der Dichter Friedrich Schiller, für den Sie ſich beim Schillerfeſte ſo außerordentlich begeiſterten, irgendwo ſagt:

„Ehret die Frauen. —
Sie flechten und weben —“

Iſt aber das Stopfen eines Strumpfes nicht ein Flechten und Weben?

Oder hätten wir uns geirrt? Schwärmen Sie nur deswegen für Deutſchlands größten Dichter, weil er wünſchte, daß ſie ewig grünen bliebe? Sie mußten in dem Fache doch Erfahrung haben, Madame, und ſchon längſt zu der Ueberzeugung gekommen ſein, daß die Liebe Ihres Gatten ewig grünen bleibt! Oder iſt Ihnen das Theaterbillet, ſind Ihnen ſeine vielen ſchweren Seufzer nicht ein ſprechender Beweis ſeiner Liebe? Sagt er nicht zu Allem ja, zu Bällen, Concerten, Crinolinen, Sammetſchleppen, Badereiſen, muſikaliſchen Thee's? Sehen Sie ihn nicht oft auf den Knieen liegen und inbrünſtig beten? Sagt er Ihnen nicht oft: „Noch ein Jahr in dieſer Weiſe fortgelebt und ich bin ruinirt!“ Warum betet er, warum ſagt er zu Allem Ja? — Aus Liebe, aus reiner grüner Liebe, Madame! Warum fürchtet er, in einem Jahre ruinirt zu ſein? Weil er den Alles verzehrenden Brand in ſeinem Herzen nicht ertragen kann! Ihre Blicke entzünden ein

Feuer in seinem Innern, vor dem Alles in Rauch und Flammen aufgeht. Aus Liebe zu Ihnen hat er schon ein Familienbegräbniß gekauft und Ihren Grabstein bestellt; er kann es nicht erwarten, Ihnen noch im Tode seine Liebe zu beweisen — und Sie zweifeln, daß sie ewig grünen bleibt? Madame, Sie verlangen zu viel! —

Doch nein, Sie sind die Entsagung selbst! Sie wohnen in der zweiten Etage, während andere Frauen in der ersten wohnen; Sie sparen, wo Sie können, leben im Sommer nicht in einem Landhause, reisen nicht nach Paris und leben ganz für Ihre Familie! O, mein Gott, ja! Sie sind ein Engel, Madame!

Aber die Toilette ist fertig, Sie schreiten in das Wohnzimmer und appliciren Emil eine Ohrfeige, weil er mit seinen Butterbrodhänden gegen Sie anläuft und ausruft: „Ach, Mama, sollen wir schon wieder allein sein?“ ermahnen Philippine, ja recht auf die Mädchen zu achten, daß sie nicht zu viel Zucker zum Thee nehmen, und sehen mit Schrecken, daß die Uhr schon sechs vorbei ist und noch keine Droschke da! Noch keine Droschke! Die Köchin hat schon vor zwei Stunden einem

Fuhrmann Beſcheid geſagt, aber die Welt wird immer ſchlechter und wozu die Polizei da iſt, wenn ſie nicht einmal die Droſchkenkutſcher in Ordnung halten kann, das möchten Sie wiſſen? Ja wohl! Es iſt ein Scandal. Wie ſich ſo ein Menſch auch nur unterſtehen mag, eine Dame warten zu laſſen! Aber, da kommt er ſchon! Sie haben das Knallen der Peitſche nicht gehört, weil Sie ſelbſt ein wenig laut ſprachen und weil Emil weinte. Kinder weinen leicht, Madame, und die Nerven einer Mutter können viel aushalten. —

Sie ſteigen ein, Madame. Welch ein Anblick! Könnten Sie ſich nur ſelbſt in eine Droſchke einſteigen ſehen? Wie entzückt Sie ſein würden. Was ſind die Productionen einer Tänzerin gegen die Ihrigen, Madame? Erſt heben Sie das Sammetkleid auf, kneifen dabei die Crinoline in eine eirunde Form — die ſich ſehr elegant ausnimmt, Madame — heben den rechten Fuß und treten, ſtatt auf den Kutſchtritt, auf eine Sproſſe Ihrer Leiter, das heißt auf einen Stahlreifen in Ihrem Wüſtenzelt. Sie ſind dem Fallen nahe, heben höher auf, vergeſſen aber, was über der Crinoline iſt, und gerathen damit in Colliſion.

Mit dem rechten Fuße geht es nicht; nehmen Sie den linken, Madame. Sehen Sie, daß wir Recht hatten! Mit dem linken geht es. Sie ſtehen auf dem Wagentritt, beugen den Oberkörper in den Wagen, die Köchin faßt Schleppe und Zubehör in die Rechte und ſchiebt leiſe mit der Linken nach! Endlich ſind Sie im Wagen. Sie ſitzen. Wie Sie ſitzen, mag der liebe Gott wiſſen — aber jedenfalls weiblich — anmuthig — reizend! Eben ſo äſthetiſch, wie Ihr Einſteigen, iſt Ihr Sitz. Wie konnten Sie nur an der ewigen Liebe zweifeln? Es war nur Ihr Scherz, Madame, nicht wahr?

Die Droſchke hält vor dem Theater. Wie kommen Sie aber heraus? Die Köchin iſt nicht da, der Kutſcher muß helfen; eine Menge junger Männer ſtehen an der Caſſe und beobachten Sie! — Madame, wir wollen nicht ſo ungalant ſein, Ihren Austritt aus dem Wagen zu ſchildern. Es iſt ja nicht Ihre Schuld, Madame! Es iſt Schuld der Crinoline, und nur ein thörichter, einfältiger Menſch kann zu ſeiner Frau, Schweſter und Geliebten ſagen: „Infantin, laß das Ding mir weg, es koſtet mir nur Thränen.“

Sie ſind glücklich aus der Arche Noäh heraus, Madame, und treten in den Muſentempel hinein! Ein Theaterdiener, dem jeden Winter Hände und Füße erfrieren und der im Frühjahre erſt wieder aufthaut, ſteht vor der kleinen grünen Thür, beſieht Ihr Billet und ſagt mit halblauter Stimme: „Bitte, rechts zu gehen!“ Verſuchen Sie es, Madame, ſtatt rechts, links zu gehen! Es iſt zwar nicht Mode, aber einmal in Ihrem ſchönen Leben könnten Sie doch etwas thun, was nicht Mode iſt. Gehen Sie links, Madame. Warum? Um den Schrecken zu beobachten, der den Theaterdiener wie ein elektriſcher Funke durchzuckt. Ueber nichts würde ſich der brave Mann wundern, nicht über den Einſturz der Nicolaikirche, die Ernennung des Königs von Dänemark zum deutſchen Kaiſer oder Hamburgs zur däniſchen Hauptſtadt; Donner und Blitz, Sturm und Erdbeben machen auf den Mann keinen Eindruck; gehen Sie aber links, ſo fährt ein ſtechender Schmerz durch ſeine Froſtbeulen, er duckt ſich erſchrocken zuſammen, fletſcht die Zähne, greift mit der einen Hand nach der Perrücke und zeigt mit der andern nach rechts.

Was Sie das angeht, Madame? — — —

Nun, eigentlich nichts, aber es ist doch interessant, die Burke in allen Schichten der Gesellschaft zu sehen!

Burke? Burke sagen Sie?

O, himmlische Gerechtigkeit! Wir vergessen ganz — bitte, Madame Burk, treten Sie näher und nehmen Sie Ihren Platz ein! Wie man auch so vergessen sein kann!

Ihr Sitz ist in der Mitte, Madame. Drei dicke Engländer, die wie Menagerie-Elephanten aussehen, haben bereits Platz genommen. Wie Sie bei ihnen vorbeikommen wollen, ist ein mathematisches Räthsel. Der Gang zwischen den Stühlen ist drei Fuß breit; Ihre Crinoline misst acht Fuß im Durchmesser, die Engländer haben eine Peripherie von sechs Schuh — aber es wird schon gehen, Sie wissen schon wie, Madame!

Haben wir es nicht gesagt? Sie sitzen! Sie stehen freilich dreimal wieder auf, um sich besser, bequemer hinzusetzen, denn Ihre Crinoline ist gebrochen, die Fischbeinen stehen kerzengerade in die Höhe und drohen dem Engländer ein Auge auszubohren, wenn er sein Haupt auf die Hände sinken lässt, die den Knopf seines spanischen Rohrs

umfaßt haben; wenn Sie auf dem anderen Ende des Fahrreifens ſitzen, ſo bedauern wir — es iſt aber Mode, Madame Burk, und wenn es auch ein Bischen wehe thut — es iſt ja Mode!

Endlich ſitzen Sie! Sie ſind bezaubernd, Madame! Sehen Sie, wie die Lorgnetten und Opernguckr der Logen auf Sie gerichtet werden? Sie ſind ein Planet, Madame, der von dem Obſervatorium genau betrachtet und in ſeiner Stellung zur Venus und Cupido, reſpective Banco berechnet wird. Man beobachtet, ob Sie einen oder zwei Monde in Ihrem Gefolge haben, ob ein Komet Sie durch ſeinen Schweif beunruhigt; man berechnet Ihre ſpecifiſche Schwere, Ihr Licht, die Dichtigkeit Ihrer Atmoſphäre, ſucht nach feuerſpeienden Bergen, forſcht nach, ob Sie das Sternbild der Zwillinge berühren, mit dem Waſſermann Rendezvous halten u. ſ. w. Alle Aſtronomen kommen endlich zu der Ueberzeugung, daß Sie kein neuer Planet ſind, ſondern ſchon mehrere Revolutionen und Sündfluthen durchgemacht haben und daß Ihnen kein Mond als Satellit durch die Himmelsräume folgt; einige wollen ſogar berechnen, daß Sie im Stadium des abnehmenden Lichtes

ſtehen und daß Sie ehſtens total verfinſtert werden.

Laſſen Sie ſich aber nicht irre machen, Madame. Neben Ihnen ſitzt Ihre Nebenbuhlerin, und ſo lange Sie das ſüße Geheimniß Ihres Gatten nicht errathen, wird Ihr Himmel ungetrübt bleiben. —

Richten Sie jetzt Ihr ſchönes Auge auf den Vorhang und auf die Capelle. Der Vorhang hat ein Loch, und wiſſen Sie, wer durch das Loch durchſchielt? Es iſt der Held des Drama's, ſagen wir Egmont, der Sie heute Abend entzücken, Ihrem Herzen eine Thräne rauben wird. Er guckt durch den Vorhang und ſchielt nach einer Dame in der Loge links von Ihnen. Es iſt nicht wahr, daß er Clärchen liebt; er lügt, wenn er behauptet, von Clärchen zu träumen. Die Dame links erſcheint ihm im Traume, und aus Höflichkeit erſcheint er ihr wohl auch im Wachen — denn Männer ſind immer aufmerkſam, Madame!

Sehen Sie jetzt das Orcheſter an. Muſtern Sie die Geſtalten, Madame, und beobachten Sie z. B. den Fagottbläſer. Er hat den ganzen Tag

im Bette zugebracht, weil er Fliedertheé getrunken hatte, um ſeine Halsſchmerzen los zu werden. Sehen Sie nur, wie ſchmerzhaft er den Mund verzieht; er hat noch Halsſchmerzen, Madame, und trotzdem bläſt er Ihnen etwas vor. Wiſſen Sie auch, warum? Er hat Kinder, ganz kleine Kinder, Madame, die morgen nichts zu eſſen haben, wenn er heute nicht bläſt.

Da ſehen Sie den Flötenſpieler; er hat von dem ewigen Blaſen eine dicke Oberlippe und einen ſchiefen Mund bekommen. Glauben Sie nur ja nicht, wenn er nachher ſein Solo bläſt, daß er mit ganzer Seele bei ſeinem Solo iſt! Bewahre! Er kann das Solo auswendig und denkt, während der Director mit dem Stab in der Luft umherfuchtelt, an ſeinen Schneider, der ihn wegen einer unbezahlten Rechnung verklagt hat. Wie es dem Fagottiſten und Flötiſten geht, ſo geht es der ganzen muſikaliſchen Geſellſchaft bis auf den Triangelſchläger. Er iſt für ſeine Kunſt eingenommen, übt Tag und Nacht ſein Inſtrument, und ſollte eigentlich unter polizeiliche Aufſicht geſtellt werden, weil er ſeine Stubengenoſſen durch ſeine muſikaliſchen Studien rabiat macht.

Aber Sie ſind heute Abend in der Oper, Madame. Eine junge Braſilianerin tritt in der Titelrolle auf, und da Braſilianerinnen Seltenheiten ſind, die man in Hamburg nicht oft zu ſehen bekommt, ſind Sie und viele hundert andere Burke hergeeilt, um das Wunder zu ſehen — denn was würde die Welt davon ſagen, wenn eine Burk das Wunder nicht ſähe! Könnten Sie wohl wagen, in anſtändiger Burkgeſellſchaft zu erſcheinen, wenn Sie nicht die ſo pomphaft angekündigte Künſtlerin vom Hoftheater Sr. Majeſtät des Kaiſers von Braſilien geſehen und gehört hätten? Aber, Gottlob, Sie wiſſen, was ſich ſchickt, Madame, und ſind ein ſo vollendetes Muſter einer edlen deutſchen Hausfrau, daß wir nur mit gründlichſter Verachtung an die Griechinnen, Römerinnen und Karthagineſerinnen des Alterthums denken können, wenn wir die Ehre haben, Sie perſönlich zu kennen. Ob Sie Ihrem einzigen Sohne den Schild in die Hand drücken und ihn ermahnen würden, „mit dieſem oder auf dieſem kehre zurück aus dem Kampfe für das Vaterland,“ ob Sie Ihre letzte Pretioſe und ſogar Ihr ſchönes Haar hergeben würden, um Ihre Heimath zu

retten —, nun das Alles wollen wir nicht einer genauen Prüfung unterziehen; Sie ſitzen im Theater, Madame, und das genügt vorläufig, nachdem wir Sie aus Ihrem Hauſe dahin begleitet haben.

Der Director tritt vor ſein Notenpult, die Muſiker ergreifen ihre Inſtrumente und blicken den Director an; er nickt rechts, links, hebt ſeinen Stab, beſchreibt eine Curve, einen Kreis und ein Dreieck in der Luft, hebt ihn nochmals hoch, macht eine kurze zitternde Bewegung und giebt endlich das Zeichen für Trommeln und Trompeten, Violinen und Bratſchen, Flöten und Fagotte, einzufallen. Bemerken Sie, Madame, mit welcher Geläufigkeit der Director die Partitur durchlieſt und ein Blatt nach dem andern umblättert! Wiſſen Sie, was der Mann thut? Er hört in ſeiner Seele jede Viertelnote jedes einzelnen Inſtrumentes, er zählt die Tacte für Trommel und Triangel, zählt die Pauſen für Violine und Clarinette, er fühlt das Adagio und das Forte, er weiß während des Flötenſolo's, daß jetzt noch achtzehn Tacte fehlen und daß dann die Pauken einfallen, er weiß Alles, Madame, fühlt

Alles, zahlt Alles, empfindet und verſteht Alles, was in der Partitur ſteht, und wenn er nicht da wäre, würde die ganze Tondichtung unerträgliches Fiasco machen. Nicht wahr, Madame, es iſt unbegreiflich, wie ein Menſch das Alles möglich machen kann? Aber es iſt Vieles unbegreiflich, und wenn wir uns über Alles wundern wollten, was wir nicht verſtehen können, ſo kämen wir aus der Verwunderung gar nicht heraus. Sehen Sie z. B. die drei Herren an, die links von Ihnen ſitzen, den langen, den kurzen und den mittleren. Haben Sie jemals einen Menſchen ſo andächtig beten ſehen, wie den langen hageren Herrn? Die Hände ſind krampfhaft in einander gefaltet, eine Thräne ſtichlt ſich aus ſeinem Auge und ſchwere Seufzer entſteigen ſeiner Bruſt. Der mittlere Herr neben ihm wechſelt häufig die Farbe und blickt theilnehmend den langen Herrn an, der wohl ſein Vater ſein könnte, wenn er nicht ſo abgeriſſen ausſähe, daß man kaum an eine Verwandtſchaft der beiden Herren glauben darf; der kleine Herr ſcheint mit großen Plänen ſchwanger zu gehen, — etwa mit einem Morde — denn er blickt gar finſter nach der Loge, wo eine dicke

Dame mit rothen Armen ängſtlich bemüht iſt, ſich ſo zu ſtellen, daß er eine andere hagere Dame nicht ſehen kann, die unverkennbar nur für den kleinen Herrn Augen hat.

Aber ſtill, die Ouverture hat ihr Ende erreicht, der Director klopft auf den Souffleurkaſten, der Vorhang rollt in die Höhe und ein Mädchen, ſchön wie ein Engel, erſcheint in maleriſchem Coſtume und ſingt. Jede ihrer Bewegungen iſt graziös, gerundet, natürlich und jungfräulich; ſehen Sie, wie ihr Auge flammt, wie ſie jetzt, wo die erſten Töne ſich ihrer Bruſt entwunden haben, einen Sieg über ihre eigene Schüchternheit gewonnen, ſich ſtolzer emporhebt und faſt triumphirend die wundervolle Arie vorträgt. Was ſoll man mehr bewundern, die prachtvolle Stimme, die Compoſition, die Grazie der Bewegungen, den Ausdruck und das Gefühl der Künſtlerin? Man weiß nicht, ob der Componiſt nur für die junge Braſilianerin componirt hat, oder ob nur ſie Talent genug beſitzt, ſeine Schöpfung zu verſtehen. Wir haben die Arie ſchon mehrmals ſingen hören; aber es kommt uns ſo vor, als ob wir niemals vorher die Kraft und Fülle der menſchlichen Stimme,

die prachtvolle Einfachheit der Composition so empfunden hätten, wie jetzt. Es scheint Anderen nicht besser zu gehen, als uns. Der lange hagere Mann schluchzt laut; die Thränen dringen zwischen den abgemagerten Fingern hervor, die er gegen das Gesicht gepreßt hat, der mittlere Herr scheint alle Farbe verloren zu haben; er starrt die Künstlerin wie eine übernatürliche Erscheinung an, und sogar der kleine Herr hat die wüthenden Blicke gegen die dicke Dame in ein seliges Lächeln verwandelt! Aber nicht nur jene drei Herren — das ganze Publikum horcht mit athemlosem Entzücken; Frauen weinen vor Rührung, Männer sind im Anstaunen verloren, und jetzt, wo die Arie beendet, erschallt ein so aufrichtig gemeintes Bravo, ein so enthusiastischer Sturm des Beifalls, ein so donnerndes Da capo! Da capo! es regnen so viele Blumenkränze auf die Bühne nieder, daß die junge Künstlerin, von dem Beifallssturm fast beschämt und zu Boden gedrückt, zu wanken und in Freudenthränen auszubrechen droht. Aber sie ermannt sich plötzlich. Ihr Auge ist auf einen Punkt im Parquet gerichtet; es flammt auf, Purpurröthe bedeckt ihren prachtvollen

Nacken und Buſen, ſie giebt dem Capellmeiſter ein Zeichen, die Inſtrumente fallen ein, und zum zweiten Male ertönt ihre göttliche Stimme. Sie ſingt noch ſchöner, ihre Bewegungen ſind noch edler und zuverſichtlicher, als das erſte Mal, ſie entzückt alle Herzen, und wie ſie, ihrer Rolle gemäß — bei der letzten Strophe niederkniet und die Worte ſingt: „Segne, Herr, Dein Kind,“ tritt der Theaterdirector auf die Bühne und drückt ihr einen Lorbeerkranz auf's Haupt!

„Hören Sie, Madame, durch den donnernden Applaus nicht fremde Töne? Es iſt das Schluchzen des Vaters, Madame, eines wunderlichen alten Mannes, der einmal über das andere ſchluchzt: „Dank Dir, meine Lotosblume! Gott ſegne Dich, mein Palmenblatt!“ Aber das Schluchzen hat aufgehört, die Künſtlerin hat dem Vater einen ſeligen Blick zugeworfen und Thränen der heiligſten Vaterfreude träufeln aus dem wonnetrunkenen Auge des hageren alten Mannes. Der mittlere Herr neben ihm iſt noch immer blaß wie Marmor; aber die Augen brennen wie himmliſches Feuer und ſein Herz klopft hörbar. Es iſt der Verlobte der Künſtlerin, Madame, ein beſcheidener

junger Mann, dessen Herz von den reinsten und seligsten Gefühlen bestürmt wird; der aber, wenn Sie ihn fragen wollten, was er fühlt und empfindet, erschrocken zusammenzucken, beide Hände auf's Herz drücken und antworten würde: „Ich habe mit dem lieben Gott gesprochen." —

„Sie haben nie einen ähnlichen Sturm des Entzückens erlebt, haben noch nie eine Sängerin und Schauspielerin solch ungetheilten Beifall ernten sehen, haben noch nie eine Künstlerin so bezaubernd singen hören, so unvergleichlich spielen sehen? Ihr Urtheil macht Ihnen Ehre, Madame! Das Publikum ist berauscht von dem Eindruck, den Bertha macht; sogar der Fagottbläser reckt den wunden Hals in die Höhe, um das Engelsbild deutlicher sehen zu können, und der Capellmeister hat Mühe, seine Gedanken zusammenzuhalten, damit er nicht, statt in die Partitur, in die Augen der jungen Brasilianerin blicke.

„Sie haben Recht, Madame, ein ähnlicher Triumph ist in Hamburg noch nicht gefeiert worden; die junge Künstlerin hat ihre Rolle bis zuletzt mit einem Talent durchgeführt, sie hat ihre Partie mit einer Virtuosität gesungen, die ohne

Gleichen sein dürfte. Mancher alte Herr wird mit Thränen der Rührung an seine Jugend zurückdenken; mancher Jüngling wird, von der Gewalt der Musik und des Gesanges ergriffen, sich zugeflüstert haben: „es giebt einen Gott, der wunderbar zu unserem Herzen zu sprechen weiß; möge er das meinige stets so rein erhalten, wie es heute Abend geworden, seit ich jenen Engel das Lob Gottes habe singen hören.“

Herr Güter wischte die Schweißtropfen von seiner Stirn, als er Arm in Arm mit Milchner und Lorenz seiner Wohnung zuwanderte; er blieb bisweilen entzückt stehen, wenn Vorübereilende in begeisterter Rede das Lob seiner Bertha verkündeten, aber Dr. Milchner trieb ihn vorwärts, denn ihn verlangte mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach seiner Braut. Als sie das kleine Häuschen am Hafen erreicht hatten, und zu ihrer freudigen Ueberraschung ein Licht durch die kleinen Fensterscheiben leuchten sahen, zauderten sie einen Augen-

blick, ob sie in das friedliche Gemach eintreten dürften. Bertha war vielleicht gern allein mit ihren Gedanken; sie betete vielleicht zu Gott und erflehte für ihren Vater und ihren Verlobten den Segen des Himmels; sie wollte sich vielleicht sammeln, damit sie ihrem künftigen Gatten nicht in aufgeregter Stimmung, sondern ruhig, sanft und liebevoll wie immer, entgegentreten und ihm, als ihrem erkorenen Herrn, in jungfräulicher Schüchternheit die Hand reichen könne.

Aber Bertha bedurfte keiner langen Frist, um ihr Gemüth zu beruhigen. Wie sehr auch der Gesang und das Spiel ihre Nerven erregt, wie sehr auch der Beifall des Publicums, die Thränen ihres Vaters und die Marmorblässe ihres Verlobten sie beschämt und ergriffen — sie hatte nur ein Gefühl in ihrem Herzen — Dankbarkeit gegen Gott, weil er ihr Kraft und Geschick verliehen, ihrem Vater die treue Liebe zu lohnen, mit der er sie bisher durch das Leben geführt hatte.

Die Sorgen um des geliebten Vaters Zukunft waren geschwunden; sie durfte es wagen, ihre Wohnung gegen eine größere und gefälligere zu

vertauſchen, durfte daran denken, ihm Blumen und Bücher zu kaufen, ihm kleine Freuden und Ueberraſchungen zu verſchaffen. Sonderbar! Das Bild ihres Geliebten war ganz in den Hintergrund getreten, und wenn es ſich auch auf Augenblicke hervorwagte und bat: „Schenke mir einen freundlichen Blick —“ ſo ließ ſie es eben bei einem freundlichen Blick bewenden und wandte ſich gleich wieder an ihren Vater und überhäufte ihn mit den zärtlichſten Worten der Liebe.

Sie ſaß in ihrem einfachen, aber reinlichen und ſaubern Cattunkleide vor dem ärmlichen Tiſche und ſtützte ihr ſchönes Haupt in die Lilienhand, die ihr jetzt — wo ſie ſie verſchenkt hatte — ſelbſt ſchön und reizend erſchien. Liebe, Freude und Dankbarkeit leuchteten aus ihren Blicken, und doch lag auf ihrem Antlitz eine ſo kindliche Ruhe, ein ſo tiefer holder Friede, daß ſie eher einer Madonna, als einer Künſtlerin glich, die ſo eben enthuſiaſtiſchen Beifall geerntet hatte.

Plötzlich ſprang ſie auf; ſie horchte — ein ſeliges Lächeln flog über ihre Züge — ſie eilte ans Fenſter, riß es auf und wollte rufen: „Kommt zu Eurer Bertha, meine Lieben!“ — aber die

Stimme verſagte ihr und nur mit Mühe vermochte ſie „Vater!“ zu lallen.

In der nächſten Secunde hing der Gerufene an ihrem Halſe.

„Ich habe es gewußt, Bertha, daß es ſo kommen würde,“ ſtöhnte er; „denn, meine Lotosblume, Du trägſt ein Geſchenk des Himmels in Deinem Herzen, Du biſt vom gnadenreichen Schöpfer mit Gaben geſegnet, die nicht zu Grunde gehen konnten, ſondern die Bewunderung Deiner Nebenmenſchen erregen mußten. Die Welt iſt höchſt kümmerlich, mein Palmenblatt, aber doch nicht ſo miſerabel, daß ein vollendeter Engel wie Du der Armuth und dem Elende Preis gegeben werden könnte. Du biſt reich, mein Lilienſtengel, reich an Schönheit und Tugend, reich an unvergleichlicher Grazie, reich an hinreißenden Talenten, reich an rührender Liebe — und wenn auch alle Menſchen mit Noth und Armuth zu ringen hätten, Du, meine Lotosblume, mußt in ewigem Sonnenſchein einherwandeln, wie es ja Dein Schöpfer auch thut, mein liebes Kind.

„Es iſt ein unausſprechliches Glück, mein Gott und Vater, ein Kind zu beſitzen, und wäre es

das häßlichſte, ſchwächſte und kummervollſte — welcher Vater kann in die Augen ſeines Kindes ſehen, ohne Dir zu danken, allgnädiger Gott, für das ſüße Geſchenk? Wenn aber das Kind eine Lotosblume iſt, wie dieſe da, und wenn es die Liebe eines Mannes beſitzt, wie Sie einer ſind, Dr. Milchner — lachen Sie mich aus, Vetter Lorenz — aber man kann auch zu reich und zu glücklich ſein, Vetter, und was bleibt einem da anders übrig, als von ſeinem Ueberfluſſe wegzugeben und das Herz durch Thränen zu erleichtern!

„Mancher reiche Mann, Vetter Lorenz, weint weil er arm iſt; ich, der ärmſte der Armen, weine, weil ich nicht weiß, wo ich meine Schätze laſſen ſoll. — Doch es wäre Unrecht gegen Sie, Milchner, wenn ich meinen Egoismus weiter treiben wollte. Umarmt Euch, Kinder, und dann laßt uns ein glückliches Stündchen verplaudern!“

„Und biſt Du mir noch böſe, mein Freund, weil ich eigenſinnig darauf beſtand, auf die Bühne zu gehen?“ fragte Bertha, indem ſie ihre Hand auf die Schulter des Geliebten legte und ihm kindlich fromm in die Augen blickte.

„Du frägſt mich, Bertha? O, frage mich

nicht, was ich fühle und empfinde, frage nicht, ob ich Dir böse oder gut bin. Was sollte ich Dir wohl antworten? Kannst Du beschreiben, was Du empfindest, wenn Du an einem lauen Sommermorgen die Sonne über Wald und Feld aufgehen siehst und dem Jubelchor der Vögel zuhörst? Hast Du nicht bisweilen dem Gesang der Lerche gelauscht, wenn sie sich aus dem duftenden Grase hebt und in den blauen Aether jubelnd emporschwingt? Kannst Du beschreiben, meine Freundin, was Du empfindest, wenn Dein Herz von Gottes Allmacht und Liebe durchschauert, vor übergroßer Wonne zu verbluten droht? Frage mich nicht, meine Bertha, ob ich Dir böse bin, oder ob ich Dich liebe; laß mich Dich anschauen, Du frommes reines Engelsbild, laß mich zürnen, laß mich lieben — aber frage mich nicht —"

Bertha schlang ihre Arme um den Nacken des Geliebten, preßte ihn an sich und sagte: „Im Bösen wie im Guten, im Zürnen wie im Lieben mein? Und ich soll nicht fragen? — Doch, Du magst Recht haben, mein Freund! Ein Mann kann nicht auf die thörichten Fragen eines Mädchens Antwort ertheilen, wohl aber kann das

Mädchen auf die ernſten Fragen des Mannes Rede und Antwort ſtehen. Willſt Du wiſſen, mein Freund, was mein Herz denkt und empfindet — o, ſage es mir, und ich will Dir Alles, Alles ſagen, was mich mit Freude oder Schmerz erfüllt; Du ſollſt in meinem Herzen keine Falte finden, keinen verborgenen Gedanken, und verſäume ich es jemals, Dir von dem ganzen Inhalt meiner Bruſt Rechenſchaft zu geben, ſo klage mich nicht an, ſondern Dich ſelbſt, weil Du es verſäumt haſt, mich auszuforſchen. Nimm mich, wie ich bin, forme mich, wie Du willſt, mein Gebieter, und wenn ich ungelehrig bin und Deinen Lehren nicht immer mit gleicher Aufmerkſamkeit lauſche, ſo iſt daran nur meine Liebe Schuld, Du prächtiger, edler Mann! — Sieh ihn an, theuerſter Vater! Iſt er nicht ein wackerer Mann! Leuchtet aus dieſen beiden blauen Augen nicht eine Frömmigkeit und Herzensgüte, eine Liebe und Treue —"

„Ganz ſo," rief Herr Güter, „ganz ſo, wie ich es mir auf der braſilianiſchen Ebene geträumt habe! Nur ewig, ewig Schade, lieber Mildner, daß Sie kein König des Morgenlandes ſind! Es hat für mich einen unbeſchreiblichen Reiz, mir das

Leben eines indiſchen Fürſten auszumalen, der in unermeßlichem Reichthum und Luxus ſeine Tage verbringt und gegen die Großen Europa's in ſo unverhältnißmäßigem Vortheile ſteht. Warum ſind Sie nicht Schah von Perſien oder König von Abyſſinien? Warum können Sie nicht ganze Schiffsladungen voll der köſtlichſten Perlen und Edelſteine dieſer Lotosblume zu Füßen legen? Sie würde die Perlen und Edelſteine unter ihre armen Schweſtern und Brüder vertheilen, Milchner, ein ſegnender Engel von Haus zu Haus gehen, den Kranken tröſten, den Armen kleiden und ſpeiſen, den Uebermüthigen ermahnen — ach, es iſt Jammer-, Jammerſchade!"

„Ich dächte, Sie könnten zufrieden ſein," hub Herr Lorenz an. — „Wenn Bertha das Engagement annimmt und jährlich ſechstauſend Thaler erhält, ſo ſcheint mir das ein ſehr anſtändiger Anfang zu ſein! Ich wünſche ihr natürlich das Zehnfache, aber ſechstauſend Thaler — zwölftauſend Mark Banco ſind eine ſehr honnete Bezahlung!

„Zufrieden? Bezahlung! O, mein Gott, ja, ich bin ſehr zufrieden und die Bezahlung iſt auch

ſehr honnet — aber läßt ſich ſo etwas mit Banco bezahlen, Herr Lorenz? Mir ſcheint, der Ausdruck iſt nicht ganz paſſend gewählt! Einen Wagen, ein Pfund Kaffee kann man bezahlen — aber die Kunſt? — Wenn ich Ihnen eine Million dafür böte, Herr Lorenz, daß Sie morgen Abend gerade ſo vollkommen ſingen und ſpielen ſollten, wie meine Lotosblume — würden Sie nicht trotz der anſtändigen Bezahlung auf einige Schwierigkeiten ſtoßen? Sprechen Sie nicht von Bezahlung der Kunſt, Vetter Lorenz; die Kunſt iſt göttlich, und wenn das Göttliche mit Banco aufgewogen wird, dann hört die Poeſie des Lebens auf."

„Es war nicht übel gemeint, Vetter Güter," ſagte Herr Lorenz. — „Sie wiſſen, daß ich es mit meiner Nichte herzlich gut meine —"

„Gewiß, lieber Vetter, und Gott ſegne Sie dafür. Aber ich höre unten läuten. Wir müſſen uns in das Staatszimmer begeben, während hier gedeckt wird — denn, wie Sie ſehen, meine Herren, — der Platz iſt eng bemeſſen — oder wollen wir unten im Staatszimmer eſſen?"

Dr. Milchner ſchauderte zuſammen und ſagte:

„Ums Himmels Willen nicht! Ich finde dieſes Zimmer das ſchönſte, geräumigſte und reizendſte von allen, die ich je geſehen, und würde es tief beklagen, wenn wir es auch nur für eine Secunde verlaſſen müßten. Faſſen Sie mit an, Herr Lorenz. So! Den Tiſch in die Mitte gerückt, die Stühle d'rum herumgeſtellt, ich führe Bertha und Sie nehmen meinen Schwiegervater, und mag uns der Wirth nun Nektar und Ambroſia oder Beefſteaks mit Zwiebeln bringen — ich kenne einen, der weder Ambroſia noch Beefſteaks anrühren, ſondern ſich an dem Anblick dieſes prachtvollen Mädchens weiden wird." — — —

Die Mittheilungen des Herrn Lorenz über die Abendmahlzeit auf Bertha's Zimmer ſind ſo unzuſammenhängend und ungenügend, daß wir es für gerathener halten, das ganze Souper mit Schweigen zu übergehen. Es war heller Morgen, als Herr Milchner ſich von der glücklichen Braut verabſchiedete, und wenn wir den Ausſagen der Bonne Glauben ſchenken dürfen, war die Schwägerin ſchon in den dritten Starrkrampf verfallen, als ihr Gemahl endlich die Treppe hinaufſtieg und ſich höchſt ungebührlich an dem Glockenzuge ver-

griff. Wir würden dem armen Herrn Lorenz gern gleich in das Mittelzimmer folgen, um Begebenheiten beizuwohnen, welche in Erz gegraben zu werden verdienen, müſſen uns aber zum Baron Burk begeben, dem wir ſchon länger einen Beſuch ſchuldig ſind, als wir vor unſeren Leſern verantworten können. Es dürfte ſich aber nicht ſchicken, dem baroniſirten Guanohändler den Schluß eines Capitels zu widmen; gönnen wir ihm deswegen, wie er es reichlich verdient, ein neues.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

„Haben Sie jemals ein ähnliches Furore erlebt, mon cher Baron?“ fragte Baron Wupdikutz am Morgen nach Bertha's erstem Debüt. „Sahen Sie jemals einen runderen Arm, eine kleinere Hand, einen classischeren Hals, ein vollendeteres Venushaupt? Hörten Sie je eine ähnliche Stimme?“

„Nein!“ sagte Herr Burk.

„Nein? Sie können so kalt „nein“ sagen? Baron, ich habe heute Nacht kein Auge zugedrückt! Ich weiß, was eine Tänzerin, Sängerin oder Schauspielerin leisten kann, denn ich habe die Lind singen hören, die Elster tanzen und die Schröder spielen sehen — aber parole d'honneur — diese Brasilianerin, diese Donna Gutero wäre im Stande, Eroberungen zu machen —“

„Ja wohl! sie ist sehr verführerisch, — sehr, — wie soll ich mich ausdrücken — so gewissermaßen ätherisch!“

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, mon cher Baron, so wüßte ich, was ich thäte.“

„Nun, und das wäre?“

„Ich machte der Gutero den Hof.“

„Warum nicht gar?“

„Haben nicht schon früher Grafen und Barone Künstlerinnen den Hof gemacht? Wir haben sogar Beispiele, daß Künstler Gräfinnen und Baroneſſen geheirathet; — warum wollen Sie nicht der Gutero den Hof machen, und dadurch einen Glanz um Ihre Krone verbreiten, um den Sie ein Kaiser beneiden könnte?“

„Sie scherzen, Baron,“ sagte Herr Burk, indem er sich wohlgefällig die Hände rieb und einen zufriedenen Blick in den Spiegel warf.

„Ich denke nicht daran!“

„Aber wird sie mich erhören? Ich bin über die erste Jugend hinaus, habe erwachsene Töchter —“

„Und Geld! So weit sind wir, Gott sei es gedankt, noch nicht gekommen, daß ein Baron,

Ritter des Leopoldsordens und Beſitzer unermeßlicher Güter in Schweden einen Korb von einer Sängerin zu erwarten hätte."

„Sie kennt mich aber gar nicht. Wie fange ich es an, mit ihr bekannt zu werden, mich um ihre Gunſt zu bewerben? Baron, ich will es Ihnen nur geſtehen, ich war geſtern Abend hingeriſſen, entzückt, und habe heute Nacht ſo wenig ein Auge zugedrückt, wie Sie. Die Gutero iſt eine himmliſche Erſcheinung, und wenn ich mir Hoffnung machen könnte —"

„Lieber Baron Burk, wie mögen Sie nur ſo ſprechen! Hoffnungen! Natürlich können Sie ſich Hoffnungen machen. Wiſſen Sie, wie Sie die Sache einfädeln? Schicken Sie der jungen Braſilianerin ein Billet und fügen Sie funfzig oder hundert Ducaten bei. Laſſen Sie Matthis ſeine neue Livree anziehen und der jungen Künſtlerin Ihren Glückwunſch zu dem geſtrigen Erfolg darbringen."

„Soll ich nicht lieber ſelbſt hingehen? Matthis iſt hölzern und ungeſchickt und hält nicht reinen Mund. Wenn man das in Hamburg erführe,

und es in die Zeitungen käme, daß ich einer Sängerin —“

„Aber um's Himmels Willen, das ist es ja, was ich Ihnen unaufhörlich predige! Sie sollen in den Mund der Leute! Sie sollen in die Zeitungen! Hat es nicht in den „Nachrichten,“ in der „Reform,“ im „Correspondenten“ und den „Wespen“ gestanden, daß Sie einen Schuhu und zwölf weiße Mäuse an den zoologischen Garten geschenkt haben? Weiß nicht jedes Kind in Hamburg, daß Sie einen Froschteich ausgraben lassen, damit die Ibisse und Flamingo's gute Tage haben? Haben die Börsenmänner nicht drei Tage lang von den enormen Besitzungen gesprochen, die Sie in Schweden angekauft? Und haben nicht schon drei verrückte Engländer von Ihnen die Erlaubniß erbeten, auf Ihren Domainen Wölfe und Bären schießen zu dürfen? — Und wenn es nun heißt, daß der reiche Baron Burk die Kunst unterstützt, und einer jungen Sängerin nach ihrem ersten Auftreten hundert Ducaten übersandt hat — sehen Sie nicht ein, daß das ziehen muß? Muß nicht jeder Mensch von Ihnen sprechen, wie man von Rothschild, Louis Napoleon und Lord Palmerston

ſpricht? Wollen Sie leben wie ein Cavalier, ſo geben Sie dem Bürgerſtande ein gutes Beiſpiel, wie man mit Manier das Geld unter die Leute bringt; wollen Sie aber, mit Reſpect zu ſagen, Geſchäftsmann bleiben und mit Vogeldreck handeln — dann hätten Sie das Geld für Orden und Titel ſparen und ſich lieber eine Schiffsladung voll Guano kommen laſſen können."

„Ich werde mir die Sache überlegen, lieber Baron Wupdikutz; hundert Ducaten, ſagen Sie?"

„Ueberlegen? damit Ihnen ein Anderer zuvorkommt, damit Matthis mit dem Golde und dem Briefe zurückkommt? Damit Sie morgen von jedem Menſchen in Hamburg ausgelacht werden?"

„Aber hundert Ducaten! Achthundert Mark!"

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, lieber Baron, entweder — oder. Entweder nobel und großartig, oder Sie müſſen mich entſchuldigen."

„Ja, ja, Sie haben mir das geſagt; aber Freund, wiſſen Sie auch, daß mir bisweilen ängſtlich zu Muthe wird? Da haben wir Bilder gekauft, an denen ich nichts Sonderliches ſehen kann, als daß ſie alt und ſchwarz ſind, die mir

aber ein Sündengeld kosten! Die Bücherschränke sind voll gepfropft, Mappen voll Stahlstiche und Kupferstiche, Teppiche und Möbeln, zwei elegante Reitpferde, vier Wagenpferde, zwei Kutscher und nun noch die Domainen — Herr, das Alles kostet ein Sündengeld! Im Spiel bin ich auch nicht recht glücklich gewesen; das Pointiren ist eine verführerische aber kostspielige Geschichte, und ich versichere Sie, daß ich mir schon Vorwürfe gemacht, weil ich mein schönes rentables Geschäft aufgegeben habe. Drum lassen Sie uns vernünftig sein, mein lieber Baron Wupdikutz! Funfzig Ducaten sind hinreichend, und was ich nicht mit funfzig erkaufe, werde ich auch für hundert nicht haben können."

„Erkaufen? Was wollen Sie erkaufen?"

„Nun, die Gunst der Donna Gutero!"

„Gunst? Die Erlaubniß, Herr Baron, bei ihren Levers zugegen zu sein, ihr Diners geben und kostbare Geschenke machen zu dürfen, das Alles können Sie sich erkaufen, wenn Sie sich gleich beim ersten Entree nobel machen. Sieht die Künstlerin, daß Sie Kenner sind, so wird sie sich Ihre Huldigungen gefallen lassen; überzeugt

ſie ſich vom Gegentheile, dann ſind Sie verloren, und was ſchlimmer iſt als verloren — Sie ſind blamirt!“

„Blamirt!“ rief Herr Burk. — „Ich will mich nicht blamiren, und wenn ich auch zehnmal ein neugebackener Baron bin, ſo weiß ich doch, was es heißt, ſich zu blamiren! Was liegt am Ende dran? Ich will ihr hundert Ducaten ſchicken und ein Billet beifügen, in dem ich ſie um die Erlaubniß bitten werde, ihr meine Aufwartung zu machen. Bleiben Sie ſo lange bei den Kindern, lieber Baron Wupdikutz!“

Herr Burk begab ſich auf ſein Schreibzimmer, um Donna Gutero ein zierliches Briefchen zu ſchreiben. „Ein raſender Kerl, der Wupdikutz,“ brummte er vor ſich hin — „kennt das Leben der haute volée merkwürdig genau und hat einen wunderbar richtigen Tact. Wenn das verwünſchte Pharao nur nicht wäre! Ich mag die Summen gar nicht notiren, die ich bisher verloren habe! Die zwanzigtauſend Mark, welche ich Wupdikutz vorgeſchoſſen hatte, ſind flöten gegangen, und ſeine Verſchreibung iſt wieder in ſeinen Händen! Am Ende bezahlt er mit meinem

Gelde ſeine Schulden in Polen ab! — — Früher war es mein liebſtes Geſchäft, das Hauptbuch nachzuſehen — jetzt graut mir davor, denn Soll und Haben ſtimmen nicht mehr! Es iſt nur ein Glück, daß mein Vermögen einen kleinen Stoß leiden kann, und daß die Güter in Schweden leicht auf den doppelten Ertrag gebracht werden können! — doch fort mit den trüben Gedanken! Ich habe heute Nacht unruhig geſchlafen; daher die ſchlechte Laune."

„Herr Burk ging einige Augenblicke auf und ab; ſein Geſicht war ernſt und nachdenklich; der alte Speicher warf einen langen düſtern Schatten auf die Straße und ſchien melancholiſche Gedanken in ihm wachzurufen. Plötzlich öffnete ſich eine breite Thür im Speicher und ein eleganter Reitknecht führte ein theueres Reitpferd heraus, das ganz in Decken eingehüllt war, auf denen das Burkſche Wappen prangte. Die Leute blieben ſtehen, ſtaunten das edle Thier an, der Reitknecht ſchwang ſich drauf und ritt es mit großer Geſchicklichkeit einigemal auf und ab. Der Anblick ſchien auf Herrn Burk wohlthuend einzuwirken. Er lächelte ſelbſtgefällig, betrachtete das Portrait

ſeines Wettrenners an der Wand, ſchmunzelte — und ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, um Donna Gutero ſeine Verehrung auszudrücken.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis er das Billet beendet. So erfahren er in merkantiliſchen Correſpondenzen war, ſo wenig wußte er ſich zu helfen, wenn es galt, „galante“ Briefe zu ſchreiben. Endlich kam er aber damit zu Stande. Das Billet war unterſchrieben und geſiegelt, Matthis wurde geklingelt und beordert, Donna Gutero den Brief und eine Rolle Ducaten zu überbringen.

„Sehr wohl,“ ſagte Matthis.

„Weißt Du, wo ſie wohnt?“ fragte Herr Burk.

„Nein, Herr Baron.“

„So erkundige Dich bei dem Theaterdirector.“

„Sehr wohl, Herr Baron.“

„Wenn das Fräulein Dir ein Trinkgeld geben will, ſo nimmſt Du es nicht an, Matthis; ſiehſt Du aber ihre Kammerjungfer, ſo ſprich höflich und freundlich mit ihr und ſuche, ihre Gunſt zu erwerben. Wir Großen müſſen Manches durch die Gunſt der Kammerzofen erlangen, Matthis. Brauchſt übrigens nicht darüber zu ſchweigen,

Matthis; die Leute dürfen es gern erfahren. Und nun gehe, Matthis."

Während Herr Burk ſich auf ſeinem Zimmer mit der Abfaſſung ſeines Briefes abmühte, ſuchte Baron Wupdikutz den jungen Damen die Zeit zu vertreiben. Er fand ſie im Empfangzimmer beſchäftigt. Erneſtine rechnete die Ausgaben der letzten Woche zuſammen, Auguſte telegraphirte ihrem Lieutenant ewige Liebe. Beide fuhren erſchrocken zuſammen, als der Baron eintrat und ihnen auf ſeine widerlich höfliche Art guten Morgen wünſchte.

„Ah, ſieh da, Fräulein Erneſtine! Immer die ſorgſame Hausfrau! Wahrlich, ich bewundere Sie, geehrtes Fräulein, und ſuche umſonſt in den Kreiſen, die ich früher zu betreten pflegte, nach einem Weſen, das Ihnen gleicht. Welches unnennbare Glück, Fräulein Erneſtine, für Ihren Herrn Vater, eine Tochter zu beſitzen, die ſo ganz ſein Ebenbild iſt!"

„Wäre ich Vaters Ebenbild, Herr Baron, ſo ſähe in unſerm Hauſe manches anders aus," antwortete Erneſtine mit einem grauen Seiten-

blicke, vor dem der Baron unwillkürlich zur Seite ſprang.

„Und Sie, holde Schwärmerin und unvergleichliches Ebenbild Pſyche's," ſagte der Baron zu Auguſten gewandt — „darf ich fragen, womit Sie Ihre Morgenſtunden verkürzen? Mit Leſen? Sticken? Oder bietet Ihnen Ihre ſchöne Phantaſie Stoff —"

„Ich telegraphire," antwortete Auguſte mit einem ſchnippiſchen Lächeln.

„Reizend," entgegnete Wupdikutz. „Ueber alle Beſchreibung reizend!"

„Was?" fragte Auguſte, die ärgerlich war, weil ſie einen zärtlichen Kuß Ihres vis à vis nicht erwidern konnte.

„Nun, was anders, als Sie!"

„Finden Sie das wirklich, Herr Baron? Finden Sie mich reizend?"

„Ueber alle Beſchreibung! Wie können Sie zweifeln!"

„Sie lieben mich auch?"

„Unausſprechlich!"

„Und könnten mir etwas zu Gefallen thun?"

„Alles!"

„Dann laſſen Sie mich, bitte, allein! Hier, nehmen Sie ein Buch zur Hand und leſen Sie; ich telegraphire, wie ich Ihnen bereits geſagt habe, und muß eine Depeſche beantworten, die eben eingegangen iſt.“

„Von Ihrem vis à vis, wenn ich fragen darf?“

„Von meinem vis-à-vis! Ganz recht. Aber nun leſen Sie, bitte; ich muß meinem vis-à-vis melden, daß Sie mich liebenswürdig finden, und daß ich die Liebe meines Verehrers von ganzem Herzen erwidere.“

Wie magſt Du nur ſo ſprechen, Auguſte,“ ſagte Erneſtine, indem ſie das Rechnenbuch zuſammenlegte und einen Tintenklecks von ihrem canariengelben Seidenkleide abzureiben ſuchte; „wie magſt Du nur ſo ſprechen! Man könnte wahrhaftig verſucht werden, zu glauben, daß Du im Ernſt an den jungen Officier denkſt!“

„Und wenn ich Deine Befürchtungen wahr machte?“

„Das wirſt Du aber nicht!“

„Und wenn ich es doch thäte?“

„Dann ſage ich es an Papa!“

„Nein, ich ſage es an Papa! Ich liebe Alfred, und damit Du es nur weißt, Alfred wird morgen bei Papa um meine Hand anhalten.“

„Auguſte!“ rief Erneſtine ſprachlos vor Entſetzen.

„Nun?“

„Einen Lieutenant! Einen Lieu — te — nant!?“

„Ja, einen Lieutenant! Einen hübſchen, lieben, guten, braven Lieutenant will ich heirathen. Biſt Du ganz ſicher, daß Du ihm einen Korb gegeben haben würdeſt, wenn er Geſchmack genug gehabt hätte, ſich in Dich zu verlieben?“

„Charmant!“ rief Baron Wupdikutz. „Ganz allerliebſt!“

„Was finden Sie allerliebſt, Herr Baron? Daß meine arme Schweſter thöricht genug geweſen iſt, ſich in einen Lieutenant zu verlieben? Ich finde das gar nicht allerliebſt, ſondern ſehr traurig und unſchicklich.“

„Unſchicklich? Ei, ſieh mal an! Warum nicht gar? Was iſt denn da unſchicklich? Iſt ein Lieutenant nicht eben ſo gut eine annehmbare Partie, wie ein Porcellanhändler oder Tapeten-

fabrikant? Ich bitte Dich, Erneſtine, mache Dich mit Deinen verſchrobenen Ideen nicht lächerlich! Ich heirathe, wen ich will — heirathe Du, wen Du willſt."

„Außerordentlich gut!" ſagte Wupdikutz, der über die Offenherzigkeit der beiden jungen Baroneſſen in keine geringe Verlegenheit kam. „Ganz außerordentlich gut!"

„Habe ich nicht recht, Baron Wupdikutz?" fragte Auguſte. „Kann ich nicht heirathen, wen ich will, vorausgeſetzt, daß meine Wahl auf einen anſtändigen, gebildeten und ehrenhaften Mann fällt?"

„Ohne allen Zweifel! Das heißt, wenn Ihr Herr Vater —"

„Mein Vater?"

„Ja, wenn Ihr Herr Vater mit der Partie einverſtanden iſt."

„Nun, dann warten wir. Endlich wird ſich mein Vater doch wohl erweichen laſſen! Ich kann noch warten und Alfred iſt auch noch jung — o, wir warten."

„Vollkommen richtig — aber wird Ihnen das Warten nicht gar zu lange dauern? Man

hat Beispiele, daß Väter recht lange ihre Einwilligung versagten!"

„Ich schäme mich für Dich, Auguste, eine solche Conversation anzuhören; was soll der Herr Baron von uns denken! Ach, die schreckliche Reise nach Wien hat nichts als Unglück über unser Haus gebracht!"

„Ich schäme mich aber nicht, und ich will Ihnen etwas sagen, Herr Baron, aber leise — nehmen Sie bei Papa meine Partie; es ist besser, mich zur Freundin, als zur Feindin zu haben."

„O, sprich nur leise," rief Ernestine mit thränenerstickter Stimme. „Spotte nur über mich und mache mich vor dem fremden Herrn lächerlich —"

„Ihre Fräulein Schwester hat Sie in der That nicht lächerlich gemacht, Fräulein Ernestine," sagte Baron Wupdikutz, dem nichts peinlicher war, als der kriegerische Geist, der die beiden Schwestern beseelte.

„Wenn sie es nicht gethan, dann hat sie es doch wollen," antwortete Ernestine und eilte mit hochrother Nasenspitze hinaus.

„Merken Sie sich, Herr Baron," hob Auguste

an, „was ich Ihnen sage. Ich will Alfred heirathen und Alfred will mich heirathen. Verstehen Sie? Treten Sie mir in den Weg, so sind wir Feinde; helfen Sie mir, so sind wir Freunde. Sie vermögen viel über Papa und halten ihn leider ganz in Ihrer Hand. Hätte ich mich nicht für Alfred interessirt, so würde ich Ihnen längst den Krieg erklärt haben, weil Sie mir unausstehlich sind; ein Glück für Sie, daß ich keine Zeit hatte, mich um Sie zu bekümmern. Hüten Sie sich, Baron Wupdikutz, mir Zeit zu verschaffen! Alfred kommt morgen nicht her; ich sagte das nur, um Erneſtine zu ärgern; ich wünsche aber, daß wir nächste Woche einen Ball geben, daß Sie Alfreds Bekanntschaft machen, ihn bei Papa einführen und dafür sorgen, daß er zum Ball eingeladen wird. Sie müssen Papa für den jungen Mann interessiren und ihn an den Gedanken gewöhnen, in ihm einen Schwiegersohn zu sehen. Thun Sie nicht, wie ich Ihnen sage, dann wird nicht mehr Pharao gespielt. Und nun offen und ehrlich: Sind wir Freunde oder Feinde?“

„Wenn ich dadurch Ihr Freund werden kann, daß ich der schönsten Hoffnung meines Lebens

entsage, und meinem Nebenbuhler den Preis zuerkenne — wenn mir diese ungeheuere Resignation Ihre Freundschaft sichert, — mein Fräulein, Ihre Feindschaft würde mich erdrücken — wir sind Freunde!"

Wupdikutz suchte gerührt zu erscheinen und wollte Augustens kleine weiße Hand an seine Lippen drücken; sie trat aber einen Schritt zurück und sagte: „Wenn mein Verlobter neben uns steht — eher nicht. Adieu, Baron!"

„Sie ist fort!" sagte der Baron, nachdem er einen Augenblick wie festgebannt stehen geblieben war. Ein wahres Glück, daß ich diese wilde Hummel nicht heirathen werde — und doch, sie ist reizend, kann allerliebst sein, besitzt sehr viel Geld — —. Aber was mache ich? Soll ich ohne bedeutende Mitgift nach Wien zurück? Der alte Burk ist zu vorsichtig, sonst ließe sich im Spiel etwas machen. Die paar tausend Gulden, die ich ihm abgenommen, haben ihn argwöhnisch gemacht, — es geht Alles so steifleinen her, man kommt nicht von der Stelle, und wenn der Güterkauf nicht stattgefunden hätte, wäre ich kaum auf die Reisekosten gekommen. — — Er-

neſtine würde mich nehmen, obgleich ſie mich nicht ausſtehen mag; aber ich glaube, daß alle Männer ihr gleichgültig ſind, und damit kann ich mich tröſten. Iſt es aber möglich, die zu heirathen? Das iſt eine andere Frage. Sie iſt, im Grunde genommen, nicht abſchreckend häßlich, ſieht aber ſo aſchfarben verbiſſen aus, iſt ſo eckig und abſtoßend, ſo unbeſchreiblich unliebenswürdig und ungemüthlich, daß ich ſie nicht ohne ein Fröſteln anblicken kann. Aber was hilft es! Kann ich Auguſte nicht bekommen, ſo nehme ich Erneſtine — oder gewinne dem Alten ein Sümmchen im Spiele ab. Ganz leer kehre ich nicht zurück."

Wupdikutz blieb vor einer mißlungenen Photographie Erneſtinens ſtehen und betrachtete ſie mit dem prüfenden Blicke eines Mannes, der die Frage erörterte, ob es möglich ſei, das Original für 750,000 Mark Banco zu heirathen. Er mußte tief in ſeine Gedanken verloren geweſen ſein, da er den Eintritt des Herrn Burk nicht bemerkte. Herr Burk ſah im Spiegel die Züge ſeines Gaſtes; er hielt den tiefen Ernſt, der ſich in ſeinen Mienen ausprägte, für den Ausdruck

eines edlern Gefühls, näherte sich ihm und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter.

„Sie sollen sie haben, Baron," sagte Herr Burk. „Ernestine ist eine Frau für Sie. Ich gebe eine gute Aussteuer und zahle Euch jährlich eine Rente, von der Ihr leben könnt, anständig, nobel leben könnt. — Haben Sie schon mit ihr gesprochen?"

Baron Wupdikutz blickte Herrn Burk sprachlos an.

„Ich will Ihnen die Ernestine geben," fuhr Herr Burk fort; „sie paßt zu Ihnen, mein lieber Baron, und da ich sehe, daß Sie sich in Gedanken mit ihr beschäftigen und im Anblicke ihres Bildes versunken sind —"

„Ich habe das Bild allerdings genau betrachtet, mon cher Baron, aber ohne mir Hoffnungen zu machen —"

„Ernestine ist Ihnen aber gewogen, mein lieber Baron, — das heißt, so weit sie überhaupt bei ihrem ruhigen Charakter einem Manne zugethan sein kann. Sie ist keine von den feurigen Südländerinnen, sondern im Gegentheil eine ruhige, ernste und charakterfeste Persönlichkeit."

„Ganz gewiß iſt ſie das, lieber Baron Burk, aber —“

„Was aber? Ich will Ihnen meine Tochter nicht aufdrängen; wenn Sie aber in Ihrem Herzen die Ueberzeugung hegen, daß Sie mit ihr glücklich werden können, ſo ſtehe ich Ihnen für Erneſtinens Einwilligung und meinen Segen. Haben Sie aber andere Abſichten, ſo bitte ich Sie, Erneſtinen etwas weniger den Hof zu machen, denn ich ſehe aus ihrem Betrachtungsbuche, daß Sie ſich bei Weitem mehr mit ihr unterhalten und ihr mehr Aufmerkſamkeiten erweiſen, als Auguſten, was mir deswegen lieb iſt, weil ich meine jüngſte Tochter gern — — noch eine Zeitlang bei mir behielte. Sie iſt noch zu jung, lieber Baron.“

Wupdikutz war in der peinlichſten Verlegenheit, was er antworten ſollte. Obgleich ein vollendeter Roué, war er eigentlich mehr leichtſinnig, als ſchlecht. Er hatte ſeine Schulden und ſeinen Hang zum Nichtsthun ſammt der Anwartſchaft auf den polniſchen Thron und den Heiducken von ſeinem ſeligen Vater geerbt, und konnte aus ſeiner Familienchronik nachweiſen, daß ſeine Vorfahren

bis ins zehnte und zwanzigste Glied große Abneigung gegen regelmäßige Beschäftigung und die Geheimnisse der Algebra gehabt hatten; er war mit einem Worte nicht besser und nicht schlechter, als Tausende seiner Genossen, die eigentlich ohne ostensibeln Zweck auf dieser Erde umherwandern und ihre Existenz nur den Vorurtheilen verdanken, welche sich bisher trotz aller Vernunftgründe, die dagegen sprechen, in der menschlichen Gesellschaft erhalten haben.

Theils aus Langeweile, theils um seinen Gläubigern auszuweichen, und theils weil Herr Burk sich an ihn geklammert und ihm die glänzendsten Aussichten eröffnet hatte, war er auf den abenteuerlichen Plan eingegangen, einem Guanohändler aristokratische Sitten und Manieren beizubringen, und sein Haus comfortabel einzurichten. Er hatte sich indessen bald überzeugt, wie leer und flach das Herz des Herrn Burk war und wie er, trotz des Aufwandes, den er einerseits machte, doch ein unerträglicher Philister blieb, der für alles Edle und Schöne dieser Welt unempfänglich war und kein größeres Vergnügen kannte, als mit seinem Gelde zu renommiren.

Aus Verdruß über die unerquicklichen Eigenschaften Herrn Burks, aus Ekel über seinen gänzlichen Mangel an Patriotismus und aus Aerger über einige unzarte Andeutungen seines Wirthes, daß er die Güter in Polen zu erwerben hoffe, hatte er sich verleiten lassen, an der Speculation des Juden Hirsch Theil zu nehmen, der, wie wir wissen, schwedische Güter zu verkaufen hatte. Der Handel war an und für sich kein unvortheilhafter, die Güter waren vielleicht noch mehr werth, als Herr Burk für sie bezahlt hatte — aber der Ankauf weitläufiger Domainen war unter den obwaltenden Umständen eine vollkommene Absurdität, die nur dazu dienen konnte, Herrn Burk Verlegenheiten zu bereiten, weil jede Controle über die Sägemühlen von Hamburg aus unmöglich war. Die liebe Eitelkeit Herrn Burks, Domainen zu besitzen, war mehr Schuld an dem ganzen Handel gewesen, als die Intrigue des Barons Wupdikutz und die glänzenden Schilderungen des Juden Hirsch. Vielleicht, daß auch der Speculationsgeist des Guanohändlers ein Wort mit drein geredet hatte; denn er wußte, daß mehrere Hamburger Häuser mit großem

Vortheil Güter in Schweden gekauft hatten und daß der Handel mit Balken und Brettern ein sehr lucrativer war; außerdem waren die Güter schon vor zehn Jahren für denselben Preis verkauft worden, den Salomon Hirsch jetzt forderte, und der ganze Handel wäre am Ende ein gutes Geschäft gewesen, wenn Herr Burk Geschäftsmann geblieben und nicht Baron geworden wäre. Das war aber eben das Unglück! Das beschränkte Gehirn des guten Mannes erlag der Last seiner neuen Würde in so hohem Grade, daß er mit Vorliebe Dinge trieb, die ihm sonst Welten weit fern gelegen und darüber so sehr allen Sinn für seine frühere Beschäftigung verlor, daß ihm das Wort „Börse“ ein mitleidiges Lächeln erregte. Herr Burk war eben ein baronisirter Vogeldüngerhändler.

Dem armen Baron Wupdikutz wurde das Messer an die Kehle gesetzt. Daß Auguste ihn verabscheute, hatte er längst bemerkt; sie war zu naturwüchsig, als daß sie aus ihrem Herzen eine Mördergrube hätte machen können, und da sie bisher nur mit der Schwägerin und dem Guanovogel verkehrt hatte, wollen wir ihr nicht zürnen,

wenn sie nicht so war, wie sie bei vernünftiger Erziehung höchst wahrscheinlich geworden wäre. Mit Auguste war nichts anzufangen; dagegen schien Ernestine bisweilen dem leeren Geschwätz des Barons mit einem Anflug von Aufmerksamkeit zuzuhören, und es konnte vorkommen, daß sie ihn fragte, ob er auch Wäsche zu besorgen habe. Das Geheimniß lag darin, daß das ordnungsliebende, sparsame Mädchen ein heimliches Verlangen darnach trug, Wupdikutz unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen, um seine Angelegenheiten zu ordnen, wie Schullehrer bisweilen den unwiderstehlichen Trieb fühlen, einem Knaben die Ruthe zu geben, weil er von seinen Eltern verzogen wird. Sie wünschte, „den Hans Hasenfuß einmal unter den Daumen zu bekommen, und ihm Ordnung anzugewöhnen," wie sie sich selbst ausdrückte, und da diese Procedur ohne vorhergegangene eheliche Einsegnung nicht leicht bewerkstelligt werden konnte, war sie nicht abgeneigt, ihn durch den Pastor sich übergeben zu lassen.

Etwas Aehnliches hatte Wupdikutz wohl schon bemerkt. Es war ihm freilich bei den Absichten Ernestinens eiskalt über den Rücken gelaufen,

aber er hatte ſich durch den Gedanken revangirt, daß er ihr zeigen würde, wer Mann im Hauſe. War er dann ihren grauen Augen begegnet, hatte er ſich die Frage geſtellt, ob es möglich ſei, mit dieſen Augen einigermaßen anſtändig durch den Brautſtand und die Flitterwochen zu kommen, ſo waren ihm die Schweißtropfen auf die Stirn getreten, und er hatte ſeine Frage mit einem Kopfſchütteln beantwortet.

Jetzt lag aber gerade dieſe Frage in beſter Form Rechtens vor ihm. Sagte er ja, dann war's um ihn geſchehen; die grauen Augen waren dann die Sonne, die ſeinen Lebensweg beſchienen, die graue knöcherige Hand, die graublonden Locken, der graue Teint — die ganze graue Erneſtine war ſein Eigenthum und ſeine Lebensgefährtin —; ſagte er nein, dann ſchwanden die Ausſichten auf die Million Gulden wie Schnee vor der Sonne, die Gläubiger in Wien machten ihre Aufwartung, der alte Kampf mit den Adminiſtratoren brach wieder aus und ein wo möglich noch troſtloſeres Leben ſtand ihm bevor.

Baron Wupdikutz ließ den Kopf hängen. Sein Ehrgefühl rief ihm zu: „Fliehe und erhalte Dir

den Reſt Deiner Selbſtachtung — ſein Leichtſinn flüſterte: „Eine Million! Nimm die Million! Es haben ganz andere Männer um des Geldes willen geheirathet.“ Wäre Erneſtine zugegen geweſen, ſo würde der Baron „Nein!“ geantwortet haben; aber ſie war nicht zugegen, der Teufel der Verſuchung hatte leichtes Spiel — Baron Wupdikutz unterdrückte einen Seufzer und ſagte:

„Mein lieber Baron Burk, ich bin Ihnen für das Vertrauen —“

„Von Vertrauen iſt gar keine Rede, mein lieber Baron Wupdikutz.“

„Sie wollten mir aber Ihr Kleinod, Ihre Tochter Erneſtine geben.“

„Ja, aber ohne Kleinode, mein lieber Baron.“

„Sie werden doch Ihr Kind nicht enterben wollen?“ ſcherzte Wupdikutz.

„Weit davon entfernt, mein lieber Baron; aber Sie ſind ein ſchlechter Wirth, und damit das ſauer erworbene Vermögen nicht raſch zerrinnt, werde ich mir die Verwaltung vorbehalten, bis ein Erbe da iſt, dem ich einen Vormund beſtimmen kann. Wenn Sie meine Tochter auch noch ſo ſehr lieben, ſo werden Sie doch gegen die

Stimme der Vernunft nicht taub ſein, ſondern einſehen, daß dies nur zu Ihrem eigenen Wohle erdacht iſt."

„Ich bin allerdings ein ſchlechter Wirth, lieber Baron Burk, aber ſollte nicht der ruhige, berechnende Verſtand Erneſtinens einen wohlthätigen Einfluß üben und mich in den Stand ſetzen, daß ich ſelbſt das Vermögen verwalten kann? Denn, offen geſtanden: ſind Sie ein ſehr guter Verwalter, Baron Burk? Sie haben mir ſelbſt geklagt, daß Sie mehr ausgeben, als Sie dürfen?"

„Ich mehr ausgeben, als ich darf?" fragte Herr Burk, indem er zwei Schritte zurücktrat und wie ein Kampfhahn mit dem Kopfe nickte. „Ich mehr ausgeben, als ich darf? Das ſagen Sie mir? Sie? Der ſich immer darüber beklagt, daß ich zu wenig den Gentleman ſpiele, der mich veranlaßt hat, für den verfluchten zoologiſchen Garten einen Froſchteich ausgraben zu laſſen, für deutſche Flotte, Nationalverein, Fortſchrittspartei, Kreuzzeitungspartei, Groß- und Kleindeutſchland, ſkandinaviſches Muſeum und Hermannsdenkmal beizuſteuern, wie ein Verrückter?"

„Sie ſprechen lauter, als ich es bisher an Ihnen gewohnt war," ſagte Wupdikutz.

„So, thue ich das? Freut mich! Es iſt aber mein Haus, Baron Wupdikutz, in dem ich laut ſpreche! Verſtehen Sie mich?"

„Vollkommen!" antwortete Wupdikutz mit einem Blicke der tiefſten Verachtung. „Ich ſegne Ihre Ungezogenheit, Baron Burk, weil Sie mir Gelegenheit giebt, einem Menſchen den Rücken zu kehren, den ich aus Langeweile zum Beſten gehabt habe, und weil ſie mich noch in der zwölften Stunde vor einer Verbindung mit Ihrer Guanotochter rettet."

Herr Burk ſtand ſprachlos da und öffnete bei jeder neuen Inſulte ſeines Gaſtes und Mentors den Mund um eine Handbreit weiter. Die ruhige und gelaſſene Malice des Barons traf ihn wie der tödtliche Stich eines Scorpions; er fühlte das Gift in ſeinen Adern und war auf dem Puncte, auf den Tiſch zu ſchlagen und laut zu ſchimpfen, wie er es in alten bürgerlichen Tagen gethan, wenn die Schwägerin ihn zur Verzweiflung brachte. Die entſetzliche Leere ſeines eigenen unbedeutenden Nichts trat in fratzenhafter Maske

vor seine Seele; er fühlte mit einem Male, was er war, und was er bisher, Dank seiner Eitelkeit und Sucht, nobel zu erscheinen, gewesen war, und hätte den Baron zu Boden schlagen mögen, wenn er nicht mit seinen vielen spießbürgerlichen Schwächen auch die jämmerlichste von allen, niederträchtige Feigheit, verbunden hätte. Der kleine, hagere und abgelebte Pole glotzte ihm mit so eisiger und maliciöser Ruhe ins Gesicht, daß er nur mit Zagen die Worte aussprach: „Sie Galgenstrick!“

„Ich habe mit Hausknechten keinen Umgang gehabt, Herr Baron von Burk,“ sagte Wupdikutz mit einer Verbeugung. „Darf ich fragen, was ich für Kost und Logis schuldig bin? Oder wollen wir meinen — leider vergeblichen Unterricht als Aequivalent für Bett, Licht, Braten und Guano annehmen?“

„Sie sind mir nichts schuldig, nichts, gar nichts — machen Sie, daß Sie hinauskommen, oder ich rufe Matthis.“

„Damit er mich behandelt, wie Ihren Schwager Güter, der aus Bra — Gott steh mir bei — Brasilien! Die Gutero ist die Nichte dieses

Cavaliers! Güter — Gutero! Danke dir, Schickſal. Du haſt ihn unſterblich blamirt!"

„Güter? Gutero! Blamirt!" rief Herr Burk, vor Wuth ſchäumend — Matthis! Matthis! Packen Sie ſich, Menſch, oder ich laſſe Sie hinauswerfen."

„Ein Wort an Ihren Bedienten — Herr Baron von Burk — und Sie machen mit dem Inhalt dieſes Revolvers Bekanntſchaft. Wären Sie würdig, ſich mit mir zu ſchlagen, ſo würde ich Sie fordern; meine einzige Satisfaction beſteht aber unter obwaltenden Umſtänden darin, mich an Ihrer Blamage zu ergötzen. Ich werde Ihre Schwägerin aufſuchen und ganz Hamburg erzählen, daß Sie Ihrer eigenen Nichte hundert Ducaten und einen Liebesbrief geſchickt haben. Gott ſegne Ihr ſchönes Geſicht, mon cher Baron!"

„Wupdikutz empfahl ſich mit einer artigen Verbeugung und eilte zu Alfred hinüber, um ihm ſeine Hülfe gegen den Guanobaron anzubieten. Als er die Thür hinter ſich zugemacht, ſtieß der Baron einen tiefen Seufzer aus, griff mit beiden

Händen nach ſeinem Kopfe und ſtarrte wie ein Verlorener vor ſich hin.

Sein erſter Gedanke war, Alles kurz und klein zu ſchlagen, die Bilder und Vaſen zum Fenſter hinauszuwerfen, den Barontitel und Leopoldsorden abzulegen und ſich in irgend einem unbekannten Winkel der Erde zu verbergen. Als er dieſen Vorſatz eine Weile hin und her erwogen hatte, änderte er ſeinen Plan. Er wollte nun erſt recht Baron ſpielen, um dem polniſchen Landläufer zu zeigen, daß er ſich nicht ruinirt habe und nicht ruiniren könne; er wollte noch einmal ſo viele Feten geben, als ſonſt, noch mehr Thiere an den zoologiſchen Garten ſchenken, ſeinen Namen noch mehr in die Zeitungen bringen. — Aber die Gutero! Allmächtiger Gott! Wie hatte er nur ein ſo ungeheuerer Eſel ſein können, nicht gleich den Namen zu erkennen! Bertha Gutero aus Braſilien! Wenn ſie Brief und Geld behielte? Wenn Wupdikutz den Brief in die Hamburger Zeitungen abdrucken ließe! Schrecklich! O, über alle Maßen ſchauderhaft! Und wenn ſie ihm Geld und Brief mit Proteſt zurückſchickte, und mit Wupdikutz über ihn lachte! Entſetzlich! — Er wollte wieder von

der Oberfläche der Welt verſchwinden, wieder in ein Mauſeloch kriechen, und ſeine Schande verbergen.

Schlagen? Sollte er ſich mit Wupdikutz ſchlagen und der Welt den Beweis liefern, daß er Courage genug beſitze, um ſeine Ehre zu vertheidigen? Wupdikutz war ein gefährlicher Menſch, der einen Revolver in der Taſche trug, ein heißblütiger Pole — und hatte er nicht eben geſagt, daß er ihm keine Satisfaction geben würde?

Burks Blicke fielen auf den Guanovogel. Aber der arme Vogel gab ihm nur zu neuen bitteren Gefühlen Veranlaſſung. „Beſtie," rief er ihm entgegen, „Guanotöchter hat der Kerl meine Kinder genannt, und mich wird er Guanobaron nennen! Der verfluchte Guano! Geld hat er mir eingebracht, ja! aber heilloſen Aerger und jetzt noch die Blamage! O, Herr Gott von Mannheim!"

Herr Burk ſank erſchöpft in die Ecke ſeines Sopha's und hielt beide Hände vors Geſicht. Er bemerkte nicht, daß Erneſtine ins Zimmer trat und ſich niederſetzte, um die Gemüſe anzuſchreiben, die ſie eben gekauft hatte. Als ſie mit ihrer Aufzeichnung zu Ende war, blickte ſie zufällig nach

dem Fenſter, welches Auguſte ſo lieb und werth war. Sie erblickte Wupdikutz und Alfred im heitern, lebhaften Geſpräche. Die Galle ſchoß ihr ins Blut und ſie murmelte vor ſich hin: „Wie kommt nur der Wupdikutz zu Alfred? Sollte Auguſte ihn hinübergeſchickt haben?“

„Wupdikutz!“ rief Herr Burk, plötzlich aufſpringend. „Wo iſt Wupdikutz?“

„Bei Alfred,“ antwortete Erneſtine, über die Aufregung ihres Vaters erſtaunt.

„Wer iſt Alfred?“

„Ein Lieutenant, für den ſich Auguſte intereſſirt. Ich habe Dir das ſchon ſagen wollen —“

„Ein Lieutenant? Auguſte? — Erneſtine, glotze mich nicht ſo an! Aber ſo wahr Gott lebt, — ich ſchaffe mir Ruhe!“

Herr Burk hatte kaum das Wort Ruhe ausgeſprochen, als Matthis mit einem Briefe hereintrat, den er zierlich auf einem ſilbernen Präſentirteller darreichte.

„Herr Güter und Fräulein laſſen ſich höflichſt empfehlen,“ ſagte der argloſe Matthis, aber mit der Kammerjungfer war es nichts; ich habe Nie-

manden, als die Frau Schwägerin bei dem Fräulein gesehen."

„Willst Du schweigen, infernalischer Mensch!" brüllte Herr Burk ihm entgegen.

„Herr Baron sagten ja, ich solle davon sprechen —"

„Und ich reiße Dir die Zunge aus, wenn Du noch ein Wort sagst. Gieb her den Brief!"

Herr Burk öffnete hastig das Couvert und las: „Von meinem Onkel, ehemaligen Guanohändler und jetzigen Baron Burk die Summe von einhundert Ducaten und einen Liebesbrief erhalten zu haben, bescheinige ich auf Wunsch meines Vaters und meiner Tante Lorenz.

Bertha Güter, Schauspielerin."

„Dich soll ein Donnerwetter!" rief Herr Burk. „Hat sich denn die Hölle gegen mich verschworen? Matthis, wenn Du ein Wort sprichst, Kerl — worüber lachst Du, Erneſtine?"

„Ueber Wupdikutz, der mir —"

„Nenne den Namen nicht, Mädchen, oder es giebt ein Unglück! — Herr des Himmels, hält der Wagen vor unserm Hause? Fürst Käsemofsky? Er steigt aus. — Ich bin nicht zu Hause, Mat-

this — verreiſt — nach Schweden — o Gott, er grüßt — Himmel, habe ein Einſehen!“ —

Wir wollen den unglücklichen Mann mit ſeinem fürſtlichen Beſuche allein laſſen, um zu ſehen, was Herrn Lorenz begegnete, als er ſich an der Klingel vergriff.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die Schwägerin hatte die Abweſenheit ihres Gatten kaum bemerkt, ſo lange ſie mit dem Anpaſſen der Garderobe beſchäftigt war, die ſie für Bertha hatte machen laſſen. Da gab es ſo viel zu fragen, zu ſagen, zu ſehen, zu ſtecken, zu heften, zu trennen und zu nähen, daß ſie keine Zeit fand, ſich über das Ausbleiben des Herrn Lorenz zu beunruhigen. Ein paarmal hatte ſie ſeinen Namen genannt und ihr Erſtaunen darüber ausgedrückt, daß er noch nicht zurückgekehrt ſei, war aber durch Bertha's Einwand, daß Herr Lorenz mit ihrem Vater und Doctor Milchner zuſammen ſei, wieder beruhigt worden. Je näher die Stunde heranrückte, in welcher Bertha auftreten ſollte, deſto zärtlicher und liebevoller hatte die Schwägerin ſie

angeblickt, desto inniger hatte sie an sich und Herrn Lorenz gedacht; und als sie endlich in ihrer Loge neben der Bonne Platz nahm und ihren Gemahl wohlbehalten im Parquet sitzen sah, trug sie der Bonne auf, nach Aehnlichkeiten zu suchen, weil ihre Seele so sehr mit Bertha beschäftigt war, daß sie sich unmöglich viel nach einem möglichen Schwiegervater umsehen konnte. Bedenken wir aber, daß in der ehrlichen Schwägerin das Verlangen nach einem Schwiegervater täglich — und wir möchten sagen, stündlich — zunahm; erwägen wir, daß sie Augenblicke hatte, in denen sie es tief bereute, ihren eigenen Vater in Verdacht gehabt zu haben; vergegenwärtigen wir uns endlich den Schmerz, den sie im innersten Herzen darüber empfand, daß Herr Lorenz blaß und angegriffen aussah, so müssen wir das Interesse, welches sie für Bertha an den Tag legte, ein ganz außerordentliches nennen. Aus Interesse für Bertha hatte sie einen halben Tag verlebt, ohne mehr als dreimal nach Herrn Lorenz zu fragen; aus Interesse für Bertha war sie ins Theater gegangen, ohne sich von Herrn Lorenz begleiten zu lassen, und aus Interesse für Bertha unterließ sie es,

jeden einzelnen älteren Herrn im Theater auf Aehnlichkeit mit Herrn Lorenz zu unterſuchen. In den Scenen, die durch Bertha verherrlicht wurden, verwandte ſie kein Auge von der Bühne, und ſelbſt während der Zwiſchenacte war ſie ſo ſehr mit dem glänzenden Debüt ihrer Nichte beſchäftigt, daß ſie nur ein paarmal, wenn die Bonne eine plötzliche Bewegung machte, die Frage an ſie richtete, ob ſie ihn gefunden zu haben glaube — den Schwiegervater nämlich. Schüttelte die Bonne dann verneinend den Kopf, ſo konnte ſie den armen Lorenz wehmüthig betrachten und für ſich hinmurmeln: „Ach, wenn doch Manches anders ſein könnte und dürfte! Es darf und kann ja aber nicht ſein, noch nicht, mein Theodor, aber hoffentlich bald. Glaube mir, ich empfinde tief, was es heißt, und bin vielleicht mehr zu bedauern, als Du, weil ſo manche ſchöne Hoffnung uns verſagt wurde.“

Ihr Auge ſchweifte von Herrn Lorenz auf Doctor Milchner hinüber. Sein ſeliges Lächeln, ſeine begeiſterte Aufregung und das ſichtbare Entzücken, mit welchem er ſeine Braut betrachtete, rührte die Schwägerin, die wie alle alten Jungfern

eine eigenthümliche Vorliebe für Verlobte männlichen Geschlechts hatte. „Er wird glücklich werden," seufzte sie leise — „ach, warum darf es mein Lorenz nicht auch?"

Als der Vorhang endlich fiel und Alles sich zum Aufbruch bereitete, blickte die Schwägerin sich nach Herrn Lorenz um; aber er war mit Herrn Güter und Doctor Milchner verschwunden.

„Wo kann Herr Lorenz sein?" fragte sie die Bonne, indem sie den Oberleib über die Loge vornüber beugte und ängstlich mit den Blicken umhersuchte.

„Er wird wohl mit den beiden anderen Herren fortgegangen sein," antwortete die Bonne.

„Fortgegangen? Mein Mann fortgegangen und mich hier allein gelassen? Ich sage Ihnen, Bonne, mein Mann ist nicht fortgegangen, mein Mann erwartet mich."

„Sehr leicht möglich, Madame!"

„Möglich? Sehr leicht möglich? Drücken Sie sich deutlicher aus, Bonne, was ist sehr leicht möglich?"

„Nun, daß Herr Lorenz auf uns wartet."

„Auf uns? Auf Sie und mich? Bonne? Auf Sie und mich?“

Die Bonne wollte durch einen ihrer gewöhnlichen Feldzugspläne die Schwägerin beruhigen, legte ihr daher den Shawl um und sagte: „Kommen Sie, Madame, das Theater wird gleich leer sein, wir könnten hier eingesperrt werden und die ganze Nacht hier bleiben müssen.“

„O, es könnten noch ganz andere Dinge passiren, Bonne,“ sagte die Schwägerin, indem sie den Shawl zurückschleuderte — „Herr Lorenz könnte erdrückt oder todtgetreten werden — vielleicht ist er schon todtgetreten, und seine Wittwe sitzt hier — aber wir werden bald Gewißheit haben. Wenn Herr Lorenz mich nicht abholt aus dieser Loge, wenn er das nicht thut, Bonne, dann ist etwas passirt, dann ist er todtgetreten — geben Sie Acht, Bonne, dies Mal ist etwas passirt — Hörten Sie nicht einen Hülferuf? — War das nicht seine Stimme?“

„So beruhigen Sie sich doch, Madame, ich höre nichts! Wollen wir nicht gehen? Der Theaterdiener dreht schon die Lampen aus — es ist höchste Zeit —“

„Gehen Sie, Bonne, laſſen Sie mich allein mit meinem Schmerz! Ach, ich habe es ja immer geſagt, daß etwas paſſiren wird. Nun haben wir es! Ach, mein armer Theodor!“ Die Schwägerin brach in einen Thränenſtrom aus, barg ihr Geſicht am Buſen der Bonne und ſchluchzte: „Er war ſo gut, ſo freundlich, ſo ſanft und ertrug Alles mit ſolcher Ergebung — ach, mein Theodor.“

„Wenn's gefällig wäre,“ brummte plötzlich eine heiſere Stimme, „das Theater wird abgeſchloſſen.“

„Iſt ein Unglück paſſirt?“ fragte die Schwägerin, die ſich aus der Umarmung der Bonne ſchnell losgeriſſen hatte und dem Schlieſſer feſt in die Augen ſah. „Warum eilte das Publikum ſo hinaus? Warum war bei dem Ausgang ein ſolches Gedränge? Reden Sie! Iſt ein Unglück paſſirt?“

Der Schließer lachte der Schwägerin ins Geſicht und ſagte ärgerlich: „Ich habe keine Zeit, auf Ihre Fragen zu antworten, es iſt höchſte Zeit, das Theater kann Ihretwegen nicht die ganze Nacht offen bleiben; oder wollen Sie eine Extravorſtellung anſehen?“

Die Schwägerin, die trotz ihrer beſtändigen Befürchtungen eine reſolute Dame war, blieb

ein. r Augenblick ſinnend ſtehen, warf dann den Shawl um, ſtürzte ſich den Hut auf und zerrte die Bonne aus der Loge. „Er wird zu Hauſe als Leiche liegen," ſagte ſie. „Die Leute, die von den Dächern fallen oder übergefahren werden, werden ja immer in das Krankenhaus oder in ihre Wohnung gebracht. Er iſt in ſeine Wohnung gebracht, Bonne — ich ſehe ihn vor mir — ſchnell — vielleicht athmet er noch — es iſt keine Minute zu verlieren."

Die Bonne hatte alle Mühe, der Schwägerin zu folgen, die unaufhaltſam vorwärts ſtürmte und, als ſie keine Droſchke mehr vorfand, ſchnell wie der Wind den Weg nach ihrem Hauſe zurücklegte. Ihr Herz klopfte hörbar, als ſie den Glockenzug anfaßte. „Es iſt oben Alles hell erleuchtet," ſagte ſie mit erſterbender Stimme — „er hat ausgelitten!"

Die Magd eilte die Treppe hinab, um die Thür zu öffnen.

„Lebt er noch?" fragte die Schwägerin — „ſage mir Alles, Minna — haben die Aerzte die Hoffnung aufgegeben?"

Minna ſah in das bleiche Geſicht ihrer Ge-

bieterin, und da sie an so unheimliche Reden nicht gewöhnt war, auch sonst nicht die stärksten Nerven besaß, ließ sie den Leuchter fallen und schrie mit gellender Stimme: „Jesus! Madame!“

Nach den Berichten der Bonne folgte auf diesen Ausruf Minna's der erste Staarkrampf der unglücklichen Schwägerin. Sie sank allmälig in die Kniee und wäre ohnmächtig zur Erde gefallen, wenn die Bonne sie nicht aufrecht gehalten hätte. Das Jammergeschrei Minna's und der Bonne lockte sämmtliche Bewohner des Hauses herbei, und bald waren Kräfte genug vereinigt, um die Hülflose die Treppe hinauf zu tragen. Auf alle Fragen der theilnehmenden Hausgenossen antwortete die Bonne: „Herr Lorenz hat Madame nicht aus dem Theater abgeholt, Madame hat ein empfindsames Herz, und der Schmerz —“ „O, über die Männer,“ antworteten pflichtschuldigst die anwesenden Frauen und Mädchen — „ein Weiberherz brechen, ist ihnen nur Kleinigkeit — ach, die arme betrogene Frau!“

Die Schwägerin hörte von allen diesen Exclamationen und Beileidsbezeugungen nichts, hielt die Daumen verdächtig in die Hände geklemmt,

verdrehte die gläſernen Augen und zuckte bisweilen höchſt beunruhigend mit Armen und Beinen. Da ſie ſelbſt, nachdem ſie ausgezogen und mit Kamillenthee behandelt worden war (die Bonne hatte hierin große Fertigkeit —), das Bewußtſein nicht wieder erlangte, wurde Minna abgeſchickt, um den Hausarzt zu holen. Der gute Mann kam, fühlte Puls und Herzſchlag, verſchrieb ein ellenlanges Recept, ließ Senfpflaſter legen und hatte bald die Beruhigung, die Schwägerin aus ihrer Lethargie erwachen zu ſehen.

Die arme Frau erhob das zitternde Haupt, blickte im Zimmer umher und fragte mit bebender Lippe: „Was macht Lorenz?“

Zufällig waren zwei Bewohnerinnen des dritten Stocks (die Schwägerin wohnte im zweiten) zugegen, als dieſe Frage den bleichen Lippen entſchwebte. Sie ſtanden nahe am Bette, blickten der Kranken theilnehmend ins Auge, ſeufzten und ſchüttelten den Kopf über den ſchlechten Ehegatten, der ein ſo treues Weiberherz brechen konnte.

Ihre Seufzer ſagten der Schwägerin Alles. Ein zweiter Starrkrampf erfolgte, der noch länger anhielt, als der erſte. Als auch dieſer Anfall

vorüberging — die Magd war mit den Medicinen aus der Apotheke noch nicht zurückgekehrt — wiederholte ſich daſſelbe Phänomen. Die Schwägerin ſuchte mit den Augen ihren Gatten, und fragte, da ſie ihn nicht fand: „Was macht Lorenz?“

Diesmal ſtand aber die Bonne neben dem Krankenlager; ſie lächelte wie gewöhnlich und tröſtete: „Er wird gleich kommen.“

„Wo iſt er?“ fragte die Schwägerin.

„Ich weiß nicht,“ antwortete die Bonne.

Dieſe Antwort rief den dritten Starrkrampf hervor, der ſeinen Culminationspunkt erreicht hatte, als Herr Lorenz ſich an dem Glockenzuge vergriff und in aufgeräumter Stimmung die Schwelle ſeiner Wohnung betrat.

„Iſt meine Frau noch auf?“ fragte er die Bonne, die ihm lächelnd die Thür öffnete.

„Ach, Herr Lorenz,“ lächelte ſie. „Madame iſt ſehr elend! Ein Glück, daß Sie kommen.“

„Meine Frau iſt krank?“ ſagte Herr Lorenz — „und man ſchickt nicht zu mir? Läßt mich nicht holen?“

Herr Lorenz eilte auf die Thür des Schlafzimmers zu, um ſich von dem Zuſtande ſeiner

Gattin zu überzeugen; aber die Bonne vertrat ihm entſchloſſen den Weg und ſagte — „Herr Lorenz! Madame liegt!“

„Eben deswegen! Was wollen Sie? Laſſen Sie mich doch hinein!“

„Bitte, Herr Lorenz! Es geht nicht. Madame hat Kamillenthee — bitte, dringen Sie nicht in mich — einen Augenblick warten Sie.“

„Sie ſind eine Närrin, Bonne, und was zu arg iſt, das iſt zu arg,“ erwiderte er und ſchob die Bonne zur Seite. In dem Augenblicke, wo er die Thür aufriß, öffnete die Schwägerin zum dritten Male die Augen und fragte mit matter Stimme: „Wo iſt Herr Lorenz?“

„Hier bin ich, liebe Thereſe! Was fehlt Dir, mein gutes Weib?“

Die Schwägerin ſank auf die Kiſſen zurück und fragte: „Lebſt Du noch, Theodor?“

„Was iſt Dir, Thereſe? Um's Himmels Willen, Doctor, reden Sie, was iſt hier vorgegangen?“

„Was iſt Dir paſſirt, Theodor?“

„Paſſirt? Nichts! Was ſoll mir paſſirt ſein?“

„Biſt Du nicht getreten — verhehle mir nichts! Biſt Du verwundet? Sprich!“

„Aber Thereſe!“

„Du holteſt mich nicht aus der Loge ab, Theodor, und ich fürchtete, daß Dir etwas paſſirt ſei — ach, mein lieber Theodor, es kann ſo Vieles paſſiren.“

Herr Lorenz erfuhr allmälig den Hergang der Sache. Stillſchweigend hörte er der Bonne und ſeiner Gattin zu, wie ſie abwechſelnd Alles erzählten, was wir bereits wiſſen. Als ſie ausgeredet hatten, erhob ſich Herr Lorenz von ſeinem Sitze und ſagte: „Liebe Thereſe, der Sache muß ein Ende gemacht werden. Das unnatürliche Verhältniß greift Dich an und zerſtört Dein Nervenſyſtem; es wäre Sünde, Dir zu verſchweigen, daß ich die beſten Ausſichten habe, morgen meinen Vater kennen zu lernen!“

Die Schwägerin ſchob die Nachtmütze aus der Stirn und ſagte: „Im Namen Alles, was Dir heilig iſt, gieb dieſem vielgeprüften Herzen Ruhe — wer iſt Dein Vater?“

„Morgen wird ſich das Geheimniß enträthſeln, theures Weib. Es genüge Dir, zu

wiſſen, daß Deine Befürchtungen unbegründet waren."

Die Schwägerin richtete ſich mühſam auf und ſagte, indem ſie ihrem Gatten beide Hände entgegenſtreckte: „Es hätte aber ſein können, lieber Theodor — und bis wir Gewißheit hatten — — nicht wahr, lieber Theodor? Du zürnſt Deiner Thereſe doch nicht, weil ſie vorſichtig war?"

„Gewiß nicht, liebe Thereſe! Aber jetzt, wo ich meinen Vater ſchon ſo gut wie gefunden habe, wollen wir nicht mehr von dem ſprechen, was ſein *könnte*, ſondern von dem, was *iſt*."

Die Bonne rückte verlegen auf ihrem Sitze hin und her, rieb ſich die Hände, betrachtete ihre feuerrothen Ellenbogen, lächelte und ſagte: „Wollen Sie nicht aus Rückſicht gegen ein armes Mädchen warten, Herr Lorenz, bis ſich der Herr Vater eingefunden hat, Madame Lorenz?"

„Warten? Womit?" fragte Herr Lorenz.

Die Bonne hätte nicht ärger zuſammenfahren können, wenn Herr Lorenz eine Piſtole unter dem Tiſch abgefeuert hätte, als bei der Frage, womit er warten ſolle. Sie hielt die Hände dicht vor den Mund, rieb ſie mit Emſigkeit, lächelte, ſchlug

die Augen nieder und sagte mit halbunterdrückter Stimme: „Ich bin so schrecklich unschuldig, Madame Lorenz — bitte — Ihr Herr Vater wird Ihnen ja morgen seinen Segen geben —"

„Ja morgen, so Gott will," antwortete Herr Lorenz, der das lebhafte Schicklichkeitsgefühl der Bonne zugleich verwünschte und bewunderte. „Morgen wird mein Vater uns seinen Segen ertheilen, liebe Therese."

„Wenn nur nichts passirt, mein lieber Lorenz — ich kann mich nicht freuen, ehe ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Aber sage mir, mein Theodor, hat er Dich oder hast Du ihn gesucht? Hat er Dich an Deinem Portrait erkannt? Hat das Vaterherz gesprochen — oder war es das Kindesherz, welches den Vater erkannte?"

„So viel ich weiß," antwortete Herr Lorenz — „hat er mich erkannt. Er hat mein Portrait gesehen, Nachforschungen angestellt, sich mit mir in Verbindung gesetzt — und wird morgen kommen, um sich zu erkennen zu geben. Ich selbst habe ihn noch nicht gesehen."

„Ist er ein stattlicher, feiner Mann?" fragte

die Schwägerin, die mit geſchloſſenen Augen die erſehnte Kunde vernahm, während ſie beide Hände ihres Gatten leidenſchaftlich drückte.

„Ich glaube nicht," antwortete Herr Lorenz. „Mein Vater iſt arm und alt; wäre er reich geweſen, ſo würde er ja nicht zugegeben haben, daß ich als Findelkind ausgeſetzt worden wäre."

„Er hätte ein Tigerherz haben müſſen! Aber ich frage nicht, ob er reich, ſondern ob er ſtattlich, groß und ſchön gebaut iſt? Iſt er Dir ähnlich, lieber Lorenz?"

„Ich weiß es in der That nicht, liebe Thereſe; wir werden ja in wenig Stunden Alles erfahren. Beruhige Dich bis dahin, liebe Frau! Laß uns jetzt der Ruhe pflegen, der Du ſo ſehr bedarfſt; laß uns hoffen, daß mit dem kommenden Tage für uns beſſere und glücklichere Zeiten anbrechen werden."

„Diesmal wird nichts paſſiren," ſagte die Schwägerin. „Diesmal, lieber Lorenz, wird kein unerwartetes Ereigniß eintreten. Ich weiß das! Gott ſegne Dich, mein lieber Herzensmann. Schlafe ſanft, mein Engel, und träume von Deiner The-

reſe, wie ich von Dir träumen werde. Gute Nacht, mein Theodor!"

Die Bonne wechſelte bei dieſen Worten die Farbe und ſenkte verſchämt die Augen in den Schoß. Als Herr Lorenz ſich über ſeine Gattin beugte und ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen drückte, zuckte ſie zuſammen und warf einen ſo flehentlichen Blick auf die Schwägerin, daß ſie ein Herz von Stein im Buſen getragen haben müßte, wenn ſie der ſtummen Bitte hätte widerſtehen können. Sie ſchob daher Herrn Lorenz ſanft zurück, drückte nochmals ſeine Hände und wisperte ihm mit holdem Erröthen zu: „Morgen! —"

Herr Lorenz begab ſich auf ſein Zimmer und ſchritt unruhig auf und ab. „Ich betrüge ſie," ſagte er zu ſich ſelber — „es iſt unrecht — aber was ſoll ich thun? Ihr eigener Charakter iſt daran Schuld! Milchner und Güter ſtimmen mir bei, ſind mir ſogar behülflich — es kann alſo kein Unrecht ſein — es iſt auch kein Unrecht — und ich frage jeden Ehemann, ob er mich verdammen kann — der alte Invalide macht ein gutes Geſchäft — ich werde die Bonne los — Thereſe wird glücklicher und zufriedener ſein, wenn

ſie erſt Kinder hat — mag daraus werden, was da wolle — morgen habe ich einen Vater!“

Mit dieſem Entſchluſſe begab er ſich zur Ruhe, und er muß gut geſchlafen haben, denn es war ſchon zehn Uhr Morgens, als er aufwachte. Auf zehn Uhr war aber ſein Vater beſtellt, und ſchneller als jemals zuvor warf er ſich in die Kleider. Er hatte noch nicht das Raſirmeſſer aus der Hand gelegt, als Minna ihm meldete, es ſei ein fremder Herr da, der ihn dringend zu ſprechen wünſche. „Es iſt ein alter Mann,“ fügte Minna hinzu.

Herr Lorenz wiſchte ſich den Seifenſchaum aus dem Geſichte, warf ſeinen Schlafrock über und ſtotterte: „Er ſoll hereinkommen.“

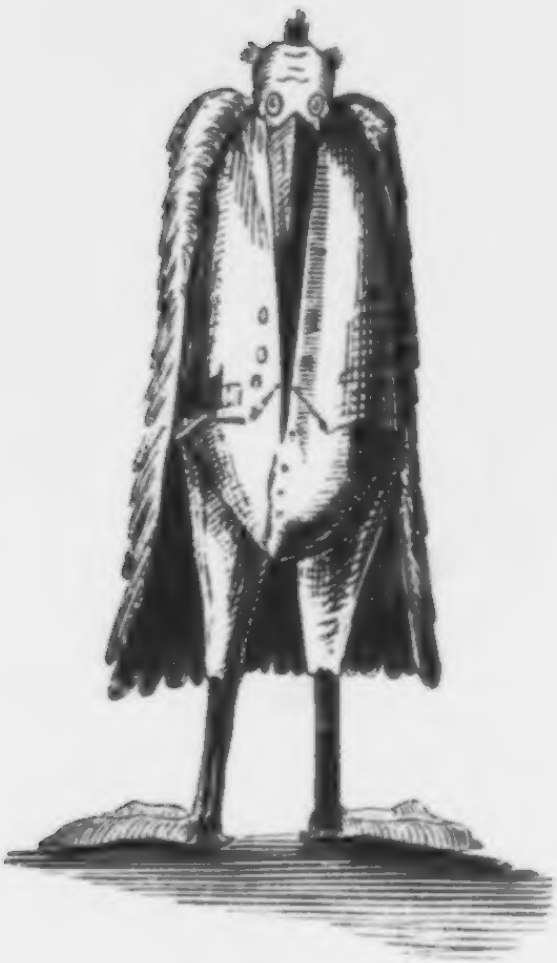
„Guten Morgen, mein Herr,“ ſa oer Invalide, ein reinlicher, gutmüthig ausſehender alter Mann, der von Gicht und Podagra zuſammengezogen war — „Guten Morgen! Sind Sie Herr Lorenz?“

„Sprechen Sie leiſe,“ antwortete Herr Lorenz; „ganz leiſe und nehmen Sie Platz.“ Er verriegelte beide Thüren, ſtopfte Zeitungspapier in die Schlüſſellöcher und zog den alten Mann zu ſich auf's Sopha.

„Sie wiſſen von Allem Beſcheid? Herr Doctor Milchner hat Ihnen Alles geſagt?“

„Ich habe es auswendig gelernt, und der Herr Doctor hat mich noch heute Morgen überhört. Sie können mich examiniren, wenn es Ihnen gefällig iſt. Sie ſind am 13. Mai 1816 geboren und heißen Theodor Lorenz; ich habe Sie gleich nach Ihrer Geburt in eine Lichtkiſte gepackt, mit Watte und Moos in eine Lichtkiſte gepackt und die Lichtkiſte an edle Menſchenfreunde adreſſirt. In einer Droſchke, die dicht neben dem Polizeigebäude hielt, habe ich gewartet, bis die Lichtkiſte von einem Polizeidiener gefunden und aufgehoben wurde. Sie wurden dann der Frau des Obernachtwächters Eule übergeben und traten mit dem funfzehnten Lebensjahre in das Comtoir des Herrn Burk, wo Sie eine kleine Summe, mein ganzes Erſpartes — in Empfang nahmen. Ihre Mutter war ein gebildetes Mädchen, die Tochter wohlhabender Eltern, deren Ruf nicht compromittirt werden durfte; ſie heirathete nachher einen Bierbrauer und ſtarb im zweiten Wochenbette.“

„Vortrefflich,“ ſagte Herr Lorenz — „es iſt nur ein Glück, daß ich keine Mutter nöthig habe.



Herr Reimers.

Sie haben Ihre Lection gut gelernt, Herr Reimers. Sind Sie aber auch feſt entſchloſſen, bei der Stange zu bleiben und das Geheimniß nicht auszuplaudern? Sie wiſſen doch, warum der ganze Plan entworfen iſt?"

„Ja, weil die Frau Lorenz mit Ihnen nicht —"

„Sprechen Sie nicht ſo laut, beſter Herr! Wände haben Ohren! Haben Sie Ihre eidliche Erklärung, ſchweigen zu wollen, bei ſich?"

„Hier iſt ſie," ſagte Reimers — „in Form Rechtens vor Herrn Milchner beſchworen und mit dem Notariatsſiegel verſehen. Wenn Sie mir dagegen die Papiere einhändigen wollen, in denen Sie mir jährlich zweitauſend Mark und zwei neue Anzüge garantiren — dann hat Alles ſeine Richtigkeit. Das einzig Fatale bei der Sache iſt nur, daß wir uns gar nicht ähnlich ſehen, Herr Lorenz, und daß man Verdacht ſchöpfen könnte. Wer aber ſo viele Jahre die Geldbriefe umhergetragen hat, der hält was auf ſeinen ehrlichen Namen, und es ſollte mir weh thun, Herr Lorenz, wenn ich in meinen alten Tagen meinen guten Namen einbüßen müßte."

„Die Aehnlichkeit hat nichts zu bedeuten, mein

lieber Herr Reimers; es ſieht gar mancher Sohn ſeinem Vater nicht ähnlich — aber Sie haben mir nur einen Theil Ihrer Inſtruction hergeſagt. Wiſſen Sie den andern auch auswendig?“

„Es war mir immer, als müßte ich mich Ihnen zu erkennen geben,“ hub Herr Reimers an — „und oft, wenn ich Ihnen begegnete, ſchnürte es mir das Herz zuſammen, weil ich Sie nicht umarmen durfte. So lange ich mit den Briefen und Packeten umherlaufen konnte, wußte ich mich noch zu beherrſchen; denn der Menſch hat keine Zeit, desperat zu werden, wenn er vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht laufen muß. Als ich aber das Geſchäft aufgab und in Ruheſtand verſetzt wurde, da kamen die Gedanken ſtärker, als früher, bis ich es zuletzt nicht mehr aushalten konnte. Ich erfuhr, daß Sie verheirathet ſeien und eine liebende Gattin beſäßen, und da ich dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, das Glück meines Sohnes aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, wandte ich mich brieflich an Sie und fragte bei Ihnen an, ob Sie mir erlauben würden, mich zu erkennen zu geben. Ihre Antwort war ganz meinen Erwartungen gemäß, und nun

bin ich hier, um meinen Sohn und meine Tochter zu umarmen."

„Vortrefflich!" ſagte Herr Lorenz. „Sie haben ſich gut vorbereitet. Hier iſt meine ſchriftliche Erklärung, Ihnen, als meinem Vater, jährlich zweitauſend Mark auszubezahlen zu wollen —"

„Steht nichts von den Anzügen drin?" fragte Herr Reimers. „Ich habe in jedem Anſtellungsdecret zwei Anzüge garantirt bekommen und muß darauf beſtehen, daß ſie mir auch in dieſem Falle garantirt werden."

„Ich kann das in einer andern Urkunde verſprechen —"

„Nein, nein! Es muß Alles in eine Urkunde! Es muß richtig ſein, Herr Lorenz, ſonſt gebe ich mich nicht dazu her."

„In Gottes Namen denn," ſagte Herr Lorenz, und ſchrieb die Worte: „Auch verpflichte ich mich, meinem Vater jährlich zwei neue Anzüge zu liefern."

„Complete" müſſen Sie ſchreiben, Herr Lorenz. Rock, Hoſe, Weſte und Stiefeln. Das Unterzeug ſchaffe ich mir ſelbſt."

„Nun denn — iſt es jetzt in Ordnung?"

Der alte Mann las die Urkunde durch, nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Bis auf die Unterſchrift iſt Alles in Ordnung.“

Als auch dieſe erfolgt war, erhob ſich Herr Lorenz und ſagte: „Jetzt kommt das Schwierigſte. Ich werde meine Frau rufen! — Verlieren Sie nur nicht die Contenance und ſpielen Sie Ihre Rolle gut.“

„Haben Sie keine Sorge, Herr Lorenz; aber — nehmen Sie es nicht übel, haben Sie nicht einen Bittern bei der Hand? Ich bin als Soldat nie ins Gefecht gegangen, ohne einen Bittern zu nehmen; — es iſt mir doch curios zu Muthe — haben Sie nicht einen Tropfen?“

„Ich habe Portwein und Madeira —“

„Es muß ein Bitterer ſein, Herr Lorenz, glauben Sie mir, es geht ſonſt nicht.“

„Wenn es durchaus ſein muß, will ich einen holen laſſen —“ ſagte Herr Lorenz zögernd.

„Laſſen Sie einen holen; es muß ſein.“

Herr Lorenz öffnete behutſam die Thür, um Minna zu rufen, ſtieß aber gegen ſeine Frau und die Bonne, die vor Neugierde zitternd an der Thür ſtanden.

„Iſt er es?“ fragten ſie Beide wie aus einem Munde.

„Er iſt es,“ antwortete Herr Lorenz, „aber ihm iſt von der Aufregung unwohl geworden und er verlangt einen Bittern. — Schnell, Bonne, laſſen Sie Minna welchen holen.“

„Um's Himmels Willen, Theodor — iſt er ſehr unwohl? Iſt Gefahr? Sollen wir Kamillenthee —?“

„Nein, nein!“ proteſtirte Herr Lorenz — „ſchnell einen Bittern.“

„Darf ich denn nicht hinein und in ſeine Arme fliegen — in die Arme Deines Vaters, mein theuerſter Theodor?“

„Wenn Minna den Bittern gebracht haben wird! Mäßige Deine Freude, Thereſe, es könnte dem alten Manne ſchaden, Dich ſo aufgeregt zu ſehen.“

„Sprich die Wahrheit, Theodor, — iſt er ohnmächtig? Gewiß er iſt ohnmächtig! Die Freude des Wiederſehens hat den armen alten Mann ſo angegriffen — ach, Theodor, wenn jetzt noch etwas paſſirte!“

„Es paſſirt aber nichts, wenn Minna nur

bald mit dem Bittern kommt; aber da iſt ſie ſchon; bleibt noch einen Augenblick draußen; gleich werde ich Euch rufen."

Herr Lorenz eilte mit der Flaſche ins Zimmer, verriegelte wieder die Thür und ſchenkte mit zitternder Hand ein Glas voll.

„Es iſt grüner," ſagte Herr Reimers mit einem verächtlichen Blick — „behalten Sie den für ſich; ich trinke niemals grünen Bittern."

„Aber um's Himmels Willen, welchen denn?"

„Braunen mit Kalmus drin."

„Braunen? Giebt es auch braunen Bittern?"

„Ja, mit Kalmus! Aber laſſen Sie nur ſein; es wird ſchon ſo gehen, je eher daran, je eher davon! Das lange Warten und die Herzbeklemmung taugen nichts. Laſſen Sie Ihre Frau in Gottes Namen kommen; ich glaube, es wird gehen!"

Herr Lorenz blickte ſeinen Adoptivvater prüfend an; da er aber ſah, daß der alte Mann ruhig und gefaßt war, entſchloß er ſich, die Thür zu öffnen.

„Mein Vater iſt wohl genug, um Dich zu empfangen," ſagte er, „tritt näher, liebe Thereſe,

und auch Sie, Bonne, mögen Zeuge unſers Glückes ſein."

Dem alten Manne traten die Schweißtropfen auf die Stirn, als er die Schwägerin mit ausgebreiteten Armen auf ſich zukommen ſah. Er ging ihr aber einen Schritt entgegen, preßte ſie ans Herz und ſagte: „Freut mich, daß ich die Ehre habe."

Es erfolgte nun eine Scene, die ſich leichter denken als beſchreiben läßt. Die Schwägerin ermüdete nicht, Fragen an ihren Schwiegervater zu richten und die Stunde zu ſegnen, in der es ihr vergönnt geweſen war, ſein theures Angeſicht mit Küſſen zu bedecken; Herr Lorenz rieb ſich vergnügt die Hände, weil ſein Vater alle Fragen richtig beantwortete und auch ohne den Bittern ſeine Rolle vortrefflich ſpielte, und der alte Mann fühlte ſich, nachdem die erſte Mahnung des Gewiſſens unterdrückt war, ſo behaglich bei den Liebkoſungen der Schwägerin, daß er ſie mit aufrichtigem Wohlbehagen betrachtete und ſich von dem neuen Berufe eines Vaters die angenehmſten Tage verſprach.

Nur die Bonne ſaß nachdenkend in der Ecke

des Zimmers. Sie hatte von der früheſten Jugend des Herrn Lorenz ſo viel gewußt, daß er bei dem Obernachtwächter erzogen worden war; daß er in einer Lichtkiſte gefunden war, hatte ſie nicht gewußt; ſie horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Erzählung des Invaliden, erblaßte bis in den Mund, als ſie hörte, daß die Worte: „An edle Menſchenfreunde“ auf der Kiſte geſtanden; ſie preßte beide Hände ans Herz, als ſie von Moos und Baumwolle hörte, und wimmerte leiſe, als von der Summe die Rede war, die bei Herrn Burk für Herrn Lorenz deponirt geweſen. Als aber die Schwägerin nach dem Namen des Obernachtwächters fragte, und Herr Reimers dieſen nannte; als die Schwägerin ſich nach dem Geburtstage ihres Gatten erkundigte und Herr Reimers den 13. Mai 1816 als den Tag bezeichnete, an welchem er durch die Geburt eines Sohnes zugleich erſchreckt und erfreut worden ſei — ſank die Bonne ohnmächtig vom Stuhle und ſchnappte nach Luft wie ein Fiſch, den man aus dem Waſſer gezogen.

Vater, Sohn und Tochter waren mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie bemerkt haben

sollten, welch schrecklichen Kampf der Bonne die Erzählung des Invaliden verursachte; sie fuhren daher erschrocken auf, als sie sie plötzlich zu Boden fallen und wie eine Sterbende röcheln hörten.

Die Schwägerin war die Erste, der Ohnmächtigen zu Hülfe zu kommen; da es ihr aber an Kräften gebrach, den schweren Körper allein aufzurichten, trat der Invalide hinzu, um ihr in ihrem menschenfreundlichen Bestreben beizustehen. Er bückte sich, legte beide Arme um die Taille der Ohnmächtigen und hatte sie halb von der Erde aufgehoben, als sie einen gellenden Schrei ausstieß und von Neuem besinnungslos hinfiel. Vater und Sohn sahen sich erschrocken an. „Wer ist die Dame?" fragte der Vater leise.

„Unsre Bonne," antwortete Herr Lorenz.

„Wie heißt sie?"

„Philippine Gulbig."

Der Invalide zuckte zusammen, warf einen flehenden Blick gen Himmel, drückte seinem Sohne die Urkunde in die Hand, in welcher ihm Pension und Anzüge gesichert wurden, und flüsterte, vor Angst und Aufregung zitternd: „Lassen Sie

mich verſchwinden — ein andermal! O, mein Herr und Vater!“

Die Bonne röchelte lauter als zuvor; Herr Lorenz ſprang hinzu, um ſeiner Thereſe beizuſtehen — und der Invalide ſtürzte mit einer Behendigkeit zur Thür hinaus und die Treppen hinunter, die einem Jüngling von 18 Jahren alle Ehre gemacht haben würde.

In demſelben Augenblicke, wo der Vater die Thür hinter ſich zuwarf, ſchlang aber die Bonne beide Arme um den Nacken des Herrn Lorenz und flüſterte ihm zwei Worte ins Ohr, die ihm einen ſo lauten und herzzerreißenden Jammerruf entlockten, daß die Schwägerin in die Kniee ſank und mit bebendem Kinn fragte, was ihm paſſirt ſei.

Herr Lorenz vermochte nicht zu antworten. Er zitterte am ganzen Körper, wie ein Espenlaub, die Haare ſtanden wild zu Berge, der Mund hing ſchlaff herab, die Kniee ſchlotterten und die Augen ſtanden ſtarr in ihren Höhlen.

„Wo iſt Dein Vater?“ fragte die Schwägerin mit matter Stimme.

„Er hat keinen Vater,“ wimmerte die Bonne.

Wo iſt Dein Vater?

„Wer wagt zu ſagen, daß er keinen Vater hat? Bonne, wie mögen Sie noch zweifeln?“

„Weil ich Gewißheit habe!“

„Gewißheit? Woher haben Sie Gewißheit?“

„Weil ich — ſeine — Mut — ter — bin!“

„Gott ſei meiner armen Seele gnädig!“ kreiſchte die Schwägerin.

„Mein Sohn!“ rief die Bonne.

„O, Jeſus Chriſtus!“ ſtöhnte Herr Lorenz.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Es herrſchte in dem Hauſe des Herrn Lorenz feierliche, ernſte Stille. Die Bonne lag im Mittelzimmer, die Schwägerin in ihrem und Herr Lorenz in ſeinem Bette. Die Verbindungsthüren ſtanden offen und Herr Güter ſchlich theilnehmend von dem einen Patienten zum andern, während Bertha ſich zur Pflegerin ihrer Tante, und Milchner ſich zum Troſtengel Herrn Lorenz' erklärt hatten. Die Bonne bedurfte der meiſten und ſorgſamſten Pflege, wollte ſich aber durchaus nicht von Herrn Güter bedienen laſſen, weil ihre Schüchternheit ſich allzuſehr gegen die Aufmerkſamkeiten eines männlichen Krankenwärters ſträubte. Es war daher Minna's, der Köchin ſchöner Beruf, ihr regelmäßig friſche Eisumſchläge um die

glühende Stirn zu legen und die vorgeſchriebenen Medicinen zu verabreichen.

„So nahe am Ziele,“ wimmerte die Schwägerin! Ach Bertha, mein armer, armer — armer Theodor! Er war ſo glücklich! Das Leben lächelte ihm ſo liebevoll entgegen — und ach! jede Hoffnung iſt zu Grunde gegangen!“

„Tröſte Dich, liebe Tante,“ ſagte Bertha — welche die Anſpielungen der Schwägerin nicht verſtand — „Onkel wird noch glücklich werden. Er iſt ja ſo gut!“

„Ja, er iſt gut! Wenn Du ihn geſehen hätteſt, Bertha, wie zärtlich er mit ſeinem vermeintlichen Vater war; wie er ſo ganz kindliche Liebe und Aufmerkſamkeit war — ach, mein Kind! Wenn ich doch nur erſt Gewißheit hätte!“ —

„Weigerte ſie ſich denn entſchieden, Ihren Vater zu nennen?“ fragte Dr. Milchner Herrn Lorenz, der auf dem Rücken lag und unverwandt den Glockenzug anſtarrte. „Hat ſie auch nicht eine Spur angeben wollen?“

„Nichts!“ ſtöhnte Herr Lorenz.

„Fiel ſie denn gleich in dieſen halbohnmächtigen Zuſtand?“

„Gleich!“

„Eigenthümlich!“ ſagte Dr. Milchner. „Ich habe Reimers inquirirt und von ihm die eidliche Erklärung bekommen, daß er keine Anſprüche auf Ihre Kindesliebe hat. Er iſt mit Ihrer Mutter anderthalb Jahre lang verlobt geweſen, hat aber ihrer Hand entſagt und ſie ſeitdem nicht wieder geſehen, bis zu jenem verhängnißvollen Morgen! Wenn aber Ihre Mutter wenigſtens das beſchwören wollte, daß die Befürchtungen Ihrer Frau Gemahlin unbegründet wären — ſo käme am Ende wenig darauf an, wer der Urheber Ihrer Tage iſt —“

Herr Lorenz blieb unbeweglich liegen und gab kein anderes Lebenszeichen von ſich, als daß er ſeine trockene, heiße Zunge mechaniſch zwiſchen den Lippen ſpielen ließ.

Minna brachte friſches Eis, füllte eine neue Blaſe und legte ſie behutſam auf die Stirn der Bonne.

„Wird's ein bischen beſſer, Fräulein?“ fragte die theilnehmende Köchin.

Die Bonne wiſchte mechaniſch einen Tropfen

Waſſer fort, der aus der Eisblaſe in ihren Mund zu laufen drohte.

„Noch keine Linderung? Fräulein ſehen doch beſſer aus, nicht mehr ſo erſchrecklich elend, wie heute Nacht! Na! die Nacht! Ich hätte nicht geglaubt, daß Herr Lorenz und Frau Lorenz bis zum Morgen leben würden.“

„Wie geht es ihnen jetzt?“ lispelte die Bonne.

„Beſſer. Madame ſpricht ſchon wieder mit Fräulein Bertha; aber der Herr iſt noch recht ſchlecht!“ —

„Allegro, liebe Couſine,“ ermahnte Herr Güter. „Wer wird ſich ſo grämen! Warum dieſe Trennung von Ihrem Gatten? Habt Ihr Euch erzürnt, meine Lieben, ſo ſöhnt Euch wieder aus! Was giebt es Schöneres auf Erden, als eine Verſöhnung zwiſchen Gatten? Sollen Milchner und ich Herrn Lorenz in ſeinem Bette herübertragen? Es wird ihm wohlthun, Ihr liebes Geſicht zu ſehen und ſich von Ihrem Wohlbefinden zu überzeugen.“

Die Schwägerin erröthete und drückte Bertha's Hand ſtärker.

Herr Güter nahm ihr Schweigen für Ein-

willigung und ſchlich behenden Schrittes in Herrn Lorenz' Zimmer. „Wir ſollen das Bett hinübertragen," ſagte er zu Milchner; „faſſen Sie das Kopfende an, ich will hier anpacken."

Herr Lorenz drehte mühſam den Kopf und blickte Herrn Güter fragend an.

„Verſöhnung wollen wir feiern, Vetter Lorenz! Corpo di dio! Wer wird ſo lange maulen! Angefaßt, mein lieber Milchner! So!"

Milchner that nur gar zu gern, was ſein Schwiegervater von ihm verlangte, und wenn die Laſt auch keine geringe war, ſo brachten die beiden kräftigen Männer doch ohne ſonderliche Anſtrengung das Bett des Herrn Lorenz neben das ſeiner treuen Thereſe. Als ſie das Mittelzimmer durchſchritten und bei dem Lager der Bonne dicht vorbei kamen, ſtreckte ſie die Hand nach ihrem Sohne aus; er erwiderte ihren Händedruck, während zwei dicke Thränen aus ſeinen halbgeſchloſſenen Augen herabrollten.

Als die beiden Betten neben einander ſtanden und die Ehegatten mit Hülfe ihrer Krankenwärter ſo zurecht gelegt waren, daß ſie ſich gegenſeitig in die Augen ſehen und ſich die Hände reichen konn-

ten, erhob Herr Güter ſeine Stimme und ſagte:

„Mein Vetter Lorenz und meine werthe Couſine! Was auch immer der Grund Eures Zerwürfniſſes geweſen ſein mag — vergeßt ihn und denkt ihm weiter nicht nach! Mann und Frau ſollen Eins ſein und uns unverheiratheten Leuten ein Beiſpiel der Liebe und Eintracht geben! Ich und mein Schwiegerſohn haben Euch ohne Euren ſpeciellen Befehl vereinigt, und eher ſoll dieſer Arm verdorren, ehe ich eins dieſer Betten wieder hinaustrage! Was zuſammen gehört, das muß zuſammen bleiben, und damit Baſta!“

Die Schwägerin kämpfte einige Minuten mit ſich ſelbſt. Endlich flüſterte ſie Bertha leiſe etwas ins Ohr, und im nächſten Augenblick war ſie mit ihrem Gatten und den beiden Freunden allein.

Was aber in dieſer Conferenz beſprochen wurde, hat Herr Lorenz uns nicht mitgetheilt.

Eine Stunde ſpäter ſchritt Herr Güter mit Bertha feierlich über den Jungfernſtieg und flüſterte ihr zu: „Es iſt trotz Allem und Allem ein großes Glück, einen Vater zu beſitzen, und wäre

es auch nur ein ſo närriſcher Kauz und armer Schlucker, wie ich einer bin!“

Bertha ſah ihm fragend ins Auge, Herr Güter richtete aber den Blick auf die Alſter und ſagte: „Dieſes prachtvolle Waſſer, meine Lotosblume, welches Hamburg einen Reiz verleiht, wie ihn kaum eine andere Stadt haben dürfte, hat ein ſpeculativer Kopf mit Schutt ausfüllen wollen, um die Speicher der Börſenmänner da aufzurichten, wo jetzt fröhliche glückliche Menſchen unter Sang und Klang auf- und abfahren und mit den ſtolzen Schwänen in die Wette rudern. Die thörichten Spießbürger haben den Plan des Ehrenmannes verworfen, weil ihnen der Anblick der ſchönen Natur lieber iſt, als eine Reihe von Speichern! Mir iſt bange vor den Hamburgern! Laß uns nach Hauſe gehen, mein Palmenblatt.“

Achtundzwanzigstes Capitel.

Es waren ſeit Bertha's erſtem Debüt mehrere Monate verfloſſen, die für Herrn Burk nicht zu den angenehmſten gehörten. Der Bruch mit Baron Wupdikutz kränkte ſein Ehrgefühl — oder richtiger ſeine Eitelkeit auf das Grauſamſte, und was faſt noch ſchlimmer war, er fühlte ſich plötzlich allein und hatte Niemanden, dem er ſein Herz erſchließen konnte. Wohl lebte er in Saus und Braus, wohl fuhr er mit Vieren über den Wall und den Jungfernſtieg, wohl gab er Feſte und Gaſtmähler, Bälle und Concerte, wohl erhielt er Beſuche von Vornehmen — aber es war in ſeinem innerſten Herzen eine Leere, die ihn wie ein böſes Geſpenſt verfolgte. Das waren aber nicht ſeine einzigen Leiden! Erneſtine konnte ſich

in die Entfernung des Barons nicht finden, und je öfter sie ihn an Alfreds Fenster sah, desto tiefer ward ihr Verlangen, ihn den ihrigen zu nennen, damit sie ihn zu einem vernünftigen Menschen machen könne. Statt ihn zu hassen und zu verachten, fing sie an, ein unwiderstehliches Verlangen nach ihm zu spüren; hätte sie lieben können, so würde sie ihn geliebt haben; da Gott aber ihr Herz der Gnade verschlossen hatte, trug sie nur ein heißes Verlangen nach ihm, wie ja auch der gefallene Engel von Sehnsucht nach einer ihm abtrünnig gewordenen Seele schmachten soll. Ernestine war ein unbefriedigtes Gemüth geworden und hing wie eine graue Regenwolke über dem Horizonte ihres Vaters. Verdrießlich und mißmuthig mischte sie sich unter die Gäste, welche tagtäglich ihr Haus füllten; mit Auguste war sie unfreundlicher und streitsüchtiger als je, und ihrem Vater warf sie seine Verschwendung in Ausdrücken vor, die ihn oft zu energischen Ausrufungen hinrissen. War nun Auguste auch das gerade Gegentheil ihrer ältern Schwester, so besaß sie doch gerade die Eigenschaften, welche dem Vater bei seiner reizbaren Gemüthsstimmung

am allerwenigsten zusagen konnten. Sie war immer heiter, immer zu witzigen Bemerkungen aufgelegt, reizte ihn zu neuen Ausgaben und klatschte in die Hände, wenn er beim Pharao eine Geldrolle nach der andern einsetzte und verlor. Ihr Herz war bei Alfred und ihrem Schmuck, und da Alfred den ganzen Tag über am Fenster saß und in der Telegraphie überraschende Fortschritte machte, der Schmuck aber von Herren und Damen gleich sehr bewundert wurde, fehlte ihr zu ihrem Glücke nichts, und es wäre mehr als barbarisch gewesen, wenn man von ihr verlangt hätte, daß sie ihrem „griesgrämigen Vater“ und dem „dummen, alten Vogel“ auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenken sollte.

Weil aber Niemand, selbst ein Burk nicht, ohne einen Freund leben kann, dem er sein Herz rücksichtslos aufschließen darf; und da Salomon Hirsch nie aufgehört hatte, dem Herrn Baron mit hündischer Unterthänigkeit zu schmeicheln, war allmälig ein Verhältniß zwischen dem reichen Börsenbaron und dem armen Juden entstanden, das einigermaßen für das durch Baron Wupdikutz' „impertinentes Wesen“ abgebrochene Freundschafts-

band Erſatz leiſtete. War ja doch Salomon der Erſte geweſen, die ſchlummernde Eitelkeit in dem Buſen des Geſchäftsmannes zu wecken; war er es ja geweſen, der ihm zuerſt die Idee eingegeben hatte, ſich zum Baron ernennen zu laſſen! Freilich konnte Salomon nicht den feinen und geriebenen Baron Wupdikutz erſetzen, aber er konnte ſchmeicheln, ſich grob behandeln laſſen, über Wupdikutz ſchimpfen helfen, und Herrn Burk rapportiren, wie ſehr er von den Hamburgern bewundert wurde. Herr Burk war in der Schule ſeines polniſchen Freundes nicht ungelehrig geweſen; er hatte gelernt, über ein Pferd und eine Tänzerin zu ſprechen und da Salomon weder von Reiten noch von Tanzen einen Begriff hatte, aber wie alle Juden — den ſchmierigſten polniſchen Juden nicht ausgenommen — über nichts lieber ſprechen hören, als über ein ſchönes Pferd und eine elegante Tänzerin, ſo hatte Herr Burk den großen Vortheil, daß er über ein Thema ſprechen konnte, das den gehorſamen Zuhörer nicht ermüdete, ihm ſelbſt aber ein bedeutendes Uebergewicht über den Juden gab. Salomon wurde Herrn Burk allmälig unentbehrlich und erſchien faſt jeden Mor-

gen, um dem gnädigen Herrn Baron ſeine unterthänige Aufwartung zu machen.

Bei dieſen Levers wurde aber nicht bloß von Pferden und dergleichen geſprochen; Herr Burk hatte in letzter Zeit ſehr viel Unglück im Spiel gehabt und klagte bisweilen, freilich mit einem ariſtokratiſchen Lächeln, über die Summen, die er nach und nach verjubelt hatte. Nun traf es ſich aber, daß Salomon ein gutes Gedächtniß für Zahlen hatte, und daß er that, was Herr Burk zu thun unterließ — daß er genaue Rechnung über die Ausgaben des gnädigen Herrn führte. Er hatte ſich ein eigenes Büchelchen angelegt, in welchem der Preis der Pferde, Equipagen, Bilder, Statuen u. ſ. w. neben den häufig wiederkehrenden Verluſten aufgezeichnet wurden, und aus dieſem Büchelchen berechnete er, daß Herr Burk, außer den 800,000 Mark für die Domainen in Schweden ſchon 3—400,000 Mark theils unnütz verausgabt, theils im Spiel verloren hatte. Der Fürſt Käſemofsky hatte allein an einem Abende 50,000 Mark gewonnen, und da die Spielwuth des Herrn Burk ſich in dem Verhältniſſe ſteigerte, in welchem er von den Schmarotzern ausgeſogen

wurde, die ſein Haus belagerten, ſtand zu erwarten, daß ſein Baarvorrath bald erſchöpft ſein würde. Dieſer Augenblick war es, den Salomon Hirſch herbeiſehnte. Er hatte bei dem Ankauf der Gewehre für Amerika eine hübſche Summe verdient; der Ankauf der ſchwediſchen Domainen hatte ihm 50,000 Mark eingetragen, (die Hälfte des Profits war in die Hände des Baron Wupdikutz übergegangen —) und Salomon ſah ſich demnach in der Lage, „einem Cavalier, der in Geldverlegenheiten gerathen war," Vorſchüſſe zu leiſten. „Habe ich ihn erſt ſo weit," dachte Salomon, „daß er von mir muß borgen, dann werde ich ſehen, ob ſich nichts läßt machen mit den Domainen. Gott, wenn ich könnte machen einen Rebbes und kriegen eins von die Güter in Schweden! Wie wollt' ich mir machen nobel und fahren im Wogen!"

Der Umſtand, daß Herr Burk in ſeiner frühern Stellung keine Freunde oder genauere Bekannte gehabt, ſondern ein höchſt einförmiges und unerquickliches „Geſchäftsleben" geführt hatte, kam allen denen, welche auf ſein Geld ſpeculirten, ſehr zu ſtatten. Es war Niemand da, der ihm

zurufen konnte, inne zu halten; im Gegentheil, Alle die mit ihm in Berührung kamen, trieben ihn ſpornſtreichs dem Abgrunde zu. Die Einzige, die ihn hätte retten können, Erneſtine, verträumte ihre Tage am Fenſter und vergaß über den Baron Wupdikutz ſogar das Anſchreiben der täglichen Ausgaben für Milch und Suppenkraut.

Wir haben ſchon mehrfache Gelegenheit gehabt, die Furcht Herrn Burks vor einer Blamage zu erwähnen; er zitterte wie ein Kind vor dem Gedanken, irgend etwas ſagen oder thun zu können, wodurch er ſich blamiren würde. Dieſe Schwäche war vielleicht das Einzige, was ihm von ſeinem früheren Leben als Kaufmann anklebte; er war es gewohnt geweſen, ſeinen Bart nach dem Börſenreglement zu ſtutzen, ſich nach dieſem Reglement zu kleiden und zu ſchneuzen und Alles ängſtlich zu vermeiden, was irgendwie die Aufmerkſamkeit der übrigen Börſenmänner auf ihn hätte lenken können. Er wußte, daß ein Börſenmann kein ſelbſtſtändiges Individuum, ſondern nur ein Glied in der groſſen Kette iſt, die durch gegenſeitiges Feſthalten an Procenten erſtarkt, aber kein fremdes Element unter ſich duldet. Wie er

nun in früheren Tagen ſich lieber auf der Sternſchanze bei Hamburg hätte köpfen laſſen, als daß er mit einem Schnurrbart auf der Börſe erſchienen wäre, ſo war er in ſeinem neuen Stande vor nichts ſo bange, wie vor der Gefahr, ſich zu blamiren. Das Wort allein verſetzte ihn in nervöſe Aufregung — und dennoch hatte er ſich durch ſeinen Brief und die Geldſendung an die Gutero unſterblich blamirt! Tauſende würde er drum gegeben haben, wenn er die Sache hätte rückgängig machen können; — und da er es nicht konnte, nagte ein Wurm an ſeinem Herzen, der durch jeden neuen Erfolg Bertha's, durch jedes lobende Urtheil, das über ſie gefällt wurde, neue Nahrung erhielt. Zu ſeinem Unglücke feierte Bertha aber unausgeſetzt neue Triumphe; zu ſeinem Unglücke widerhallte ihr Lob in jeder Geſellſchaft, in jeder Zeitung. Ihr Bild und ihr Brief verfolgten ihn unaufhörlich und trieben ihm das Blut in die Wangen, und da er nicht geiſtige Kraft genug beſaß, um ſeine ſchöne Nichte perſönlich um Verzeihung zu bitten und ſich durch dieſen Schritt Ruhe zu verſchaffen, verfiel er den Einflüſterungen des Juden Hirſch, der ihm rieth, gegen Gemüths-

beklemmungen eine „Herzstärkung" zu nehmen. Das Mittel half allerdings für kurze Zeit, hatte aber den großen Nachtheil, daß Herr Burk dem Champagner übermäßig zusprach, um sich in heitere Stimmung zu versetzen, und im Champagnerrausche bedeutendere Summen verlor, als sich mit den Finanzen eines Nabob vertragen hätte. Je mehr Champagner Herr Burk trank, je mehr Geld er verspielte und je mehr unsinnigen Aufwand er machte, desto quälender wurde ihm die Erinnerung an Bertha, die ihn wie der Geist Banquo's verfolgte. Der bedauernswerthe Millionair war so sehr Sclave seiner Schmarotzer geworden, daß er allwöchentlich mit ihnen die Oper besuchen und Bertha singen hören mußte; und obgleich er von Spiel und Gesang nichts, oder so gut wie nichts verstand, machte die gefeierte Sängerin doch einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz. Von seinen Freunden auf die unvergleichlichen Vorzüge seiner eigenen Nichte aufmerksam gemacht, begann er allmälig sie zu bewundern, und er würde sich sterblich in sie verliebt haben, wenn er sich nicht unsterblich vor ihr blamirt hätte.

Aber ſelbſt wenn er ſich der Gefahr klar bewußt geweſen wäre, die ſeinem Herzen drohte, würde er ſie ſeinem Vertrauten Salomon Hirſch nicht verrathen haben. Ein Burk hält es für eine Schande, oder doch für eine lächerliche Schwäche, ſich zu verlieben, und wenn er das unpraktiſche Gefühl nicht unterdrücken kann, ſo verheimlicht er es wenigſtens, um in den Augen der andern Burks nicht ſeinen Credit zu verlieren.

Herr Burk war alſo auf dem beſten Wege, ſich zu Grunde zu richten und ein Opfer ſeiner Eitelkeit zu werden, als ein Ereigniß eintrat, welches wir uns beeilen wollen, dem Leſer mitzutheilen.

Erneſtinens Geburtstag ſollte gefeiert werden. Das reizende Mädchen hatte nach alter Gewohnheit ihre Wünſche aufgeſchrieben und den Zettel in die Hände ihrer Schweſter niedergelegt, die wiederum nicht verfehlt hatte, dem Vater die kindliche Bitte ſeiner Erſtgeborenen zu überreichen.

In früheren Zeiten hatte das praktiſche Mädchen um einen ſilbernen Fingerhut, ein Dutzend Taſchentücher oder ſonſtige Gegenſtände gebeten;

heute war es anders. Lange hatte ſie mit ſich ſelbſt gekämpft, bis ſie endlich mit zitternder Hand — „Baron Wupdikutz“ ſchrieb.

Herr Burk rieb ſich die Augen und glaubte, nicht recht geleſen zu haben; aber wie ſehr er auch rieb, der Name ſtarrte ihm immer von neuem entgegen.

„Erneſtine ſoll herkommen,“ ſchnarrte er Auguſte entgegen. „Gleich auf der Stelle ſoll ſie kommen.“

Die Gerufene erſchien und fragte den Vater nach ſeinem Begehr.

„Haſt Du Dir den Baron gewünſcht?“ fragte Herr Burk mit zornglühenden Augen.

„Ja!“ antwortete Erneſtine mit zitternder, aber lauter Stimme.

„Habe ich Dir nicht befohlen, ihn zu vergeſſen? Habe ich Dir nicht verboten, ſeinen Namen zu nennen?“

„Ja! Das haſt Du!“

„Und willſt Du mir nicht gehorchen? Ich frage, ob Du mir gehorchen willſt? Ja oder Nein?“

„Nein!“

„Wie? mir das? Ungehorsam und Rebellion? Mein eigenes Kind? Mein Fleisch und Bein?“

Ernestine warf ihrem Vater einen ihrer grauen Blicke zu und verzog hohnisch den Mund. „Das Denken und Wünschen kannst Du mir nicht verbieten, Papa, und daß Du es nur weißt, ich denke viel an den Baron und wünsche ihn mir zu meinem Geburtstage.“

„Hat je ein Mensch dergleichen gehört?“ rief Herr Burk, vor Wuth auf den Tisch schlagend. „Sie wünscht sich zu ihrem Geburtstage einen Mann, und was für einen — den hergelaufenen, luftigen, windigen —“

„Mache es nicht zu arg, Papa! Hergelaufen ist er nicht, sondern von Dir ins Haus gebracht und mit großen Ehren behandelt —“

„Aber windig ist er und luftig und —“

„Es hat Jeder seine Fehler, Papa! — Mag er aber sein, wie er will; ich wünsche, daß er zu meinem Geburtstage eingeladen werde, damit ich Gelegenheit finde, mit ihm zu sprechen.“

„Willst Du denn den Hans Hasenfuß heirathen?“

„Das geht Dich nichts an, Papa. Ich will

ihn ſprechen; er ſoll eingeladen werden, damit ich ihn ſprechen kann!"

Herr Burk blies die Backen auf und ging wie ein gereizter Kampfhahn im Zimmer auf und ab.

„Nach dem, was zwiſchen mir und jenem Wicht vorgefallen iſt, wagſt Du es mir zuzumuthen, daß ich ihn einladen ſoll, an meiner Tafel Platz zu nehmen? Iſt alles noble Gefühl aus Deinem Herzen heraus? Schämſt Du Dich nicht?"

Erneſtine ließ ſich durch die Heftigkeit ihres Vaters nicht einſchüchtern, und da ſie aus Erfahrung wußte, daß er ſie mehr fürchtete, als ſie ihn, blieb ſie ihm keine Antwort ſchuldig.

„Ich habe mein zweiundzwanzigſtes Jahr erreicht, bin mündig und kann mein mütterliches Erbtheil antreten," ſagte ſie. „Willſt Du den Baron nicht einladen, ſo gehe ich zu Tante Lorenz und bitte ſie, ihn einzuladen. Geladen wird der Baron, magſt Du wollen oder nicht, Papa, und ich denke, daß ich mich bei der guten Tante vielleicht beſſer amüſiren werde, als hier!"

„Bei Tante Lorenz? Bei meiner Schwägerin?

Sieh mal an! Aber ich will einen Riegel vorſchieben. Ich will mir Ruhe verſchaffen, ſo wahr Gott lebt, ich werde Ruhe haben. Mir aus den Augen, Erneſtine! Geh auf Dein Zimmer, Mädchen. Ich will Dich nicht ſehen. Auguſte ſoll herkommen! Hörſt Du nicht — Auguſte ſoll kommen."

Erneſtine ging, nachdem ſie ihrem Vater einen wüthenden Blick zugeworfen, ins Nebenzimmer und ſagte ihrer Schweſter, daß Papa ſie zu ſprechen wünſche. „Hat er Eile?" fragte Auguſte, die ſich wie gewöhnlich am Fenſter mit Alfred unterhielt. „Ich weiß nicht," antwortete Erneſtine, indem ſie ſich vor den Spiegel ſtellte und das Haar aus dem Geſicht ſtrich. „Papa iſt heute wieder recht liebenswürdig!"

„Dein auf ewig," telegraphirte Auguſte, als die Thür aufgeriſſen wurde und Herr Burk mit donnernder Stimme rief: „Willſt Du kommen, wenn ich Dich rufen laſſe? Willſt Du?"

Auguſte drehte neckiſch das Lockenköpfchen, warf die Lippe in die Höhe und ſagte: „Buh, Papa, wie zornig!"

„Wirſt Du kommen?" wetterte Herr Burk.

„Ich komme ſchon," antwortete ſie, nachdem ſie Alfred verſtohlen einen Kuß zugeworfen — „hier bin ich, Papa, was giebt es denn? Du ſiehſt ja ſchrecklich böſe aus!"

„Auguſte!" ſagte Herr Burk, indem er die Thür hinter ihr zuſchlug, — „Auguſte, ich will Ruhe haben. Höre mich an! Erneſtine hat Dir einen Wunſchzettel gegeben. Weißt Du, was ſie ſich wünſcht? Den Baron!"

„Den Baron?"

„Ja, den Baron! Ich ſoll ihn zum Eſſen einladen, weil ſie mit ihm ſprechen will!"

„Nun?"

„N—u—n? Bei Gott, Ihr macht mich wahnſinnig! Wie kannſt Du „nun" fragen! Ich will den Verräther nicht ſehen, und ich kann es nicht ertragen, daß die vernünftige und praktiſche Erneſtine mir ſolche Streiche ſpielt. Kinder, was ſoll aus uns werden, wenn das ſo fortgeht!"

„Verheirathe uns, Vater, dann biſt Du uns los," antwortete Auguſte mit einem koketten Lächeln.

„Am Ende möchteſt Du auch den verfluchten Kerl, den Wupdikutz heirathen?"

„Bitte, Papa — ich habe beſſern Geſchmack! Wenn ich mal heirathe, ſo nehme ich einen Lieutenant.“

Herr Burk fuhr drei Schritte zurück, griff ſich mit beiden Händen nach dem Kopf und blickte ſeiner Tochter mit der äußerſten Beſtürzung in das lächelnde Geſicht.

„Ja, Papa, warum ſoll ich nicht einen Lieutenant heirathen? Ich kenne einen, der Dir gewiß gut gefallen würde.“

„Immer beſſer! Am Ende ſoll ich den auch noch einladen? Aber — hier ſtieß Herr Burk einen Fluch aus — ich ſchaffe mir Ruhe. Meint Ihr, daß ich meine Pläne alle durch Euch ſoll zu Schanden machen laſſen? Ihr heirathet, wen ich will und damit Baſta!“

„Wen ich heirathen werde, weiß ich,“ antwortete Auguſte ſpöttiſch lächelnd. „Mach nur keinen Lärm, Papa — es nützt doch nichts; mein Geliebter heißt Alfred.“

Herr Burk vermochte ſich nicht zu faſſen. Er ſprang auf Auguſte zu und würde ſich wahrſcheinlich an ihr vergriffen haben, wenn nicht plötzlich

die Thür aufgegangen und niemand anders, als die Schwägerin eingetreten wäre.

Der unerwartete Anblick wirkte auf Herrn Burk wie ein elektrischer Schlag. Er schrumpfte zusammen und stieß einen kläglichen Stoßseufzer aus.

„Guten Morgen, Herr Burk," sagte die Schwägerin.

„Was führt Sie in das Haus des Baron Burk?" fragte er mit mühsam erkämpfter Fassung.

„Ich will Herrn Burk fragen, wer die hundert Mark bei ihm deponirt hat, welche mein Gatte Theodor Lorenz am 16. Mai 1831 bei ihm gehoben hat. Ich will Gewißheit, Herr Burk."

„Soll ich Matthis rufen lassen? Wollen Sie mich insultiren?"

„Geh hinaus, Auguste," sagte die Schwägerin, „ich habe mit Deinem Vater allein zu sprechen, geh, Kind." Als Auguste, die nur gar zu froh war, sich zurückziehen zu dürfen, die Thür hinter sich zugeworfen, hub die Schwägerin von Neuem an: „Wenn Sie Matthis rufen lassen, so werde ich ihn fragen, an wen er Liebesbriefe

und hundert Ducaten gebracht hat, und wenn er es mir verrathen haben wird, werde ich es in die Zeitungen rücken."

„Unterstehen Sie sich," sagte Herr Burk.

„Ich werde das thun, Herr Burk, ich könnte noch mehr thun, Herr Burk — aber ich könnte auch schweigen, wenn Sie mir sagen, wer das Geld deponirt hat. Ich will Gewißheit, damit dieses Herz endlich Ruhe findet. Sie sollen diesem Herzen Ruhe schaffen, Herr Burk!"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich der Baron von Burk bin, und daß ich mir ausgebeten haben will, daß Sie mich in meinem eigenen Hause nicht insultiren —".

„Larifari, Baron hin, Baron her! Geben Sie diesem Herzen Ruhe, Herr Burk, und lassen Sie sich meinetwegen Herzog oder Kronprinz nennen; Sie bleiben doch immer, was Sie sind — der Herr Burk."

Herr Burk hatte sich noch nie so elend gefühlt. Das Unglück stürmte von allen Seiten auf ihn ein und nirgends fand er einen Haltpunkt, an den er sich in seiner Herzensverzweiflung anklammern konnte. Selbst sein gewöhn-

licher Schwur, daß er ſich Ruhe verſchaffen wolle, glitt an der Schwägerin ab, ohne den geringſten Eindruck auf ſie zu machen.

„Wer hat das Geld deponirt?“ fragte ſie.

„Schwägerin,“ ſagte Herr Burk, vor Aufregung zitternd — „es giebt ein Unglück!“

„Ja, es könnte ein Unglück paſſiren, Herr Burk; es kann Vieles paſſiren, Herr Burk.“

„O mein Herr und Vater, ja! Bringen Sie mich um, Schwägerin — aber laſſen Sie mich das nicht wieder hören; ich kann es nicht ertragen! Ich bin mürbe, mürbe wie ein gebratener Apfel — laſſen Sie mich in Ruhe!“

„Sagen Sie mir, wer das Geld deponirt hat, und ich will Ihre Ruhe nicht wieder ſtören.“

„Auch nicht Matthis fragen —?“

„Auch nicht Matthis fragen!“

„Schwören Sie es mir?“

Die Schwägerin nickte bejahend mit dem Kopfe. Auch ſie war ſo aufgeregt, daß ſie kaum zu athmen vermochte; denn jetzt endlich ſollte ſie ja Gewißheit erlangen! Endlich!

„Das Geld wurde deponirt von —“

Die Schwägerin drückte beide Hände aufs Herz und war einer Ohnmacht nahe —

„Deponirt von einer Perſon, die mir den Schwur abnahm, zu ſchweigen; aber ich will meinen Schwur brechen, weil ich mir Ruhe verſchaffen muß; ich habe den Namen in meinem Hauptbuche — wenn ich nicht irre, hieß die Perſon —"

Die Schwägerin ſank vor Herzklopfen in einen Lehnſtuhl —

„Philippine Gulbig."

Das war der Schwägerin zu viel! Die Arme hatte alle Künſte angewandt, um der Bonne das Geheimniß zu entlocken — aber vergebens. Das Bett des Herrn Lorenz ſtand wieder in ſeinem Zimmer. Nach langem innern Kampfe war ſie zu dem Entſchluß gekommen, das Haus ihres Schwagers zu betreten und von ihm die Gewißheit zu erlangen, die er am beſten geben konnte, und deren ſie ſo ſehr bedurfte. Sie hörte aber aus ſeinem Munde nur die Beſtätigung deſſen, was allein hinreichend war, um ſie in den Abgrund der Verzweiflung zu ſtürzen.

Bewegungslos blieb ſie im Lehnſtuhle liegen,

die Farbe verſchwand aus ihren Wangen, der Blick war gläſern und gebrochen.

Eine Zeitlang wurden dieſe Symptome von Herrn Burk nicht bemerkt, weil er in ſeinem Hauptbuche nachſchlug, um ſich zu überzeugen, ob er den richtigen Namen genannt habe; als er aber das Auge aufſchlug und ſeine Schwägerin leblos im Stuhle liegen ſah, überkam ihn eine entſetzliche Angſt und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſämmtliche Hausgenoſſen herbeizurufen.

Der Jammer im Hauſe war groß, denn die Schwägerin war trotz ihres Conjunctivs eine theilnehmende Hausgenoſſin geweſen, deren Vorzüge erſt Anerkennung fanden, als ſie das Haus verlaſſen hatte. Erneſtine und Auguſte knieten weinend und jammernd neben ihrem Lehnſeſſel, Köchin und Stubenmädchen machten ihr die Kleider auf, Herr Burk begoß ſie mit Eau de Cologne, aber trotzdem, daß er ihr händevoll in die Augen ſpritzte, blieb ſie bewegungslos mit weit geöffnetem Munde liegen.

Endlich kam ein Arzt, den Matthis in aller Eile aufgefunden hatte. Er unterſuchte die Schwägerin genau, ließ ſich erzählen, was vorgegangen

ſei und erklärte, daß eine momentane Lähmung des nervus pneumogastricus und sympathicus eingetreten, daß äußerſte Ruhe und ſorgſamſte Behandlung erforderlich ſeien, und daß namentlich alle ſtörenden Eindrücke vermieden werden müßten.

„Sie muß vorſichtig ausgekleidet und in ein warmes Bad geſetzt und dann ſofort in Decken eingewickelt und zur Ruhe gebracht werden. Hier dies Sopha —"

„Ums Himmels willen, Herr Doctor! Soll das Alles in meinem Hauſe vor ſich gehen?" rief Herr Burk in äußerſter Beſtürzung.

Die Dame kann nicht transportirt, ja nicht einmal aus dem Zimmer geſchafft werden," antwortete der Arzt, wenn Sie nicht die Verantwortung auf ſich laden wollen, ihr Mörder zu ſein. Schicken Sie je eher, je lieber zu ihren nächſten Anverwandten, wenn ſie deren beſitzt; ihr Zuſtand iſt im höchſten Grade gefährlich."

„Herr! Herr!" ſeufzte Herr Burk, „du prüfſt Deinen Knecht ſchwerer, als er es zu tragen vermag!"

Neunundzwanzigstes Capitel.

Wir wollen die Schwägerin der liebevollen Pflege Herrn Burks einſtweilen überlaſſen. Es drängt uns, Bertha zu beſuchen, die nicht mehr in dem kleinen Häuschen am Hafen, ſondern in einem reizenden Gartenhauſe an der Alſter wohnt und alle kleinen Wünſche ihres Vaters mit liebender Sorgfalt erfüllt hat. Schon das Aeußere des Hauſes macht einen eigenthümlich angenehmen Eindruck. Der Epheu und die Schlingroſen, die ſich an die Mauer anſchmiegen, ſehen ſo gepflegt und verhätſchelt aus und gucken ſo ſehnſüchtig durch die blanken Fenſterſcheiben in das Wohnzimmer hinein, die Blumen vor dem Hauſe duften ſo prächtig, das Gras iſt ſo ſaftig und friſch, die Nachtigallen ſchlagen ſo ſchön in den blühenden

Hecken — das Ganze iſt ſolch ein Bild des Friedens und des Glücks, daß man ein Burk ſein müßte, wenn man nicht den kleinen bloudköpfigen Knaben, der eben mit einem großen Butterbrode aus dem Hauſe herauskommt und jubelnd ſeinen Gefährten zeigt, was ihm geſchenkt worden iſt, fragen wollte, wer in dem ſchönen Hauſe wohne? „Das weißt Du nicht einmal?“ antwortet der kleine Schelm: „Fräulein Güter!“

„Und holſt Du Dir oft ein Butterbrod bei Fräulein Güter, mein liebes Kind?“

„Wir Alle holen Brod und Kuchen und Geld — das weißt Du nicht?“ frägt der Kleine, ganz verwundert über unſere Unwiſſenheit.

Doch, mein Kind, wir wiſſen Alles! Wer ſelbſt die letzte Krume mit ſeinem Kinde getheilt und vor Freude über das Glück des kleinen Engels ſatt geworden, weiß, wie ſelig das Geben iſt. —

Wir treten in das Haus. Es iſt ein warmer Sommertag, alle Thüren ſtehen offen. In dem vordern Zimmer ſitzt Bertha am Fenſter; ſie ſchielt bald nach ihrem Vater hinüber, bald tändelt ſie mit ihrem Canarienvogel, dem es nicht

wohl iſt, wenn ſeine Herrin nicht freundlich mit ihm ſcherzt.

Es iſt ein rührender Anblick, den alten Mann in einem bequemen Lehnſtuhl liegen und leſen zu ſehen. Er hat Immermanns Münchhauſen in der Hand und lieſt von Oswald und Lisbeth; er zerdrückt eine Thräne, legt das Buch auf den nebenſtehenden Tiſch und ſagt: „Es iſt wunderbar, mein Palmenblatt, wie mich die Schilderung dieſer Lisbeth ergreift. Ich habe das Buch ſchon oft geleſen, aber je öfter ich mich hinein vertiefe, deſto mehr ergreift mich die einfache Schilderung. Was iſt es aber, was mich ſo allmächtig durchſchauert, wenn ich leſe, daß ein armes Findelkind einen reichen, vornehmen, und was noch mehr iſt, einen herrlichen Mann feſſelt und beglückt? Die große Menge, meine Lotosblume, lieſt das und denkt entweder gar nichts dabei, oder rümpft die Naſe über das Glück der armen Dirne, die plötzlich eine reiche Gräfin wird. Ich aber, und drei oder vier Andere kümmern uns den Kuckuk um Oswalds Grafentitel, weinen aber vor Freude, wenn wir ſehen, daß die weibliche Tugend den Sieg erringt. Ich könnte Jahrelang im Zucht-

hauſe ſitzen und glücklich ſein, mein Lilienſtengel, wenn ich zwei oder drei ſolcher Bücher hätte, die ich dann abwechſelnd leſen und auswendig lernen würde. Da ich aber, Gott ſei es gedankt, nicht im Zuchthauſe, ſondern in einem Feentempel wohne, den Du holder Engel mir mit Deiner rührenden Liebe geſchmückt haſt, und ganze Schränke voll der herrlichſten Bücher habe, ſo kennt in Wahrheit mein Glück keine Grenzen! Und doch fehlt mir zu meinem Glücke etwas."

Bertha blickte ihren Vater fragend an, er fuhr aber fort: „Unterbrich mich nicht, Bertha, denn wenn Du mich mit Deinem großen Auge anblickſt und mich frägſt, was mir fehle — Kind, wie könnte ich da anders, als Dir um den Hals fallen — drum ſieh mich nicht an, Bertha, ſondern laß mich ſchwatzen. Ich ſagte, daß zu meinem Glücke etwas fehle. Weißt Du, meine Lotosblume, was mir fehlt? Etwas Unglück, mein Kind! Als ich arm war und darbte, war ich glücklich, wenn ich auf meinem harten Strohlager die Augen zukniff und mir ausmalte, was ich Alles thun würde, wenn ich in der Lage wäre, Anderen mitzutheilen. Jetzt, mein Kind, bin ich

in der Lage! Du ernteſt reichen Lohn, das Gold fließt uns zu, wir können armen Nebenmenſchen helfen, ich habe ſomit das Höchſte erreicht, wornach ſich ein guter Menſch ſehnen darf — aber ich wälze mich nicht mehr auf meinem harten Lager, habe keine ſchlafloſen Nächte, fühle keinen Hunger, bin alſo nicht mehr in der Lage, meine ſeligen Träume fortzuſetzen. Wehe mir, mein Kind, wenn Du mich ſo glücklich machteſt, daß ich nichts mehr zu wünſchen hätte; ich wäre dann der Aermſten einer!“

Bertha hatte ihrem Vater ſchweigend zugehört; die warme Herzensgüte, die ſich in Allem, was er ſprach und that, kundgab, entlockte ihr eine Thräne.

„Du weinſt,“ fragte Herr Güter, raſch vom Stuhle aufſpringend, „Du weinſt, Bertha, und ich bin der Urheber Deiner Thränen! Gerechter Himmel, Kind, wäre es möglich, daß Du mich mißverſtanden hätteſt? Glaubſt Du, ich ſei unzufrieden, hege noch irgend einen Wunſch? O ſprich, mein reizendes Mädchen, ſage mir, womit ich Dich gekränkt, damit ich Deine Hände küſſen kann.“

„Du mich kränken, mein Herzensvater?“ ſagte Bertha, indem ſie ſeinen Nacken umſchlang und ihm ſelig lächelnd in die Augen blickte. „Du Deine Bertha kränken? Nein, mein theuerſter Vater! Von dem Augenblicke, da mein Bewußtſein und mein Erinnerungsvermögen erwachten, iſt mir Deine rührende Liebe in ewig gleich ergreifendem Maße zu Theil geworden; ich habe die Seufzer gehört, die Du Nachts — wenn Du mich im tiefen Schlafe wähnteſt — gen Himmel ſchickteſt; ich habe in Deinem Herzen geleſen, Vater, und weiß, was darin geſchrieben ſteht. Wie Du für mich, ſo habe ich nur für Dich gelebt, und wenn ich jetzt auch die Pflicht übernommen, einen andern Mann zu lieben, ſo habe ich es nur gethan, weil ich weiß, daß Milchner ſich mit mir vereinigen wird, um Dich auf den Händen zu tragen. Darum hoffe und träume noch, mein theuerſter Vater. Hoffe auf Deinen liebevollen Sohn — hoffe, Vater, auf Deine Enkel, die um Deine Liebe buhlen werden, unterrichte ſie, wie Du mich unterrichtet haſt und werde ihr Abgott, wie Du der meine warſt, biſt und bleiben wirſt.“

Herr Güter faßte Bertha's Hände und blickte ihr lange ſchweigend in das liebeglühende Geſicht. Todtenbläſſe überzog ſein Antlitz und nur mit ſichtbarer Anſtrengung ſtammelte er: „Kind, Kind, ich war ein großer Sünder! — Aber wünſchen will ich mir doch etwas! Ich will wünſchen, daß ein Mann, und wäre es Herkules ſelber, zu mir ins Zimmer träte und Dir weniger Hochachtung bewieſe, als ein chineſiſcher Mandarin der Kaiſerin von China! Ich würde ihn zwingen, vor Dir auf den Knieen zu rutſchen — denn ich fühle eine Kraft in meinen Armen, Bertha, eine Kraft, der ein afrikaniſcher Löwe erliegen müßte. Ja, ich bin glücklich, meine Lotosblume, unbeſchreiblich, unausſprechlich glücklich, und wenn ich an die Zukunft denke, Bertha — Kind, Du machſt Deinen alten Vater noch närriſch.“

Herr Güter gab Bertha einen zärtlichen Schlag auf die Schulter, faßte ſie um den ſchlanken Leib und ging im Zimmer mit ihr auf und ab. „Die Oelgemälde hängen in einer ſüperben Beleuchtung,“ ſagte er, „namentlich dies Seeſtück! Ich kann nicht müde werden, die einſame Möve anzuſchauen, die hunderte von Meilen von ihrem

Reſte entfernt, in den empörten Ocean niedertaucht, um einen armſeligen Häring zu fangen. Man könnte melancholiſch werden, wenn man der Sache nachdenkt. — Siehſt Du, die Moosroſe iſt heute aufgeblüht. Dein Ebenbild, meine Lotosblume! Gott ſegne Euch alle Beide! — Nun, was hat denn Dein Hänschen? Will er immer verzogen und gehätſchelt werden? Haſt recht, Canarienvogel, laß Dich von ihr verziehen! Willſt Du mich beißen? Biſt Du eiferſüchtig? — Sieh mal meinen Bücherſchrank an, wie die alten lieben Bücher mir entgegen lächeln! Ich habe mich oft nach den alten Freunden geſehnt — und jetzt, da ich ſie habe, komm' ich vor lauter Glück nicht dazu, ſie zu leſen! — Wie der Regen der letzten Nacht die ganze Natur erfriſcht und verjüngt hat! Sieh nur, wie draußen Alles grünt und blüht! Hörſt Du Deine Nebenbuhlerin, die Nachtigall? Wie ſchön, Kind, iſt die Welt! Welch unnennbares Glück kann ein armes Menſchenherz faſſen! Und was ſind wir Menſchen? Ich denke mir oft, daß ich hoch oben im Aether ſchwebe und dieſe miſerable Citrone, die wir Menſchen eine Welt nennen, vor meinen Augen im Kreiſe um-

herfliegen ſehe. Wie jämmerlich iſt dann Alles! Die Menſchen laufen auf dem fliegenden Ballen geſchäftig hin und her, machen ſich breit und disputiren über Gottesgnadenthum — und wenn ein rechter Windſtoß kommt, ſo wirbelt er ein halb Dutzend der hochmüthigen Knirpſe von der Oberfläche der Erde weg und führt ſie nach dem Sirius oder einem andern Sterne, wo ſie von den Eingeborenen in Spiritus geſetzt und als eine eigene Species von Eidechſen gezeigt werden. Die Welt, mein Palmenblatt, iſt nur ſo lange ſchön, wie wir unſerer eigenen Unbedeutendheit bewußt bleiben und Gott über Alles lieben. So wie wir aber anfangen, uns ſelbſt für etwas Rechtes zu halten, dieſe Erde für die Welt und den Schöpfer des Alls für einen Polizeicommiſſair anzuſehen, der hier Ordnung zu halten hat, wird dieſe Erde ein großes Zuchthaus, mein Kind, in welchem die eine Hälfte die andere hinter Schloß und Riegel bewacht. Komm vom Fenſter weg, Bertha," ſagte Herr Güter plötzlich — „ich ſehe die arme Wittwe kommen, der Du die hundert Ducaten Deines braven Oheims ſchenkteſt. Ich kann den dankbaren Blick einer kummergebeugten Wittwe

nicht ertragen, mein Palmenblatt, und würde lieber, wie Don Quixote, den Löwenzwinger aufmachen laſſen und auf Leben und Tod mit der wildeſten Beſtie kämpfen, als in ein Geſicht ſehen, auf dem in jeder Furche geſchrieben ſteht: „Ich habe meinen Mann und zwei Kinder verloren!“ — Wie würde ſich Dein Oheim freuen, wenn er wüßte, was aus ſeinem Golde geworden iſt! Es war ſehr hübſch von dem Biedermann, daß er auf ſo zarte Weiſe Deiner Armuth unter die Arme griff! Corpo di bacco!“

Bertha ſchlug erröthend das Auge zur Erde und ſagte: „Er hätte mir den Schmerz erſparen können; da ich aber durch ſeine Freigebigkeit in die Lage verſetzt wurde, einer armen Wittwe zu helfen, ſo bin ich ihm doch Dank ſchuldig.“

„Dem Kerl Dank ſchuldig?“ fragte Herr Güter, „dem Burk? Ich frage nicht, weil er mich hat hinauswerfen wollen, denn das hätten ſo ziemlich alle meine geehrten Nebenmenſchen gethan; aber ich frage — doch, da kommt Milchner. Siehſt Du ihn hinten in der Allee jedes Kind ſtreicheln und grüßen? Da ſieh mal hin! Er bleibt ſtehen und blickt in die Wolken! Wahr-

ſcheinlich ſingt ihm eine Lerche ihr Lied vor — komiſcher Kauz! Wenn Sie Kaufmann geworden wären, mein Lieber, hätte noch etwas aus Ihnen werden können; jetzt ſind Sie rettungslos verloren, unpraktiſch, verſchroben und taugen nicht für dieſe Welt, — deſto beſſer aber an das Herz dieſer Lotosblume, die Ihnen mit offenen Armen entgegenkommt und Sie viel tauſendmal auf den Mund küßt. Grüße Sie Gott, Sie lieber Menſch! Er ſegne Sie vom Wirbel bis zur Zehe!"

Die Begrüßung der Liebenden war eine herzliche und innige. Sie konnten nicht ſatt werden, ſich gegenſeitig tief in die Augen zu ſehen, oder wie Dr. Milchner dies nannte, ſchweigend mit einander zu ſprechen, und ſich durch Händedrücke zu ſagen, wie unausſprechlich lieb ſie ſich hätten. Nach der erſten Umarmung hatte Dr. Milchner immer ein Veilchen oder eine andere Blume, die in Bertha's Gunſt beſonders hoch ſtand, und ſie hatte irgend eine Stelle geleſen, die er ihr erklären oder mit ihr bewundern mußte. War die Blume an den Buſen geſteckt und das Buch wieder auf die Seite gelegt, dann wurden Bertha's Lieblinge einer nach dem andern begrüßt,

die Knospen am Myrthenbaume gezählt, die welken Blätter an Immergrün und Tausendschön abgezupft und Hänschen eine Lobrede oder Strafpredigt gehalten, je nachdem er eigensinnig oder liebenswürdig gewesen war. Bertha hätte um keinen Preis ohne Zustimmung ihres Geliebten ein Blatt von ihren Blumen abgezupft oder einen Zweig festgebunden; er hatte sie ihr geschenkt, er freute sich, mit ihr die Lieblinge zu pflegen, er war so geschickt in ihrer Behandlung, wie hätte sie da wohl das Herz gehabt, ihm in sein Amt zu pfuschen? Wie hätte es ihr wohl Freude machen können, selbst etwas zu thun, was sie ihn so gern thun sah? Und war es nicht ein rührender Anblick, einen Mann wie Dr. Milchner niederknieen und eine Rose pflegen zu sehen? Er war ja kein Burk, sondern ein talentvoller, hochbegabter Mann von außergewöhnlichen Kenntnissen und einem männlichen Charakter, wie er Wenigen verliehen wurde; und derselbe Mann, der freudig für sein Vaterland in den Tod gegangen wäre; derselbe Mann, der durch sein Rednertalent, sein Wissen und seine Gelehrsamkeit eine hohe Stufe in der menschlichen Gesellschaft einnahm, hielt es

nicht unter ſeiner Würde, ſondern für eine ſüße Pflicht, die kleinſte und unſcheinbarſte Pflanze als ein Geſchöpf des allmächtigen Gottes zu lieben und zu pflegen. Welche Braut — außer einer Burk — hätte dem prächtigen Manne wohl in das ſeelenvolle Auge blicken können, ohne ſich zu ſagen: „Er wird auch Dich ſo lieben und pflegen und unbeſchreiblich glücklich machen!“ —

Bertha und ihre Lieben genoſſen mit dankbaren Herzen das Glück, das ihnen der Himmel beſchieden hatte; ſie kannten in der That keine Sorgen, keinen Kummer; denn daß Herr Güter ſich bisweilen darüber grämte, daß ſein Schwiegerſohn kein Fürſt des Morgenlandes war, daß Dr. Milchner ſich Vorwürfe machte, weil er Bertha's Liebe nicht verdiene, und endlich daß Bertha wünſchte, ſie möchte beſſer und edler ſein, um ſeine Liebe zu verdienen — dies Alles, ſo wichtig es auch ſein mag, können wir nicht als einen triftigen Grund zu Kummer und Sorgen betrachten. Etwas mehr Veranlaſſung zur Mißſtimmung gab das Verhältniß im Hauſe der Tante Lorenz. Wir wiſſen, daß die ſchreckliche Eröffnung der Bonne den guten Herrn Lorenz

und die Schwägerin so betäubt hatte, daß sie Beide das Bett hüten mußten; wir wissen auch, daß die Bonne sich Eisumschläge machen ließ. Ob sie aus Schreck über das unbedachte Wort, oder aus Trauer über die nunmehr ausgespielte Rolle des unschuldigen Mädchens schwach geworden, ist uns von Herrn Lorenz nicht mitgetheilt worden. Er beobachtet über die Bonne tiefes Schweigen und läßt sich nur durch die geschicktesten Kreuzfragen einige Andeutungen entlocken.

Da wir aber auch bei Dr. Milchner Nachforschungen angestellt und ihm unser Ehrenwort gegeben haben, Alles zu verschweigen, was er uns mittheilen würde, sind wir in der Lage, Folgendes zu berichten: Gleich nach dem verhängnißvollen Ausrufe der Bonne befiel Herrn und Madame Lorenz eine so trostlose Traurigkeit des Gemüths, daß ein Arzt geholt werden mußte, der die aufgeregten Nerven der Eheleute durch Opium und andere Mittel so herabstimmte, daß für mehrere Tage an ihrem Aufkommen gezweifelt werden mußte. Um nun nicht in der unangenehmen Nothwendigkeit zu sein, von einem Bette zum andern zu gehen und für den dargebrachten Trost

ein schmerzliches „Du barmherziger Himmel!“ zu ernten, entschloß sich die Bonne, ebenfalls krank zu werden. Ein Blick in den Spiegel überzeugte sie, daß ein Nervenleiden zu ihrer Constitution nicht passen würde, weshalb sie sich mit Kopfschmerzen begnügte, welche mit einem nicht zu stillenden Verlangen nach Kaffee auftraten. Sie hatte in diesem bedenklichen Zustande Muße, über die Rolle nachzudenken, welche sie von jetzt an zu spielen habe, und kam zu dem Entschlusse, stumm zu sein, auf alle Fragen mit einem Seufzer zu antworten, die Bibel zu lesen und dadurch in ihrer Umgebung die Befürchtung zu erwecken, daß sie dem Grabe mit Sturmschritten entgegenwandele. Zwei Tage lang versuchte sie es sogar mit der Hungerkur; am dritten besann sie sich aber eines bessern und holte gewissenhaft nach, was sie in den vorhergehenden versäumt hatte.

Wir haben gesehen, daß Herrn Lorenz' Bett neben das seiner Gemahlin gesetzt wurde, dürfen daher vermuthen, daß die langen und eindringlichen Gespräche, welche Herr Güter und Dr. Milchner mit der Bonne führten, im Auftrage der hart geprüften Eheleute eingeleitet wurden.

Dr. Milchner ging in seinem Eifer so weit, ihr zuzuflüstern, daß die Polizei unter gewissen Verhältnissen das Recht habe, die Folter anzuwenden, um ein Geständniß zu erpressen; Herr Güter sprach ernst und beweglich, aber wie viele Mühe sich die beiden Männer auch gaben, um der Bonne das Geheimniß zu entlocken, — sie blieb stumm und antwortete nur durch Seufzer. Nur der Köchin gegenüber war sie gesprächig, und dieser vertraute sie an, daß sie lieber alle sieben Grade der Tortur durchmachen und allenfalls die Feuer- und Wasserprobe bestehen wolle, als ihre „Schande" offenbaren. Minna billigte die Vorsätze der Bonne mit dem feierlichen Schwure, daß sie eben so handeln würde, und daß es nichts Unnatürlicheres geben könne, als von einem unglücklichen Mädchen zu verlangen, Geständnisse abzulegen; die Männer hätten leicht über dergleichen Dinge aburtheilen, und verdienten nichts mehr, als selbst einmal in die Lage zu kommen, damit sie wüßten, wie einem unglücklichen Mädchen zu Muthe wäre u. s. w. u. s. w.

Die Mittheilungen der Herren Güter und Milchner, daß die Bonne hartnäckig verweigere,

das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen, wirkte entmuthigend auf das Gemüth der Schwägerin, die in der Weigerung nur den Beweis ſuchte, daß ihre alten Befürchtungen begründet ſein möchten. Das ſtete Bemühen der Bonne, die unſchuldigſte Zärtlichkeit des Herrn Lorenz zu verhindern, erwachte in ihrer Erinnerung und galt ihr als ſicherſter Bürge dafür, daß ſie ihrem Gatten nur eine Schweſter ſein dürfe. Als ſie zu dieſem Reſultat gekommen war, beſtand ſie mit ſo vieler Entſchiedenheit darauf, daß Herr Lorenz wieder in ſein Zimmer transportirt würde, daß Herr Güter trotz ſeines Schwurs, nicht hülfreiche Hand leiſten zu wollen, ſich dennoch bewegen ließ, das Bett mit anzufaſſen.

Als Herr Lorenz ſich wieder allein ſah, ließ er die Bonne, die bereits wieder auf war und ſeit drei Tagen in der Bibel las, zu ſich bitten. Sie wollte ihn „lieber Theodor" nennen, erfuhr aber vom lieben Theodor, daß er es vorzöge, auf dieſe Anrede zu verzichten; Alles was er von ihr verlange, ſei der Name ſeines Vaters. Er flehte, bat, ſchmeichelte, drohte — aber vergebens. Die Bonne wollte ihre Schande nicht aufdecken.

Es waren bereits Wochen ins Land gelaufen, Herr Güter goß die Medicinen des Hausarztes mit großer Gewiſſenhaftigkeit zum Fenſter hinaus, der ſchädliche Einfluß der erſten Doſen wurde allmälig von der Natur überwunden und das Ehepaar war wieder ſo weit hergeſtellt, daß Herr Lorenz ſein Hutgeſchäft überwachen und Madame Lorenz den Sauerbraten einlegen konnte. Aber es waren ungemüthliche, unerquickliche Tage. Die Bonne las in der Bibel und ſeufzte, die Schwägerin verhüllte das Bild ihres Gatten und ſetzte ſich ſtärker denn je auf den Conjunctiv, und Herr Lorenz endlich trug ſein Leiden wie ein zu Kettenſtrafe verurtheilter Verbrecher.

Alles Zureden Bertha's, Güters und Milchners war vergebens; — es war in den trüben Himmel der Schwägerin kein heller Sonnenſtrahl hineinzubringen. Da endlich entſchloß ſie ſich zu dem Beſuch bei Herrn Burk. Er mußte ja wiſſen, wer das Geld für den Knaben bei ihm deponirt hatte; gern hätte ſie es vermieden, ihn aufzuſuchen, ſich von ihm den Troſt zu holen, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte; — aber die Pflicht der Selbſterhaltung, die Liebe zu ihrem Gatten, die

in dem Maße zunahm, daß ſie ihn nur mit Thränen anblicken konnte, ſiegten über alle Bedenklichkeiten. Ohne Jemandem ihren Entſchluß mitzutheilen, begab ſie ſich in die Wohnung ihres Schwagers; ihr prophetiſcher Geiſt ließ ſie den lange und heiß erſehnten Namen in den Wolken leſen — — und was Wunder, wenn die Schwergeprüfte ohnmächtig hinſank, als auch dieſe Hoffnung, — die aller- — allerletzte ſo grauſam vernichtet wurde.

Hatten aber Bertha und ihre Lieben die Trauer in dem Hauſe ihrer Tante theilnehmend mitempfunden, und oft eine Stunde ihres Glückes geopfert, um der Schwägerin und Herrn Lorenz ein Lächeln abzugewinnen, ſo wurden ſie durch die unerwartete Nachricht, daß die Tante im Hauſe Herrn Burks ſchwer daniederliege, tief erſchüttert.

Da aber mit ihr die dringende Bitte der Schwägerin einlief, daß Fräulein Bertha ſobald wie möglich an ihr Krankenbett eilen möge, warf ſie haſtig einen Shawl um die Schultern und begab ſich in das Haus ihres Oheims, um Dinge zu erleben, die wir in einem andern Capitel verzeichnen werden.

Dreissigstes Capitel.

Der erste Entschluß Herrn Burk's war der gewesen, die Schwägerin zum Hause hinauswerfen zu lassen. Sein rohes und unpolirtes Gemüth vertrug es nicht, daß eine kranke Verwandte, die er zudem haßte und fürchtete, in seinem besten Zimmer auf demselben Sopha ruhte, den noch zwei Tage vorher Se. Durchlaucht der Fürst Käsemofsky für den bequemsten Sitz in Europa erklärt hatte. Das beste Zimmer war für Gäste — und was für Gäste! bestimmt, aber nicht zu einer Caserne, in welcher jedes beliebige Frauenzimmer Krämpfe bekommen durfte! Was sollten seine Freunde von ihm denken? Was würde Hamburg von ihm sagen? Wie sollte er sich entschuldigen lassen, wenn Herren vom hohen und höchsten Adel

ſich bei ihm anmelden ließen oder gar unangemeldet vorfuhren? Wie lange ſollte er den Lärm, das Rennen und Thürſchlagen noch dulden? Das ganze Elend kam von den verdammten Verwandten her! Ja! Die Verwandten und noch dazu ſolche Verwandte!

Der brave Mann ging zornſchnaubend in ſeinem Zimmer auf und ab und trat vor Wuth auf den Fußboden, daß die Fenſterſcheiben klirrten. Der Arzt ſchickte Erneſtine hinauf und ließ recht dringend bitten, leiſe zu gehen, wenn er nicht die Kranke umbringen wolle; thäte er dies aber, ſo würde unfehlbar eine Klage bei dem Criminalgericht eingereicht werden.

Erneſtine überbrachte die Botſchaft und goß von ihrem eigenen Eſſig in die ohnehin ſauere Speiſe. „Du benimmſt Dich wirklich allerliebſt,“ ſagte ſie — „ich ſchäme mich, daß fremde Leute erfahren, wie es bei uns im Hauſe zugeht. Baron Wupdikutz ſitzt drüben am Fenſter und drückt ſein Mitleid auf ſo feine Weiſe aus, daß Du lieber von ihm lernen ſollteſt, wie man ſich zu benehmen hat.“

„Das ſagſt Du mir? Mir? Deinem Vater?

Bin ich denn behext, daß meine eigene Tochter ſich unterſteht —"

„Schreie doch nicht ſo," antwortete Erneſtine — „ich begreife gar nicht, daß Du Dich nicht ein wenig genirſt —"

„Auguſte ſoll kommen! Gleich! Himmelſackerment! Ich will Ruhe haben!" brüllte Herr Burk noch lauter als zuvor.

„Auguſte wird nicht kommen, ſie iſt mit Alfred ſpazieren gegangen." Mit dieſen Worten empfahl ſich Erneſtine, indem ſie die Thür lauter hinter ſich zuwarf, als gerade nöthig geweſen wäre.

Herr Burk lief wie ein Verzweifelter in ſeinem Zimmer auf und ab. „An all dem Elend iſt der vermaledeite Kerl, der Wupdikutz, Schuld," ſagte er. „Hätte ich ihn nicht ins Haus gebracht, ſo würde Erneſtine es nie gewagt haben — ſie hätte einen Ziegelbrenner oder Wattenfabrikanten geheirathet — und ich hätte Ruhe gehabt! Und Auguſte! Anſtatt die Huldigungen eines Fürſten, eines Fürſten anzunehmen, läuft ſie mit einem Lieutenant ſpazieren! Aber ich will Dich und Deinen Alfred! So wahr Gott lebt!" Er blieb vor dem Fenſter ſtehen und blickte zufällig nach

Alfreds Zimmer hinüber. Wupdikutz warf ihm eine Kußhand zu und machte die Pantomime zärtlichſter Umarmung. „Daß Dich das Donnerwetter!“ fluchte Herr Burk. „Wäreſt Du ein Edelmann, ſo forderteſt Du mich und ließeſt Dich von mir vor den Kopf ſchießen — aber Du biſt ein Polack — ein windiger, tellerleckender Polack — hole Dich der Henker! Mache nur Grimaſſen und thue, als ob Du mich küſſen möchteſt, Haus Quaſt! Hätte ich meinen Vortheil wahrgenommen, ſo wären Deine Güter jetzt meine Güter.“

Er wandte ſich vom Fenſter ab und warf ſich in ſeinen Sopha. „So kann es nicht bleiben,“ murmelte er. „Ich blamire mich auf allen Seiten, und anſtatt Glück und Segen habe ich nichts als Aerger und Verdruß. Was fange ich nur an? Der Doctor ſagt, die Perſon könne vor acht Tagen nicht transportirt werden. Das iſt eine ſchöne Ausſicht! Wenn meine Freunde erfahren, daß ſie mit mir verwandt iſt, bin ich ruinirt! Er ſprang wieder auf und gewahrte Herrn Lorenz, der, von Güter und Milchner gefolgt, eilig auf das Haus zukam. „Meine Schwäger,“ ſchrie er laut auf, „meine Schwäger! Und

in meinem Salon werden ſie ſich breit machen und ſich die Hände reiben, weil ich ſie nicht hinauswerfen darf! Es fehlte nur, daß die Sängerin oder Tänzerin auch noch käme! Burk, Burk! Deine Tochter zieht mit einem Lieutenant durch die Straßen, Lumpen und Comödianten ſitzen in Deinem Zimmer! Wie ſoll das enden? Ich frage, wie das enden ſoll?"

„Ich kann mich ſo nicht blamiren! Es darf und ſoll nicht geſchehen! Ich will ein Placat an die Hausthür nageln laſſen, auf dem zu leſen ſteht: „In dieſem Hauſe iſt die Cholera!" Das wird mir jeden Beſuch vom Leibe halten, das wird mich retten."

Er ging an die Thür, um Matthis zu klingeln, blieb aber plötzlich ſtehen und ſagte: „Iſt heute nicht Sonnabend? Wollte der Baron Schnepfenthal nicht heute bei mir frühſtücken? Derſelbe Cavalier, an den ich neulich die Wette verlor? Er wird es doch nicht übel genommen haben, daß ich ein wenig ärgerlich wurde? Bah! Er hat ſeine Wette gewonnen und ich habe bezahlt! Wer ein engliſches Reitpferd verliert, darf wohl ein ſchiefes Geſicht machen. Wenn er nicht

kommen will, mag er wegbleiben; mir iſt nach gerade Alles recht — nur Ruhe muß ich haben!"

Herr Burk hatte kaum ſein Verlangen nach Ruhe ausgeſprochen, als leiſe an die Thür geklopft wurde. Auf ſeinen Ruf „herein!" trat ein Hülfsmann mit zerriſſenem Kittel und breitgetretenen Schuhen ins Zimmer und überreichte ihm einen Brief. „Von Herrn Baron von Schnepfenthal," ſagte der Bote.

Eine leichte Röthe überflog Herrn Burk's Geſicht und er las nicht ohne Anſtrengung: „Wer ſich ſo benimmt, wie Sie, hat nicht das Recht, anſtändige Menſchen einzuladen. Weil Sie es dennoch gewagt, ſchicke ich Ihnen einen Stellvertreter, deſſen Manieren Ihnen hoffentlich zuſagen werden. B. von Schnepfenthal."

„Es iſt gut," keuchte Herr Burk, indem er das Billet in der Hand zerknitterte. „Geh, mein Freund — hier haſt Du Deinen Botenlohn — mach, daß Du fortkommſt."

Der Bote konnte ſich die auffallende Unruhe des Herrn Burk nicht erklären, ſteckte das Geld ein und empfahl ſich eben ſo leiſe, wie er gekommen war.

Herr Burk blieb eine Zeitlang wie betäubt ſtehen; er fühlte ſich vernichtet, grauſam beleidigt und blamirt und ſuchte vergebens nach einer Möglichkeit, ſich in ſeinen und ſeiner Freunde Augen von dem ungeheuren Schimpf zu befreien. Baron Schnepfenthal war ein feingebildeter Gentleman, der ihm nur zu oft bewieſen hatte, wie wenig ihm an einem Umgange mit dem, immer auf ſein Geld pochenden, ehemaligen Guanohändler gelegen war. Gegen andere, wohlerzogene und nobeldenkende Cavaliere war er immer höflich und zuvorkommend geweſen; nur ihm, Burk, hatte er eine auffallende Kälte entgegengeſetzt. Je mehr er von Burk fetirt worden war, deſto ferner hatte er ſich zu halten gewußt, und nur, weil ihm kein Ausweg geblieben, hatte er die von Burk vorgeſchlagene Wette angenommen. Als aber Herr Burk ſein ſchönſtes Reitpferd aus dem Stalle ziehen und in den Beſitz eines Andern übergehen ſah, hatte er ſeinen Unmuth auf eine Weiſe an den Tag gelegt, die ſeine ganze Denkungsweiſe brandmarkte und ihm den Stempel der Gemeinheit ins Geſicht drückte. Verächtlich hatte ihm Schnepfenthal den Rücken gekehrt, mit dem feſten Vorſatze, nie

wieder mit dem Guanohändler zusammen zu kommen, und da er trotzdem am folgenden Tage eine Einladung zum Frühstück und einer Partie Ecarté erhielt, schrieb er die niederschmetternde Antwort, die Herrn Burk so ganz und gar aus seinen Illusionen herabstürzte, daß er sich mit der Hand auf den Tisch stützen und mühsam nach Luft schnappen mußte.

„Wenn Wupdikutz, Käsemofsky und all die anderen Herren von Adel das erfahren!" stöhnte er. „Sie werden es weiter erzählen, die Straßenjungen werden es mir nachrufen, in den Zeitungen wird man es lesen! Oder sollte er edel genug sein, zu schweigen? Er ist ein nobler Mann, — ich will ihn bitten, es nicht weiter zu treiben — ich könnte ihn vielleicht fordern — aber dann erschießt er mich — Herr Gott! und kein Mensch auf der weiten Welt hat Mitleid mit mir; Alle verhöhnen mich, selbst die eigenen Töchter rebelliren — ja sogar Matthis läßt es an Respect fehlen, seit ich jenen unglücklichen Brief an die Gutero schrieb! — Wenn es doch nur einen Winkel gäbe, in dem ich mich verkriechen könnte! Es ist über alle Maßen traurig, so ganz, ganz allein zu stehen

und keinen andern Freund zu besitzen, als den Geldsack! Bleibe Du mir wenigstens treu, damit ich den einen Trost behalte, reicher zu sein, als die Anderen, die jetzt mit Fingern auf mich zeigen."

Aber Herr Burk hatte sein Selbstgespräch noch nicht beendet, als Salomon Hirsch mit den Zeichen äußerster Bestürzung eintrat. „Gott soll mir helfen, Herr Baron," sagte er, „wissen Sie schon, daß der Fürst Käsemosky Sie hat betrogen? Die Papiere, die er Ihnen hat gegeben in Versatz, sind gewesen falsch, der Fürst ist gewesen ein Schwindler und ist gereist mit 'nem Steamer nach England. Hier haben Sie zu lesen, was an der Börse ist angeschlagen."

Das war zu viel für den armen Mann! Er hatte dem Fürsten eine bedeutende Summe Geldes auf Staatspapiere vorgeschossen, und wenn es wahr war, was Salomon sagte, so war er — wenn auch nicht ruinirt, so doch um einen bedeutenden Theil dessen gebracht worden, was ihm allein seine bisherige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft gegeben hatte; sein Vermögen zählte nicht mehr nach Millionen, sondern nur nach Hunderttausenden.

Er ergriff mechaniſch die telegraphiſche Depeſche, die Salomon ihm darreichte, und las mit blutunterlaufenem Auge: „Einem hieſigen Banquier ſind von einem durchtriebenen Schwindler, der ſich für einen Fürſten Käſemofsky ausgab, Werthpapiere zum Belauf von mehreren hunderttauſend Thalern abgenommen worden. Es wird vor dem Ankauf der Papiere gewarnt.“

„Fertig!“ ſagte Herr Burk.

„Was ſagen Sie, Herr Baron? Fertig?“

„Blamirt, bankerott und fertig! Salomon, mit mir iſt es aus! Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Salomon? Gehen Sie auf die Börſe und ſchlagen Sie an, daß der Baron Burk fertig iſt.“

„Gott gerechter,“ ſagte Salomon — „wie komm' ich mir vor? Was iſt bankerott? Haben Sie nicht die Güter in Schweden mit Sägemühlen und Stockfiſchfang? Verlieren Sie den Kopf nicht, Herr Baron — Sie ſind ein reicher Mann; reiſen Sie dem Fürſten nach, vielleicht erwiſchen Sie ihn noch —“

„Laſſen Sie mich, Salomon! Es geht mit mir zu Ende! Gehen Sie und rufen Sie meine

Kinder — oder warten Sie, ich gehe ſelbſt mit hinab. Ein andermal, Salomon — mir iſt heute zu vielerlei paſſirt — ein andermal wollen wir die Schritte überlegen, die wir zu thun haben; laſſen Sie mich heute in Ruhe."

Es war in wenig Stunden eine entſetzliche Veränderung mit dem einſt ſo ſtolzen Manne vorgegangen; aller Hochmuth war aus ſeinen Zügen verſchwunden, Schreck, Kummer, Furcht und Reue drückten ſich in jeder Miene ſeines Angeſichts aus. Er konnte nicht in die Vergangenheit zurückblicken, ohne vor Scham zu erröthen und die tiefſte Reue zu empfinden; die Gegenwart ſchien ihm unerträglich, die Zukunft erfüllte ihn mit Furcht und Zagen. Wäre er ein Mann geweſen, ſo würde er ſeinen Beleidiger gefordert und ſeine Ehre gerettet haben; aber er war kein Mann, ſondern ein engherziger, kalter und egoiſtiſcher Krämer, ein von Hochmuth geplagter armſeliger Geldmenſch, ſchon lange ein Bild des Jammers für Andere, und jetzt plötzlich ein Bild des kläglichſten Elends für ſich ſelbſt. Seine Bilder und Statuen ſahen ihn an, wie einen Fremden, und fragten ihn, was er hier in ſeinem eignen Zimmer

verloren habe? Die Bücherſchränke lachten ihm höhniſch entgegen, der Orden brannte tief in ſein Herz hinein, ſein Wappen ſchien ihm eine Ironie auf den geſunden Menſchenverſtand — und der Jude Hirſch kam ihm vor wie ein Apoſtel der Hölle, der ſeine Seele unrettbar verderben wollte. Er fürchtete ſich, mit Salomon allein zu ſein; ohne Salomon war es ihm aber zu unheimlich auf dem Zimmer, deswegen folgte er ihm, blaß und zuſammengeknickt, die Treppe hinab. Er blieb mehrmals ſtehen, griff ſich nach der Stirn und ſuchte tief aufzuathmen und ſich gerade empor zu richten. Es fehlte ihm an Kraft; wehmüthig lächelte er über ſeine eigene Schwäche, grüßte Salomon mit der Hand und ſchritt langſam und feierlich in das Wohnzimmer ſeiner Töchter. Er verbeugte ſich ſtumm vor den Anweſenden und fragte mit kaum hörbarer Stimme nach Auguſte. Niemand antwortete auf ſeine Frage, aber Alle blickten erſchrocken in ſeine verſtörten Züge. „Iſt Ihnen etwas zugeſtoßen, lieber Herr Burk?" fragte Herr Lorenz, der den ſtummen Jammer ſeines ehemaligen Principals nicht anſehen konnte. Herr Burk drückte ihm die Hand, fuhr ſich über die

Augen und ſagte: „Wie geht's Ihnen, Herr Lorenz? Wir haben uns lange nicht geſehen, gäbe Gott, wir hätten uns nie getrennt! — Wiſſen Sie, wo Auguſte iſt?"

„Sie iſt ſeit einer kleinen halben Stunde bei ihrer Tante im Zimmer und pflegt ſie in Gemeinſchaft mit Bertha."

„Bertha?" fragte Herr Burk.

„Fräulein Güter, Ihre Nichte, Herr Burk."

Herr Burk zuckte zuſammen und ſchlug die Augen nieder, als er Herrn Güter's anſichtig wurde, der ihn die ganze Zeit über mit dem aufrichtigſten Mitgefühl betrachtet hatte. Der gutmüthige alte Mann reichte Herrn Burk die Hand und ſagte: „Verzeihen Sie, Vetter — die Krankheit der Madame Lorenz hat uns hergeführt — können wir aber vielleicht Ihnen helfen?"

Herr Burk erröthete, ſchüttelte verneinend den Kopf und bat, man möge Auguſte rufen. Er hatte den unwiderſtehlichen Drang, ſich einem befreundeten Weſen in die Arme zu werfen und ſeinem gepreßten Herzen Luft zu verſchaffen.

Die einzige Stütze, die er in ſeinem ganzen bemitleidenswerthen Leben gebraucht hatte, um ſich

ſtolz über Andere zu erheben, war geknickt; ſeine Eitelkeit war mit Füßen getreten, ſein eigenes Innere war öde und leer — er bedurfte des Troſtes, der Theilnahme und des Raths, und bei wem konnte er ſich dies wohl anders holen, als bei dem einzigen Weſen, dem er dann und wann einen Anflug von Zuneigung bewieſen hatte!

Auguſte, die nichts Anderes als einen Verweis für ihr Rendezvous mit Alfred erwartete, trippelte mit ihrem beſten Lächeln ins Zimmer und rüſtete ſich zu einer ſchnippiſchen Antwort auf die Scheltworte ihres Vaters. Als ſie aber ſeinem kummervollen Blick begegnete und ſeine gebeugte Haltung wahrnahm, entfärbte ſie ſich und fragte mit ſolch ungekünſtelter Theilnahme, was ihm fehle, daß er zum erſten Male in ſeinem Leben eine Thräne in den Augen ſpürte und ſeinem Kinde die Antwort ſchuldig blieb. Er ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und ließ ſich von ihr in ein Nebenzimmer führen, das er ſorgfältig hinter ſich verſchloß.

„Setze Dich, Kind," ſagte er — „und höre mich ruhig an. Du biſt das einzige Weſen, Auguſte, dem ich anvertrauen möchte, was mich mit

Centnerlast drückt — alle meine Freunde haben mich verlassen, ich stehe allein in der Welt und bedarf des Trostes mehr, als ich sagen kann."

„Ich habe schwer gesündigt, meine liebe Auguste, an Gott, meinen Nebenmenschen, meinen Kindern und Verwandten. Die Güter, die ich theils ererbt, theils durch glückliche Speculationen erworben hatte, habe ich nur dazu angewandt, um meiner Eitelkeit, meinem eigenen höchst traurigen Ich zu fröhnen. Ich habe mich vom Teufel blenden lassen, habe mich für einen bessern Menschen gehalten, weil ich Geld hatte, bin gegen die Stimme meines Vaterlandes, gegen das Flehen armer Nebenmenschen taub geblieben und habe mich so weit erniedrigt, daß ich mich durch ein Kreuz und einen Titel gehoben fühlte, die ich für Geld erkaufte. Kind, ich habe fast Alles verloren, was ich einst besaß, und es sind mir die Augen auf einmal schrecklich geöffnet worden. Ich stehe am Rande des Abgrunds, Schimpf und Schande sind mein Loos, und Nichts — Nichts kann mich retten."

Er blieb vor seinem Kinde stehen, faltete die Hände und bot solch ein Bild des Jammers und der Verzweiflung, daß Auguste unfähig war, ihn

anzublicken. Sie hatte ihren Vater nie geliebt, und wohl auch wenig Urſache gehabt, ihm ihre Zärtlichkeit zuzuwenden, ſo lange er übermüthig und gegen Andere theilnahmlos geweſen war. Jetzt hatte ſich aber die Lage geändert. Das harte Herz ihres Vaters war erweicht, und er ſtand flehend vor ſeinem Kinde und bat um Troſt.

„Verliere den Muth nicht, Papa," ſagte ſie — „wenn Du auch Alles verloren haſt, ſo iſt das doch kein Grund, um zu verzweifeln. Es giebt viele arme Menſchen, die glücklich ſind, und viele Reiche, die ſich recht unglücklich fühlen."

Auguſte hielt inne, weil ſie erwartete, daß ihr Vater ſprechen würde; aber er blieb unbeweglich ſtehen und ſtarrte wie ein Verzweifelter in die Ecke des Zimmers.

„Haſt Du Alles verloren?" fragte ſie nach einer Pauſe.

Herr Burk ſchüttelte den Kopf.

„Du haſt Deine Bücher ſeit langer Zeit nicht in Ordnung gehalten, Papa, weißt Du genau, wie Du ſtehſt?"

Herr Burk ſeufzte.

„Dann laß mich mein früheres Geſchäft wieder

übernehmen, Papa; Du erinnerſt Dich doch, wie gern ich früher die Zahlen addirte, und wie zufrieden Du mit mir warſt, weil ich es beſſer verſtand, als Du ſelbſt."

„Es iſt das Geld nicht allein, Auguſte, auch glaube ich noch ein wohlhabender Mann zu ſein — aber der Schimpf und die Schande!"

„Welcher Schimpf? Welche Schande, lieber Papa?"

„Wupdikutz, Käſemofsky —"

„Kümmerſt Du Dich um das Urtheil dieſer Menſchen?" fragte Auguſte.

„Es ſind nicht die Einzigen, liebes Kind! Baron Schnepfenthal, mein Schwager Güter, ſeine Tochter, Herr Lorenz — ach Kind, die ganze Welt zeigt mit Fingern auf mich."

Auguſte näherte ſich ihrem Vater, ergriff ſeine Hände und ſagte mit weicher und zärtlicher Stimme: „Sie thut es nicht, liebſter Papa — und wenn ſie es thäte, ſo ſollte das mir nur ein Sporn ſein, Dich durch meine Liebe zu entſchädigen. Ich will Dich herzlich lieben, Papa, dann mußt Du aber auch fröhlicher ausſehen; ich kann den Jammer in Deinem Geſichte nicht ertragen. Was haſt

Du denn gethan, daß alle Menſchen Dich verachten ſollten?“

„Ich habe meine Selbſtachtung verloren, Kind, bin meinem Gotte, meiner Familie, meinem Vaterlande untreu geweſen, und das weiß die Welt, und deswegen, deswegen Auguſte, verdiene ich die allgemeine Verachtung; deswegen hat Schnepfenthal mir den Brief geſchrieben, deswegen hat Gott mich geſtraft, daß meine eigenen Kinder ſich von mir abwenden.“

Der arme Mann hielt beide Hände vor's Geſicht und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Was hätte ich Alles thun können und thun müſſen, Auguſte,“ ſagte er unter Schluchzen. „Welchen Segen hätte ich ſpenden können, wie manche Wittwe, wie viele Verbannte und Verwieſene hätte ich glücklich machen, wie manche Thräne trocknen, wie mancher Waiſe ein Vater und Verſorger ſein können! Meine Nebenmenſchen hätten mich geliebt und geſegnet, die Armen für mich gebetet, und wo ich gegangen wäre, hätte man mir nachgerufen: „Da geht ein Ehrenmann, der brave Herr Burk!“ — Und was habe ich ſtatt deſſen gethan? Nichts! Mit Fingern zeigen ſie

auf mich und nennen mich den Vogeldreckbaron, und wenn ich einen Freund zum Frühstück lade, schickt er mir einen Hülfsmann. Auch gegen Euch, Kinder, habe ich gesündigt. Ihr habt nichts gelernt, habt keine Liebe, keine Theilnahme bei mir gefunden; ich war hart und ungerecht — ach, mein liebes Kind, die Reue ist ein bitteres, o sehr bitteres Gefühl! Gebe der liebe Gott, daß Du sie nie empfinden mögest!"

Auguste fiel ihrem Vater in die Arme, drückte ihm einen zärtlichen Kuß auf die weinenden Augen und sagte: „Ist es denn zu spät, lieber Papa, Alles wieder gut zu machen? Du sagst, daß Du noch wohlhabend seiest. Ei! so gieb von Deinem Wohlstande an die Armen, Wittwen und Waisen! Kannst Du nicht viel geben, so gieb wenig! Gern will ich meinen Schmuck und Tand opfern, um Dich darin zu unterstützen! Laß uns wieder einfach leben, wie früher, sparen wo es möglich ist, Kutschen und Equipage abschaffen und zu Fuß gehen, wie so viele Andere. Es hängt nur von Dir ab, lieber Papa, Dir die Achtung und Liebe Deiner Nebenmenschen zu erwerben!"

„Es ist zu spät, Kind — Schnepfenthal und

Bertha Güter werden den Leuten ins Geſicht lachen, die Gutes von mir ſprechen; o, es iſt über alle Maßen traurig, ſich ſo grenzenlos blamirt zu haben. Die Schande bleibt ewig an mir haften."

„Was iſt denn vorgefallen, daß Schnepfenthal und Bertha Güter Urſache haben könnten, härter über Dich zu urtheilen, als Andere? Ich habe meine Couſine vorhin am Bette der Tante Lorenz geſehen, und ich geſtehe, daß ſie mir nicht den Eindruck einer unverſöhnlichen Feindin gemacht hat. Sprich, Papa, und laß mich Alles wiſſen, damit ich Dir in Allem rathen kann."

Es koſtete Herrn Burk keine geringe Anſtrengung, Auguſte Alles zu erzählen, was ihm, wie er ſelbſt ſagte, mit Centnerlaſt auf dem Herzen lag, aber ſie wußte ihm durch theilnehmende Fragen Alles zu entlocken. Das leichtſinnige und gedankenloſe Mädchen, das bisher nur für ihren Alfred, für Putz und Tand Sinn gehabt und über den Ernſt des Lebens niemals nachgedacht hatte, erſchrak vor dem entſetzlichen Bilde, welches ihr eigener Vater von ſeinem Innern entwarf; eine Zeitlang ſchwankte ſie zwiſchen Furcht und kindlicher Liebe; endlich ſiegte ihre beſſere Natur;

ſie miſchte ihre Thränen mit denen des unglücklichen Mannes, bedeckte ſeine Hände mit Küſſen, gelobte ihm ihren ſchwachen Beiſtand und träufelte, ohne es zu ahnen, himmliſchen Balſam in den wunden Buſen ihres Vaters.

Seine tiefgefühlte Reue hatte ihm ein koſtbareres Gut gewonnen, als er je beſeſſen, die Liebe ſeines Kindes; und je verlaſſener und einſamer er ſich bisher gefühlt, deſto wohlthuender war ihm das liebevolle Geplauder, womit Auguſte die trübe Nacht zu verſcheuchen ſuchte, die über ſeiner Seele lagerte.

Die Unterredung zwiſchen Vater und Tochter hatte mehrere Stunden gedauert; als ſie endlich Arm in Arm das Zimmer verließen, lag auf ihrem jugendlichen Geſichte ein feierlicher aber ſtolzer Ernſt, und in ſeinen Zügen ein demüthiges Hoffen und Vertrauen.

Einunddreissigstes Capitel.

Der einst so stolze und hochmüthige Krämergeist des Herrn Burk war geknickt. Er ging nicht mehr, wie sonst, polternd und lärmend in seinem Hause umher, besah sich nicht mit wohlgefälligem Lächeln im Spiegel und machte vor ihm keine aristokratischen Verbeugungen mehr. In tiefes Nachsinnen versunken, saß er vor seinem Hauptbuche und blickte träumerisch auf die lange Reihe von Zahlen, die er nicht zusammen zu addiren wagte, weil er sich vor der ungeheuren Summe fürchtete, die er ausgegeben hatte, um nichts Anderes zu ernten als — wie er selbst sagte — Schimpf und Schande. Seine kindische Furcht vor dem, was er Blamage nannte, verursachte ihm ein Frösteln, wenn er an Schnepfen-

thal und Bertha dachte. „Alles kann ich überwinden," seufzte er, „wenn aber die Geschichten in die Zeitungen kommen, wenn sie im „Kladderadatsch" und den „Wespen" erscheinen — mein Herr und Vater, was fange ich an!" Er hatte die Fenster verhängt, weil er das satyrische Lächeln des Baron Wupdikutz fürchtete, der, wie er wußte, in Alfreds Zimmer Wache hielt und auf den Augenblick wartete, wo er ihm Kußhändchen zuwerfen konnte; die Thür hatte er verriegelt, weil er sich vor Erneſtine fürchtete — es fehlte wenig, daß er den Spiegel verhängt hätte, um nicht durch sein eigenes trauriges Bild erschreckt zu werden. Und doch hatte Herr Burk noch ein Vermögen von achtmalhunderttausend Mark! Aber man kann auch mit einem solchen Vermögen ein recht trauriger und unglücklicher Mensch sein, und alle Schätze der Welt reichen nicht aus, um die Wunden zuzudecken, die unsere eigene Thorheit unserem Herzen zu schlagen vermag.

Merkt es Euch, ihr Burks, die Ihr beim Lesen dieser Zeilen mit den Louisd'ors in der Tasche klimpert und vornehm lächelt über Euren Biographen — nicht für alle Schätze Salomo's,

Rothschilds und anderer vermögender Leute möchten wir in Eurer Haut stecken! Es möchte auch Euch das Unglück begegnen, vor Eurer eigenen Blamage zu schaudern, und das wäre schlimm, sehr schlimm! —

Während Herr Burk, in sein Zimmer eingeschlossen, hoffnungslos in die Zukunft blickte, saßen nicht weit von ihm in einem anderen Zimmer Auguste und Bertha und beriethen mit einander, wie sie den bösen Geist bannen möchten, der seit langer Zeit seinen Wohnplatz in dem Burkschen Hause aufgeschlagen hatte.

Schon der erste Anblick Bertha's hatte in Augustens leicht erregbarem und, im Grunde genommen, gutem Gemüthe den Wunsch hervorgerufen, mit der schönen Cousine Freundschaft schließen zu dürfen. Auch Bertha hatte das hübsche, offene und heitere Gesicht Augustens nicht ansehen können, ohne inniges Wohlwollen für ihre Verwandte zu empfinden. Da das Krankenzimmer der Tante aber nicht der geeignete Platz für junge Mädchen war, um Freundschaftsbündnisse zu schließen, auch die Verhältnisse, in denen Herr Burk zu Güter und seiner Tochter stand, keine

Annäherung der Couſinen beförderte, hatten ſich die beiden jungen Mädchen darauf beſchränkt, ſich dann und wann verſtohlen anzublicken.

Das Geſpräch Herrn Burks mit ſeiner Tochter hatte aber eine auffallende Veränderung in Auguſtens Weſen und Benehmen hervorgerufen; ſie ſchritt ernſt und nachdenklich in das Krankenzimmer, erfaßte Bertha's Hand und bat ſie ſo herzlich, ihr zu folgen, daß ſelbſt ein weniger freundliches und gutes Gemüth, als Bertha's, die Bitte ſogleich würde erfüllt haben.

„Mein Vater hat Sie tief beleidigt, liebe Couſine," hub Auguſte an, als ſie neben Bertha auf ihrem Zimmer ſaß — „können Sie ihm jemals verzeihen? Er bereut es bitter."

„Ihr Vater hat nichts zu bereuen," antwortete Bertha, verlegen mit ihrem Tuch ſpielend — „es ſei denn die Beleidigung des herrlichſten Mannes —"

„Wen meinen Sie? Baron Schnepfenthal?"

„Ich meine meinen Vater! Ihn hat Herr Burk tief verletzt, und ich bin ihm darüber recht gram geweſen."

Auguſte blickte in Bertha's Auge; eine Thräne

ſtahl ſich heraus und rollte über die Sammetwange des lieblichen Mädchens.

„Können Sie Jemandem zürnen, Bertha? Sie, aus deren ganzem Weſen Liebe und Herzensgüte hervorleuchten?“

„Wenn mein Vater beleidigt wird, ja! Kennten Sie ihn, wie ich ihn kenne, ſo würden Sie alle Menſchen bitten, ihn recht von Herzen zu lieben, anſtatt ihn von ſich zu ſtoßen und ihm recht weh zu thun.“

„Ihr Vater iſt wohl ſehr gut?“ fragte Auguſte, während ſie Bertha's kleine, weiche Hand zärtlich drückte.

Bertha nickte eine bejahende Antwort und blickte in ihren Schooß, um die Thränen zu verbergen, die ihre Augen füllten.

„Dann können Sie meinem Vater ſeine Beleidigung wohl nie verzeihen?“ fragte Auguſte kleinlaut. „Er bereut es bitter, daß er ſeinen Verwandten ſo unfreundlich begegnet iſt und hat ſchwere Schläge des Schickſals erdulden müſſen. Würde es Ihnen viel Ueberwindung koſten, Ihren Vater zu bitten, daß er dem meinigen verzeiht?“

„Mir Ueberwindung?“ fragte Bertha. „Nein,

liebe Couſine, mit tauſend Freuden würde ich die Hände unſerer Väter ineinanderlegen, wenn ich mir denken könnte, daß Herr Burk einem ſo einfachen Manne, wie meinem Vater —"

„Sprechen Sie nicht aus, Couſine. — Aber wiſſen Sie, was ich Ihnen ſagen will? Sie ſind ein reizendes, allerliebſtes Mädchen, und wir wollen Freundinnen und Schweſtern ſein! Da, da haſt Du einen Kuß und noch einen und jetzt nennen wir uns Bertha und Auguſte und Du, und wollen uns und unſere Väter lieb haben und ſie mit einander verſöhnen. Ich habe noch nie eine Freundin gehabt; willſt Du meine Freundin ſein, Bertha?"

Die arme Bertha! Auch ſie hatte nie das Glück genoſſen, eine Schweſter zu lieben; ihre beſcheidene Armuth hatte ihr ja bisher Alles verſagt, außer der hingebenden Liebe ihres Vaters! Wie gern erwiderte ſie den Kuß ihrer Couſine, wie ſelig lächelte ſie ihr durch ihre Thränen entgegen!

Wir würden es umſonſt verſuchen, die Gefühle zu ſchildern, von denen die beiden Mädchen beſtürmt wurden, als ſie ihren Schweſternbund

durch Küſſe und Thränen beſiegelt hatten. Bertha's tiefes Gemüth empfing jedes neue Geſchenk des Himmels mit der ſittſamen Beſcheidenheit, die ihr ganzes Weſen erfüllte; ſie wurde durch ein Lächeln des Glücks nicht gehoben, heiter oder fröhlich, ſondern beugte ſich in dankbarer Demuth und weinte vor Rührung und Entzücken, wenn ein Sonnenſtrahl in ihr Herz fiel. Ganz anders war es mit Auguſte. Das flatterhafte, leichtſinnige, aber weiche Gemüth dieſes durch verkehrte Erziehung unartig gewordenen Mädchens jubelte voll Entzücken über die Freundſchaft der reizenden Couſine, die ſie ſo oft auf der Bühne um ihre Triumphe beneidet hatte, die ſie jetzt Du nennen, an ſich drücken und mit Küſſen bedecken durfte. Es war keine halbe Stunde vergangen, bevor Auguſte alle Geheimniſſe ihres Herzens ausgeplaudert und ihr Verhältniß zu Alfred erzählt hatte. Sie erſchrak freilich, als Bertha ihr mit vorwurfsvoller Miene ſagte, daß ſie unrecht gethan habe, ſich mit einem Manne zu verloben ohne die Einwilligung ihres Vaters; aber ſie klatſchte wieder in die Hände, als ſie erfuhr, daß Bertha verlobt ſei und bald zu heirathen gedenke.

„Und wer iſt Dein Verlobter?“ fragte ſie. „Gewiß ein Prinz oder gar ein König, denn ich kann mir gar nicht denken, daß ein anderer Mann den Muth haben könnte, ſich Dir zu nähern. Ja, lächle nur, Bertha! Du haſt ſolch vornehmen Anſtand, etwas ſo Gebieteriſches und doch zugleich ſo Sanftes in Deinem ganzen Weſen, Du ſprichſt ſo bezaubernd, daß Du zum allermindeſten eine Prinzeſſin werden mußt. Wäre ich Deine Vormünderin, ſo würde ich zu keiner anderen Verbindung meine Einwilligung geben, Du ſtolzes, ſchönes, liebes, gutes Mädchen!“

„Du machſt mich am Ende noch eitel,“ ſagte Bertha, indem ſie Auguſtens Mund durch einen Kuß zum Schweigen brachte, „und wir vergeſſen ganz, daß wir über ernſtere und wichtigere Dinge verhandeln wollten.“

„Du haſt Recht,“ entgegnete Auguſte. „Wie die Sachen ſtehen, bleibe ich dabei, daß Alfred es übernehmen muß, den Baron Schnepfenthal zu einer Ehrenerklärung zu zwingen, durch welche die Beleidigung, die er meinem Vater hat zu Theil werden laſſen, geſühnt wird. Ich übernehme es, Deinen Vater auszuſöhnen, und Du, Bertha, haſt

die ſchönſte — aber auch die ſchwierigſte Aufgabe zu löſen: Du mußt zu meinem Vater gehen und ihm die Hand reichen. Haben wir dann aber unſer Ziel erreicht, dann wollen wir dieſes traurige Haus in einen Tempel der Liebe und Freundſchaft verwandeln, und dafür, daß Du und Dein Vater es bisher gänzlich gemieden habt, müßt Ihr von jetzt an täglich bei uns vorſprechen."

„Wir haben es nicht gemieden —"

„Willſt Du wohl ſchweigen, Mädchen, und mir nicht die Schamröthe in die Wangen treiben? Jetzt gehe Du zu meinem Vater, beſte Bertha; ich will an Alfred ſchreiben; in wenig Stunden muß Alles abgemacht werden, und wenn Du auch heute Abend im Theater nicht Deinen Triumph feiern kannſt, ſo ſollſt Du ihn hier feiern. Gehe, meine Kaiſerin, und mache uns Alle glücklich, indem Du meinem Vater liebevoll verzeihſt."

Am Abend deſſelben Tages war das Eßzimmer Herrn Burks reich erleuchtet und Matthis hatte alle Hände voll, um den Tiſch mit dem

kostbarsten Silberservice und den schönsten Blumenvasen zu schmücken. Es war große Gesellschaft bei Herrn Burk, aber keine Fürsten und Grafen, Barone und Millionaire, sondern arme Verwandte und liebe Freunde. Da sah man Herrn Güter mit Auguste auf- und abgehen und sich zärtlich die Hand drücken, Herr Lorenz unterhielt sich mit Alfred und Milchner und Herr Burk küßte einmal über das andere mit tiefer Rührung die Hand seiner Nichte Bertha Güter. Nur die Schwägerin und Ernestine fehlten, erstere weil sie zu schwach war, um ihr Lager zu verlassen, letztere, weil sie an der Gesellschaft kein Gefallen fand und lieber allein war mit ihren Gedanken an den Baron Wupdikutz.

Als Matthis meldete, daß der Tisch gedeckt wäre und die Gäste Platz genommen hatten, erhob sich Herr Burk und sprach mit bewegter Stimme: „Meine lieben Freunde! Ich feiere heute meinen Geburtstag und freue mich, ihn im Kreise der Meinen feiern zu können; und Ihr seid Alle die Meinen, wie ich von ganzem Herzen der Eure bin. Hier dieser Engel zu meiner Rechten hat mich mit Euch, mit der Welt und

mit mir ſelbſt ausgeſöhnt. Theure Bertha! Nimm den aufrichtigen Dank eines alten Mannes, dem Du den noch übrigen Reſt ſeines Lebens zu einem glücklichen gemacht haſt. Du haſt mir bewieſen, meine herrliche Nichte, daß ein Leben ohne Freundſchaft, Liebe und Patriotismus kein Leben, ſondern ein troſtloſes Vegetiren iſt. Von heute an gehöre ich Euch und meinem Vaterlande und ich liebe Euch, meine Freunde, und dich, mein Vaterland, aus ganzer Seele. Auch Dir, mein Schwager Güter, danke ich aufrichtig für den Edelmuth, mit dem Du mir verziehen haſt. Wackerer Mann! Dein Händedruck hat mich ſtolz gemacht. Sie, lieber Lorenz, haben ſich mit derſelben edlen Herzensgüte benommen, die ich ſeit je her an Ihnen gekannt, leider aber in ihrem unendlichen Werthe nicht geſchätzt habe. Sie, lieber Milchner, ſind ſo bereitwillig geweſen, das Beiſpiel Ihres Schwiegervaters nachzuahmen, daß ich beſchämt ſein würde, wenn der Himmel Ihnen nicht in dieſem Engel einen Schatz verliehen hätte, der Sie ſo weit über Ihre Nebenmenſchen erhebt, daß man aus Ihrer Hand Wohlthaten empfangen darf, ohne zu erröthen. Sie, mein lieber Alfred,

haben durch Ihr männliches und höchst ehrenhaftes Benehmen eine Last von meinem Herzen genommen, die mich zu zermalmen drohte. Meine Tochter liebt Sie, mein braver junger Freund! Gott gebe Euch seinen Segen. Und nun Du, Auguste, die ich zuletzt nenne, aber wahrlich nicht am wenigsten liebe! Im Verein mit Bertha hast Du das Wunder bewirkt, dem ich meine Rettung aus den Klauen des Teufels der Eitelkeit, des Hochmuths und des Stolzes verdanke. Gott segne Dich, mein Kind! Erhalte Dir Deinen frohen Muth, aber vergiß nie, meine geliebte Tochter, daß nur wahrhaft gute Menschen froh und glücklich sein können. Gott segne Euch Alle, Ihr meine Lieben! Euere Güte und Liebe hat mich zu einem neuen Menschen gemacht, ich fühle mich wie neugeboren und gäbe viel darum, wenn ich meine höchst klägliche Vergangenheit durch ein langes, segensreiches Leben sühnen könnte!"

Alle Anwesenden wurden durch die Rede Herrn Burks tief ergriffen, Niemand aber mehr, als Herr Güter, der jedes Mal ein Schluchzen unterdrücken mußte, wenn er seine Bertha preisen hörte. Er erhob sich mit seinem Glase, versuchte

einige Worte zu entgegnen, konnte aber vor Rührung nichts ſagen, als: „Gott ſegne Dich, meine Lotosblume! Was ich auf den duftenden Blumenteppichen der braſilianiſchen Ebenen geträumt habe, iſt in Erfüllung gegangen. Dank, tauſend Dank, mein Lilienſtengel!“

Der alte Mann ſetzte ſein Glas nieder, breitete beide Arme aus und ſank ſeiner Tochter in die Arme.

Schluss.

Wir haben nur noch wenig zu berichten. Herr Lorenz hat die Bücher Herrn Burks in Ordnung gebracht und gefunden, daß er außer den Gütern in Schweden noch gegen hunderttausend Mark Banco im Vermögen hat. Alfred lebt mit Auguste in Schweden und überwacht mit seltenem Geschicke die ausgedehnten Besitzungen seines Schwiegervaters. Wöchentlich treffen Briefe des glücklichen Paares ein, die von Herrn Burk und allen Verwandten mit der innigsten Freude gelesen und beantwortet werden.

Wupdikutz hat sich aus dem Staube gemacht, nachdem Alfred ihm eine Forderung auf Pistolen zugehen ließ.

Salomon Hirsch ist ein reicher Mann und setzt das „Geschäft" fort. Er betritt das Haus Herrn

Burks nicht mehr und fürchtet ſich vor Matthis, der in unangenehme Colliſionen mit ihm gekommen ſein ſoll.

Matthis leidet noch an ſeinen Träumen, braucht aber ſeit einiger Zeit Hoffs Malzextract und hofft auf Beſſerung.

Erneſtine iſt biſſig und verdrießlich wie immer; weil ſie es in ihres Vaters Hauſe nicht mehr ertragen konnte, hat ſie ſich eine Privatwohnung genommen, wo ſie mit ihrem Dienſtmädchen und einem Wachtelhündchen zurückgezogen lebt.

Herr Burk iſt wie umgewandelt; er geht keinem Armen vorüber, ohne ihm ein Almoſen zu ſchenken; wenn er ſo fortfährt, wird ihm der Segen ſeiner Nebenmenſchen nicht ausbleiben.

Bertha macht Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit. Sie und Alle, die mit ihr verkehren, ſind glücklich. Gott ſegne ſie!

Die Schwägerin iſt wieder hergeſtellt, hat aber noch nicht gefunden, was ſie ſucht. Sie hat ſich neulich die Karten legen laſſen, und da die Wahrſagerin ſtumm war und Alles aufzeichnen mußte, was ſie in den Lenormand'ſchen Karten fand, hat ſie ihr nachſtehendes Bild ihrer Zukunft entworfen. Möge es in Erfüllung gehen!

Und nun, lieber Leſer, lebe wohl! Es hat uns Freude und Schmerz gemacht, Dir die Menſchen zu zeichnen, wie ſie ſind. Erkennſt Du in Deinem eigenen Herzen, daß wir recht haben, wenn wir die Eitelkeit, den Hochmuth und die Verſchwendung an den Pranger ſtellen, und die Nächſtenliebe, die Gottesfurcht und die Liebe zum Vaterlande über Alles erheben, ſo wirſt Du die Hand nicht ausſchlagen, die wir Dir freundlich bittend entgegenſtrecken. Dir aber, lieber Güter, und Dir, theuerſte Bertha, die wir von ganzem Herzen liebgewonnen haben, wünſchen wir Gottes Segen! Möge es Euch ſo wohl ergehen, wie Euch dies von ganzem Herzen wünſcht

der Verfaſſer.

In der Verlagshandlung von **Carl Rümpler** in Hannover sind ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Greifensee.
Roman
von **O. Abeken.**
2 Bände. Octav. Geheftet. 3½ ₰.

Erzählungen aus Niedersachsen
von **Günther Nicol.**
2 Bände. Octav. Geheftet. 2 ₰.

Eversburg.
Ein Roman von Mathilde Raben.
3 Bände. Octav. Geheftet. 2 ₰ 20 ₰.

Letzte Gaben.
Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshoff.
Octav. Elegant geheftet. 1½ ₰.

John Paul Jones.
Roman
von **Stanislaus Graf Grabowski.**
2 Bände. Octav. Geheftet. 2 ₰.

Bilder aus dem deutschen Flottenleben.
Von **P. J. Wilcken.**
Octav. Elegant geheftet. 10 ₰.

Bilder aus dem Soldatenleben.
Von **Stanislaus Graf Grabowski.**
Octav. Elegant geheftet. 10 ₰.

Essays
von **Herman Grimm.**
Groß Octav. Geheftet. 1 ₰ 25 ₰.

Drei Freunde.
Roman von P. J. Wilcken.
2 Bände. Octav. Geh. 2½ ₰.

Novellen
von
Ernst Frihe.
4 Bände. Octav. Elegant geheftet. 4 ℳ.
Inhalt: Band I. Deutſches Leben vor ſunfzig Jahren. – Band II. Burg oder Burg. – Band III. Die Maske des Reichsbunds. – Band IV. Jung um Jung.

Vanitas.
Roman in ſechs Büchern
von **Karl Frenzel.**
3 Bände. Octav. Geheftet. 4½ ℳ.

Dichter und Frauen.
Studien
von **Karl Frenzel.**
2 Bände. Octav. Geheftet. 3 ℳ 20 ₰.

Hermine. — Der Briefträger.
Zwei Erzählungen
von **Mathilde Raven.**
Octav. Geheftet 1 ℳ.

Franziska von Hohenheim.
Eine morganatiſche Ehe.
Zeitbild
von **Amely Gölle.**
2 Bände. Octav. Elegant geheftet 3 ℳ.

Novellen und Erzählungen
von
Ernst Willkomm.
2 Bände. Octav. Elegant geheftet. 2½ ℳ.

Germaniſches Blut.
Lebensbild aus dem indiſchen Archipel.
Von Hermann Frensing.
2 Bände. Octav. Elegant geheftet. 3 ℳ.

Herr Frank-Pickhartier.
Roman
von **Eugen Salinger.**
3 Bände. Octav. Geheftet. 4½ ℳ.